

# DER SOHN ♦ ♦ DER ♦ ♦ NONNE



✱  
MAXIM GORKI











K E N N E N D O E R K E N N E N

# Der Sohn der Nonne



Verlag des Buchhandelsverlages  
J. G. M. Dieckmann & Co. Berlin

1 4 2 5





M A X I M G O R K I

# Der Sohn der Nonne

Roman

Deutsch von August Scholz

Für den Büchertreis verlegt durch  
F. H. W. Dieß Nachfolger, Berlin

---

1 9 2 5

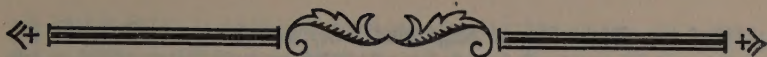
Copyright 1925  
by J. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Bücherkreiseremplar ist im Handel  
nicht zu erwerben

Einbandentwurf: Prof. A. Arnstam





I.

Jedesmal, wenn diese schreckliche Schlaflosigkeit, die den alten Leuten die Nächte zur Qual macht, Matwzej Koschemjakin bestiel, richtete er sich in seinem Bett auf, ließ die Gedanken Tag bei Tag durch die Vergangenheit schweifen und schrieb in seiner deutlichen, großen, altertümlichen Handschrift seine Erinnerungen in ein dickes Heft nieder, dessen Aufschrift lautete:

„Betrachtungen und Ansichten eines unbekannten Bewohners der Stadt Dkurow, nebst einer Darstellung etlicher Vorfälle, die sich daselbst zugetragen, nach fremden Berichten wie auch nach eigener Beobachtung geschildert.“

In etwas kleinerer Schrift war diesem Titel noch folgende Widmung hinzugefügt:

„Meinem jungen Freunde Boris Mansurow zu eingehender Durchsicht gewidmet, damit er von den traurigen Zuständen des russischen Kleinstadtlebens ein richtiges Bild erhalte.“

Das Heft lag vor ihm auf der schrägen Platte eines mit rotem Tuch überzogenen Lesepultes, das über dem Deckbett angebracht war. An der rechten Seite des Pultes war an einer Messingkette ein Zintensfaß befestigt, das leise hin und her schwankte und einen kleinen dunklen Schatten, so groß wie eine Maus, auf das Deckbett warf. Zu Häupten des Bettes brannte auf einem Wandbrett eine Lampe, deren gleichmäßiges Licht die Rissen im Rücken des Alten, seinen kahlen gelben Scheitel und seine großen, durch den schmalen Kranz grauer Haare nicht verdeckten Ohren beschien. Wenn der Alte den Kopf hob, fiel auf die Seiten des Heftes ein großer, runder Schatten; mit der geschwellenen Hand, die deutlich die Anzeichen der Wassersucht trug, fuhr er sich über den glatten Schädel, horchte auf den ungleichmäßigen Schlag seines müden Herzens und blickte, die Augen zusammenkneifend, nach den weißen Kacheln des Ofens am Fußende des Bettes und nach dem großen, die ganze Wand einnehmenden, über und über vollgestopften Bücherschrank, durch dessen Glastür die in Gold gepreßten Aufschriften der Ledereinbände schimmerten.

Ganz in die Vergangenheit vertieft, irrt der Blick des Alten langsam durch das dämmrige Halbdunkel des großen Zimmers und sieht kaum die verschwommenen Umrisse der längst bekannten Möbelstücke. Es sind ihrer nicht viele, und sie haben etwas so Buchtiges und Schweres, als seien sie in den Boden hineingewachsen. Der ganze Raum hat etwas Debes und Eintames, und das Halbdunkel, das in ihm herrscht, erscheint kalt und frostig.

Auf den Bücherschrank folgt eine Tür, und hinter dieser zieht sich wiederum ein zweiter Schrank, der mit Büchern und Zeitungstöben angefüllt ist, bis zur Vorderwand hin. Die beiden Fenster sind durch Läden dicht verschlossen; an dem Pfeiler zwischen ihnen hängt ein altertümlicher, ovaler Spiegel in einem Goldrahmen mit Figurenschmuck; unter dem Spiegel steht ein Divan, davor ein Tisch mit geschweiften Beinen, und auf dem Tische liegt eine alte, in Leder gebundene Bibel: ihre silbernen Schließen, die von der häufigen Berührung durch die Hände des Alten bligblank geworden sind, schimmern und blinken von weitem. Um den Tisch herum spreizen sich breitspurig etliche Sessel in Ueberzügen aus Segeltuch, die mit Streifen roten Baumwollstoffes benäht sind. In der vorderen Ecke, hinter dem Bett, befindet sich ein dreitheiliger Heiligenschein mit neun Heiligenbildern. In der kristallinen Lampe an den silbernen Ketten brennt melancholisch knisternd eine Flamme, deren Schein auf die Gesichter der Heiligen fällt: oben sieht man die sanften Züge des Heilands, der Muttergottes und Johannis des Täufers, in der Mitte den Wundertäter Nikolaus und Basilij den Gerechten zu beiden Seiten Christi, der seine Mutter tröstet, und in der untersten Reihe die drei Gruppen Cyrill und Methodius, Antonius und Feodosius und endlich Petrus, Merkus und Jonas, die drei Moskauer Wundertäter.

Ueber dem Bett hängen zwei Photographien in Rahmen aus Tannenzapfen: die eine in Kabinettformat stellt eine junge Frau dar, die ein lockiges Kind auf dem Schoße hält — beide Gesichter erscheinen verschwommen, wie Spiegelbilder in fließendem Wasser —, das andere Porträt zeigt den scharf umrissenen Kopf eines jungen Mannes mit buschigem Haar, hoher Stirn, kühn geschwungener Nase und starkem Kinn. Zwischen den dunklen, dichten Brauen liegt eine trozig-ernste Falte, und die noch bartlosen Lippen sind fest aufeinander gepreßt.

Matwej Koschemjakin schaute lange, ohne mit den Wimpern zu zucken, auf die beiden Bilder, bekreuzte sich dann und flüsterte leise:

„O Gott, Du Allerbarmer! Verlängere meine Tage, damit ich das Werk meiner Liebe und meines Gewissens vollende!“

Dann tauchte er behutsam die Feder in das Tintenfaß, neigte demütig sein Haupt und begann, ohne Hast, in seiner sorgfältigen, sauberen Weise in dem Heft weiterzuschreiben:

„Indem ich diese Erinnerungen an mein Leben, das auf so klägliche und schmachvolle Art verlief, niederschreibe, muß ich zu meiner tiefen Bekümmernis es aussprechen, daß ich mehr als einmal das Gefühl hatte, als ob eine geheime Macht mich sanft und fast unmerklich auf einen andern, mir unbekannten Weg hinstieße, der, wie ich deutlich sah, unvergleichlich besser war als jener, auf dem ich aus geistiger und körperlicher Trägheit, weil eben alle ihn wandeln, nunmehr an das Ziel des Todes gelangt bin. Ich hatte leider die heilsamen Lehren und Winke des Lebens nicht begriffen und mich ihnen wie ein träger Knecht widersezt, und als dann jene gütige Macht dennoch die Oberhand über mich gewann, war es schon zu spät. Nur wenig habe ich des köstlichen Honigs genossen, und nun muß ich sterben.“



Die Stille in dem Zimmer erscheint ebenso dick und grau wie der Filzbelag auf dem Fußboden. Von draußen dringen kaum hörbar die gedämpften Laute des scheuen, verhaltenen Nachtlebens der Stadt herein, die weder die Stille im Zimmer noch den Gedankengang des ganz in die Vergangenheit versunkenen Greises stören.

Es ist ihm, als stehe er einsam mitten in einer Ebene, am Fuße eines hohen Berges; vom Gipfel dieses Berges, den dunkles Gewölk bedeckt, ist er leise und unbewußt niedergeglitten — und nun liegt sein Weg hinter ihm, und er schaut in Gedanken wohl zum zehnten Mal auf ihn zurück.

Matwej Koschemjakin stand im siebten Jahre, als seine Mutter plötzlich aus dem Hause verschwand: sie war nicht gestorben, sondern einfach eines Nachts fortgegangen, ohne daß jemand etwas bemerkte. In der Erinnerung des Knaben war nur ein unklares Bild ihrer zarten Gestalt, der scheu blickenden dunklen Augen und der hastigen Bewegungen ihrer kleinen, sonnengebräunten Hände, die sich stets ängstlich irgendwo zu verstecken suchten, hasten geblieben. Nicht ein einziges Wort von ihr hatte das Gedächtnis des Sohnes bewahrt.

Sein Vater war ein hochgewachsener Mann, wohlgenährt, mit einem langen roten Vollbart, der rund geschnitten war, wie man es auf den Bildern Marims des Griechen sieht, und mit einer roten Nase. Seine grauen Augen hatten einen unfreundlichen, höhnischen Ausdruck, und die herabhängende Unterlippe gab dem Gesichte einen launischen Zug. Seine Bewegungen hatten etwas Ungeschlachtenes, er atmete laut und brüllte seine Leute oft mit seiner schrecklichen, heiseren Stimme an. Matwej hatte sich immer vor dem Vater gefürchtet, bis er ihn einmal ganz plötzlich und unerwartet lieb gewann.

Es war am zweiten Osterfeiertag; der letzte Frühlings Schnee war erst ganz kürzlich weggetaut, ein warmer, duftiger Hauch ging von der durch die Sonnenstrahlen erwärmten Erde aus, und auf den an der Sonnenseite liegenden Rasenflächen sproßte, hübsche Spitzenmuster bildend, da und dort fleckweise das zarte junge Gras.

Matwej ging in seinem Feiertagshemd aus rosa Seide hinter dem Vater im Hofe auf und ab und schwelgte im Anblick seiner neuen Stiefel, deren blanke Schäfte in der Sonne glänzten.

„Na, Sultan,“ sagte der Vater, sich vor der Hundehütte niederkauern, „langweilst du dich, alter Rbter, wie?“

Aus dem runden Ausschnitt der Hundehütte fuhr der scheelige Sultan, mit seiner Kette rasseln, jäh heraus. Der Vater schrie auf, fuhr mit der Hand durch die Luft und bespritzte den Sohn mit den schweren Tropfen einer warmen Flüssigkeit.

Leute kamen herbeigelaufen, alles hastete lärmend und schreiend hin und her; die äppige Köchin Wlasjewna mit den dunklen Augenbrauen verband die Hand des Vaters mit einem Stück Linnen, und er selbst stampfte zornig mit den Füßen, schimpfte laut und verlangte sein Gewehr. Der Hund warf sich an der klirrenden Kette wütend hin und her, Schaum stand ihm vor dem Maule, und er heulte ganz entsetzlich.

Der Hausknecht Sfason\*, ein poßennarbiger Mensch mit breitem, flachem Gesicht, brachte das Gewehr, und der Vater ließ sich auf ein Knie nieder und zielte, mit der Laufmündung den Bewegungen des wütend bellenden Hundes folgend, lange nach dem weit aufgerissenen roten Maſchen mit den gelben Zähnen.

„Lassen Sie ihn doch leben!“ sagte Sfason brummend zum Vater.

Der Schuß erdröhnte, und eine Wolke von blauem Pulverdampf hält den Vater ein, der zurückgewichen war und auf der Erde saß. Der zottige Rötter richtete sich auf den Hinterbeinen empor, zog die Kette straff, heulte laut auf und fuhr mit den krampfhaft zuckenden Vorderpfoten nach der blutüberströmten Schnauze, um gleich darauf, laut mit den Zähnen knirschend, zur Seite zu fallen. Der Vater versetzte ihm mit dem Stiefel einen Stoß und sagte zu Sfason:

„In die Augen hat er's bekommen...“

„Schade um das Tier!“ ließ der Hausknecht sich vernehmen. Die Blasfjewna brachte einen Krug voll Wasser und sagte mit weinerlicher Stimme zum Vater:

„Wasch Dir die Hände ab, Sſawel Iwanjtsch!“

„Dir müßte ich auch so eins aufbrennen!“ schrie der Vater sie an und drohte ihr mit der unverletzten Hand. „Ich habe Dir immer gesagt: Gib ihm kein Fleisch zu fressen! Geh, Sfason, hol mir den Arzt her!“

Er wickelte das blutdurchtränkte Handtuch von der Hand los, während Matwej, der der Röhin den Wasserkrug abgenommen hatte, voll Angst und Neugier ihm zusah. Da ließ er plötzlich den Krug los, daß er zu Boden fiel und das Wasser ihm über die neuen Stiefel lief: starr blickte er nach der Deffnung der Hundehütte, aus der eine rote Feuerzunge gierig hervorschoß, als wollte sie die Füße des Vaters befecken. Doch dieser ergriff sogleich die Hundehütte, stürzte sie um und begann das brennende Stroh auszutreten. Wie gelbe Blumen erschienen die Flammen unter seinen Füßen und rings um den toten Hund, unter dem das Stroh gleichfalls Feuer gefangen hatte. Der Vater war ganz in grauen Rauch eingehüllt, prustete und schrie und wandte den Kopf bald dahin, bald dorthin, um Luft zu bekommen. Von dem heißenden Rauch des glimmenden Strohes und des angesengten Hundefells halb betäubt, hatte der Knabe sich auf die Stufen der Haustreppe gesetzt und wartete nun ängstlich, dem Weinen nahe, was der Vater wohl sagen würde, der, die verletzte Hand mit der gefunden stützend, vor ihm stand und ihn forschend ansah.

Plötzlich kam er ganz nahe an ihn heran, setzte sich neben ihn und fragte in freundlichem Tone:

„Bist wohl sehr erschrocken, was, Kleiner?“

„Ja, sehr.“

„Nun, auch ich bin nicht schlecht erschrocken...“

Matwej sah ihn ungläubig von der Seite an: es wollte ihm nicht in den Kopf, daß ein großer, streng blickender Mann mit solcher Selbst-

\* Populäre Form des Namens Sſosont.



verständlichkeit, ohne sich auch nur ein bißchen zu schämen, von seinem Schrecken sprach.

„Es tut mir leid...“, sagte er, nachdem er ein Weilchen nachgedacht hatte.

„Um den Hund?“ fragte der Vater.

„Nein, um Dich.“

„Um mich?“ versetzte der Vater seltsam gedehnt.

„Ja, es war schrecklich, wie das Feuer so heraustram, gerade auf Dich zu. Woher kam es denn?“

„Von den Pfropfen. Man stopft einen Pfropfen von Werg in den Gewehrlauf, verstehst Du?“

Matwjej schmiegte sich eng an die Schulter des Vaters und sah ihm in das blaß gewordene Gesicht und die verschleierte Augen.

„Tut Dir die Hand sehr weh?“

„Die Hand?“ versetzte der Vater mit einem Blick auf die Bißwunde, während seine Unterlippe sich spöttisch vorschob, und fuhr dann mit veränderter Stimme fort: „Nein, nicht sehr. Es ist zum Glück die linke.“

Bis zu diesem Tage hatte der Knabe kaum jemals mit ihm so offen und herzlich gesprochen, und nun regte sich auf einmal in ihm der Wunsch, den großen, rothaarigen Mann über alle möglichen Dinge zu fragen. So war er über die Entstehung des Feuers noch nicht mit sich im reinen — die Erklärung, die der Vater ihm gegeben hatte, schien ihm doch gar zu einfach.

„Väterchen,“ fragte er, „hat der Hund eine Seele?“

„Was soll ihm eine Seele?“ entgegnete der Vater.

Nach einem Weilchen fuhr dann der Knabe, die Worte ganz langziehend, fort:

„Nein, wie das Feuer so auf Dich losfuhr! Schrecklich!“

Der Vater legte seine schwere, dicht behaarte Hand auf den Kopf des Sohnes und sagte in freundlich gesprächigem Tone, wie ihn der Knabe sonst nicht an ihm gewöhnt war:

„Schade um den Hund! Neun Jahre ist er alt geworden. Ein Glück noch, daß er mich gebissen hat, und nicht Dich. Wenn's Dich so getroffen hätte, denk mal! Gott behüte!“

Sein Gesicht wurde rot, und die fuchsfigen Augenbrauen zogen sich finster zusammen und senkten sich auf die Augen. Das erschreckte jedoch Matwjej keineswegs, er rückte vielmehr noch dichter an den Vater heran; es war ihm so warm und wohligh an seiner Seite.

Ein kleines, rundliches Männchen mit fröhlichem Gesicht, in einem putzigen Mantel aus kariertem Stoff und ganz engen Beinkleidern, betrat den Hof. Der Vater ging mit ihm ins Haus hinein und sagte zu Matwjej:

„Du bleib lieber hier, Motja, brauchst kein Blut zu sehen...“

Wie der Knabe nun so allein auf der Treppe saß, kam's ihm zum Bewußtsein, daß außer der Furcht vor dem Vater noch ein anderes peinliches Gefühl in seiner Seele lebte.

Bald nach dem Verschwinden der Mutter hatte der Vater eine freundliche alte Frau aus der Vorstadt, Makarjewna mit Namen, ins Haus

genommen. Sie hatte gar geschickte, warme Hände, und sie erzählte dem Kleinen an den Abenden mit ihrer singenden Stimme so prächtige, schaurige Märchen und Geschichten, und er hatte sie vom ersten Tage an ganz in sein Herz geschlossen.

Ganz besonders schön erzählte sie eine Geschichte davon, wie der liebe Gott im Himmel lebt:

Hoch auf goldnem Throne sitzt der allmächtige Gott,  
Und vor seinem Antlitz steht der Engel helle Schar,  
Seraphim und Cherubim lobsingen ihm, dem Herrn,  
Bitten ihn um Gnade für das sündige Menscheivolk,  
Scheuen sich dabei, ins strenge Auge ihm zu schau'n...

Wenn sie dieses Lied sang, rollten aus ihren gutmütigen schwarzen Augenlein kleine Tränen herab, wie Perleuschmuck an einem Heiligenbild anzuschauen.

Als sie jedoch kaum drei Monate im Hause war, wurde sie eines Tages von der Wlaskjewna beschuldigt, ihr Geld gestohlen zu haben. Da legten der Vater, Sason und die Wlaskjewna sie auf eine mitten in die Küche gestellte Bank, banden ihr die kleinen Hände unter der Bank mit einem Handtuch zusammen, und während die Wlaskjewna lachend ihre Beine festhielt, schlug Sason, den Blick zur Seite gewandt, schweigend und finstern mit den schneidend dünnen Nuten auf den wie Gallerte zitternden nackten Körper der Alten los.

Die Makarjewna schrie mit erslickender Stimme, wie eine Ertrinkende, der das Wasser in die Kehle läuft:

„Erbarmt Euch doch, o Gott... Ihr Lieben... Ich bin unschuldig, so wahr mir Gott helfe...! Nichts hab' ich genommen... oh, oh...“

„Immer schlag zu, Sason!“ schrie der Vater, der am Ofen stand und Matwej an der Hand festhielt.

Die Wlaskjewna aber sah mit spöttischem Blinzeln nach dem Hausknecht hin und sagte:

„Run guck' mal, wie er sich schämt... wie er die Schnute wegdreht... Ach, du liebe Unschuld!“

Matwej wollte den Vater bitten, die Alte doch nicht schlagen zu lassen, er wagte es jedoch nicht und weinte nur bitterlich.

„Was flennst Du?“ schrie der Vater ihn an und stieß ihn von sich fort.

Am Abend dieses Tages saß statt der Alten die feiste Wlaskjewna am Bette des Knaben, und statt der stillen Märchen und Geschichten vernahm er schmalzige, süßliche Belehrungen:

„Du mußt artig sein, mußt Väterchen liebhaben und ihm gehorchen! Du aber versteckst Dich immer vor ihm, gehst ihm aus dem Wege — warum tust Du das?“

Dann kam die Esfekteja ins Haus, eine stattliche Person mit glattem Gesicht, dunklem Bartanslug auf der Oberlippe und einer Warze auf der linken Wange. Sie hatte etwas Verschlafenes und wußte keine Märchen zu erzählen, sondern kannte nur Lieder, die sie rasch und trocken wie eine

Elster hinschnatterte. Wenn der Vater ihr begegnete, blinzelte er pfffig, gab ihr mit der flachen Hand einen Klapps auf den breiten Rücken, nannte sie einen Grenadier und bewies ihr auch sonst allerhand Aufmerksamkeiten.

Die Blasjewna weinte und drohte ihm:

„Ich geh fort! Du bist schlecht...“

Doch sie blieb, und Sefleteja mußte gehen.

In dem Tage, da sie abgelohnt wurde, hörte Matwej, der auf seinem Bett lag, durch die dünne Querwand, wie der Vater in seinem Zimmer sagte:

„Na, was flennst Du denn und reibst Dir die Augen, dumme Gans?“

„Du mein Lieber, Herzensguter, Du mein Alles...“ stötte die Blasjewna in weinerlich-süßlichem Tone.

„Hör' auf! Spar' Dir das! Ich mach' mir aus Euch allen nicht das geringste. Nicht um mich ist es Dir zu tun...“

„Sorg' ich denn nicht gut für den kleinen Motja?“

„Eine Mutter tut ihm not, das ist's!“

Der Knabe steckte seinen Kopf unter die Decke und begann leise zu weinen.

Als Matwej jetzt draußen auf der Treppe saß, fiel ihm das alles wieder ein. Er suchte nun zu vergessen, daß der Vater die freundliche Mte hatte prügeln lassen, und sein Gespräch mit der Blasjewna, das ihm erst so peinlich gewesen war, bekam nun für ihn einen neuen Sinn:

„Er tat das alles nur meinetwegen...“ ging's ihm durch den Kopf.

Der Vater blickte durch das Fenster in den Hof und rief:

„Motja, komm Tee trinken!“

Man trank Tee, Brantwein und verschiedenfarbige Liköre, man aß von der Osterspeise, vertilgte Kuchen und Eier in Menge. Gegen Abend erschien ein Gitarrenspieler, der muntere Arzt gab einen Trampeltanz zum besten, und auch die Blasjewna tanzte, daß die Stühle mitzuhäufen begannen, während der Vater mit der gesunden Hand den Takt angab und dabei pffte und schrie:

„Immer tanz', Du Here! Motja, komm mal her! Hast mich gern, was? Ach, Du mein liebes Kerlchen, Du armes Nonnenkind! Nur immer hoch den Kopf!“

Er goß dem Knaben ein Gläschen dickflüssigen, süßen Likör ein und sang ihm, mit den schweren Füßen den Takt tretend und den roten Feuerkopf hin und her wiegend, mit auffallend dünner, lächerlich klingender Stimme ein Lied vor:

Auf dem Felde, an dem Rain,  
Wächst ein Kraut gar wundersein,  
Gibt ein Tränklein, köstlich stark,  
Dringt dir ganz durch Wein und Mark...

Matwej empfand Mitleid mit dem Vater — er wußte selbst nicht, warum; er hatte das Gefühl, als müsse der große, starke Mann jeden Augenblick das Lied abbrechen und zu weinen anfangen.



„Heda, Markow — mehr Feuer, mehr Leben! Ach, Du! Immer dreh Dich! dreh Dich!...“ kommandierte Sjawelij Koschemjakin.

Der kleine dicke Arzt rollte sich ganz zu einer Kugel zusammen, presste die Gitarre dicht an seinen Leib und neigte seinen kahlen Kopf, von dem der Schweiß nur so herunterperlte, weit vor; seine Finger griffen in rasendem Tempo in die Saiten, fuhren flink über den Hals des Instruments, und mit seinem weichen Tenor sang er im Brusttone der Ueberzeugung:

Und der Pope muß sterben,  
Und der Edelmann muß verderben,  
Und nur der bleibt am Leben,  
Bei dem der Tod greift daneben...

„J—jich!“ quiekte die Blasfjewna und rang dabei wie in Verzweiflung die Hände über dem Kopfe.

„Sieh doch mal, Markow!“ schrie der Vater — „Guck' sie Dir mal an! Ist das ein Vieß, was?“

„Ueber Hügel — über Berge!“ sang der Arzt unbeirrt weiter, schüttelte in seiner Sangesbegeisterung den Kopf und ließ die heiteren Akkorde des Saitenspiels ertönen, während Matwej unverwandt nach ihm hinsah und nicht dahinter kommen konnte, wo eigentlich die Knie des kleinen Männchens steckten.

Plötzlich erschien der hochgewachsene, mürrisch blickende Werthführer Puschkarow, ein gebienter alter Soldat, im Zimmer — er legte das dunkle glattrasierte Gesicht in drohende Falten und fragte mit heiserer Stimme:

„Warum habt Ihr den Sultan abgemurkst, Ihr Banditen?“

Der Vater hielt ihm die verbundene Hand entgegen.

„Sieh her — ein Glied vom kleinen Finger hat er mir durchgebissen! Markow hat es mit der Schere abschneiden müssen. Seß' Dich, mein treuer Knecht!“

„Wart' nur, Dir werden sie noch den Kopf abschneiden!“ sagte Puschkarow lachend, nahm Matwej bei der Hand und sprach zu ihm: „Geh jetzt schlafen!“

Ein paar Tage später, am Sonntag war es, schritt der Vater, der eben aus der Kirche gekommen war, in Erwartung der Pastete im Zimmer auf und ab und sang:

Von früher Jugend an  
Bin ich ergraut in Sünden,  
O laß, mein Herr und Gott,  
Den Weg zum Heil mich finden:

Von draußen blickte, zwischen den gemusterten Blättern der Geranien, der graue Kopf Puschkarows zum Fenster herein.

„Lästerst Du wieder Gott? Verdrehst Du wieder die Worte des Liedes?“ schrie er ins Zimmer.

„Nach', daß Du fortkommst!“ sagte der Vater, ohne stehen zu bleiben.

„Ich sage Dir: Es heißt ‚Gott und Herr‘, und nicht ‚Herr und Gott‘!“

Der Vater trat ans Fenster, schlug sich mit der Faust gegen die Brust und sagte mit Nachdruck:

„Und ich sage Dir, es heißt: ‚Herr und Gott‘ — verstanden, alter Satan? ‚Herr‘ kommt zuerst und dann ‚Gott‘...“

„Ein Fälscher bist Du, ein gottvergessener Reher! Noch einmal wiederhol’ ich’s: ‚Gott‘ kommt zuerst, Gott über alles...“

„Geh Deiner Wege!“

„Rühr’ nicht an Gottes Thron...“

„U—uch!“ heulte Ssawelij Koschemjakin laut auf, ergriff mit beiden Händen einen Blumentopf und warf ihn Puschkarew an den Kopf.

Der Streit zwischen den beiden Männern belustigte den Kleinen, der im Zimmer beim Vater war. Er lief lachend nach dem Fenster, wich jedoch ganz entsetzt zurück: was da geschehen war, schien ihm gar zu schrecklich. Der Vater stand wie gebannt da, sein Gesicht erschien ganz dunkel und geschwollen; die Augen waren glanzlos, wie bei einem Blinden, und schaute, ohne zu blinzeln, nach einem Punkte; er trakte sich mit der rechten Hand die Brust und rief heiser:

„O Gott! O Herr Jesus Christus!...“

Matwej lief rasch aus dem Zimmer; über den Hof schritt, auf den langen Beinen schwankend, mit gebeugtem Nacken der Soldat; die eine Hand streckte er wie tastend vor, und mit der andern fuhr er nach dem Kopfe, der ganz voll Erde war und suchte eine dunkelrote, feuchte Masse, die an seinen Fingern haften geblieben war, abzuschleudern.

Matwej lief nach dem Speicher und wühlte sich dort in einen Haufen silbergrauen Hanf ein. Unwillkürlich dachte er an die schaurigen Märchen der Matarjewna: auch dort erschien das Schreckliche immer so unerwartet. In den Märchen aber kam immer die gütige Fee und rettete den kleinen Helden aus der Gefahr, und hier, in der Wirklichkeit, gab es keine Fee, sondern nur diese Wlassjewna, die immer so unangenehm nach angebrannter Butter roch.

Im Hofe ließ sich die Stimme des Vaters vernehmen.

„Ich sperr’ Euch alle miteinander in den Speicher ein, Ihr Teufelspaß, und zünde ihn an!“ schrie er. „Da reißt einem wirklich die Geduld... Matwej! Motja! Wo steckst Du?“

Zitternd vor Furcht kroch der Kleine aus dem Hanf heraus und stand ganz von den grauen Fasern bedeckt, in der Tür des Speichers. Der Vater führte ihn schweigend in den Garten, setzte sich dort auf die Rasenbank unter dem Apfelbaume, nahm den Sohn zwischen seine Knie und sagte:

„Bist wohl wieder mal erschrocken? Man darf nicht so schreckhaft sein, mein Junge! Wie willst Du denn leben, wenn Du immer in Angst bist und Dich versteckst? Hast Du den Soldaten noch nie betrunken gesehen?“

„Du hast ihn an den Kopf getroffen, daß er ganz blutig war“, versetzte der Knabe mit leiser Stimme.

„Was ihm das groß schadet! Im Regiment ist er noch ganz anders malträtirt worden.“

Er erzählte des langen und breiten, wie die Soldaten im Dienst geprügelt würden, und Matwej lehnte sich mit der Wange an seine Brust und horchte, wie da drinnen irgend etwas röchelte. Er meinte, es sei jene schwarze Macht, die vorhin das Gesicht des Vaters so verfinstert hatte und nun in den letzten Zügen liege.

„Hab' keine Angst vor ihm! sagte der rothaarige Mann. „Er macht nur so aus Langerweile seine dummen Streiche und ist sonst ein ganz guter Kerl. Das ist nun mal nicht anders: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.“

Es lag etwas Freundliches in seinen Worten, doch sprach er offenbar mit Unlust, und es machte ihm Mühe, die Ausdrücke zu wählen. Er unterbrach seine Rede häufig, sah zum Himmel auf, gähnte und schmagte mit der dicken Lippe.

Die Bäume, über die das junge, gelbe Laub wie unzählige gelbe Sternchen hingestreut schien, tranken gierig den Sonnenschein, mit leisem Geräusch plakten die Knospen an den Zweigen, die Bienen schwirrten summend umher; der ganze Garten war wie von feuchten Dämpfen durchzogen — überall trieb und blühte das junge Leben.

„Bist Du schläfrig?“ fragte Matwej den Vater.

„Nein, ich gähne nur vor Langerweile. Die Feiertage sind immer so langweilig.“

„Du sagst auch Alltags oft, daß Du Dich langweilst.“

„Ja, auch alltags geht's bei uns nicht sehr vergnügt zu!“

Koschenjakin preßte den Knaben fester an sich, und es schien, als komme plötzlich Leben in ihn hinein.

„Ja, früher ging es hier lustiger zu“, sagte er. „Nicht so ruhig, aber dafür eben — lustiger. Ich will Dir gelegentlich mal etwas aus der Wirklichkeit erzählen, statt der ewigen Weibermärchen. Du bist schon groß, Du kannst es schon hören, wie Dein Vater gelebt hat...“

„Erzähl' doch jetzt gleich!“ bat ihn Matwej.

„Auch das kann ich“, sagte der Vater, nachdem er sich ein Weilchen besonnen hatte. „Irgendwas... wie ich zum Beispiel mit meinem Vater — Deinem Großvater — und mit der Großmutter auf einem Segelschiff fuhr. Am Schleppseil gingen wir her, als Barkentfnechte, immer am Wolga ufer entlang. Siebenundzwanzig Mann waren wir, und Dein Großvater war der Kolonnenführer. Ein großer Mann war's, so finster, und von festem Charakter... n—ja...“

Sawelji Koschemjakin kniff die Augen zusammen, räusperte sich und blickte unsicher über das hellgrün schimmernde Baumgezwerg hin.

„Es sind doch lauter ernste Dinge, Motja, um die es sich da handelt — die passen noch nicht recht in Deinen kleinen Kopf hinein“, fuhr er dann fort und sah dabei den Jungen ein wenig zögernd an. „Warten wir noch ein Weilchen mit dem Erzählen...“

„Nein, Väterchen, erzähl' lieber jetzt gleich!“ versetzte der Knabe und schob dabei mit der Hand den Bart des Vaters zur Seite.

„Es kitzelt Dich wohl?“ fragte Sawelji lächelnd. „Ja, siehst Du — so kitzelt es mich, wenn ich an die alte Zeit zurückdenke.“



Er dachte ein Weilchen nach und begann dann zusammenhängend zu erzählen:

„Wir stammen aus der Gegend von Kostroma, an der Weluga hatten wir gewohnt, in einem stillen Winkel zwischen den beiden Flüssen Dschma und Mischma. Es war ein weltentlegener Ort, nichts als Wald ringsum, so recht gemüthlich und behaglich für den Menschen wie für jede Art von Getier. In der Dschma wie in der Mischma gab es mächtige Barsche und Weißfische, ich habe ihrer eine Unmenge gefangen. Die schönsten Barsche gibt es in dem Flusse Kotoroschl, nicht weit von der Stadt Kostow — das ist Dir ein Städtchen, mein Lieber! Wie herrlich läuten da die Kirchenglocken, und die Festungswerke sind Dir so stark, daß weder die Tataren noch die Polen, noch selbst Bonaparte sie einnehmen konnten. Das war Dir ein tapferer Zar, dieser Bonaparte, und so verständig! Moskau hat er erobert, und ganz Rußland dazu, um die Festungsmauern von Kostow aber ritt er herum, rieb sich die Nase und sagte zu seinen Generalen: ‚Nein, meine getreuen Ritter, hier müssen wir wieder weg! Diese Stadt können wir nie erobern!‘ Das hat er ihnen aber nur so gesagt, in Wirklichkeit jedoch verhielt sich die Sache etwas anders: Während er zur Nachtzeit auf seinem Pferde ganz allein um die Festung herumritt, ließ die Geistlichkeit von Kostow ununterbrochen alle Kirchenglocken läuten. Nun waren diese Glocken aus dem Silbergeld gegossen, das man während vieler Jahre von den Bettlern der Stadt eingewechselt hatte: gab jemand einem Bettler eine Silbermünze, so wechselte die Stadt Kostow ihm diese in Kupfer ein. Zwar wurden die Bettler dabei oft genug betrogen, doch den Glocken schadete dieser Betrug nicht weiter, ihr Geläut wurde davon im Gegentheil nur noch eindringlicher. Dieses Glockengeläut nun vernahm der Bonaparte, und es rührte seine Seele, daß er sich sagte: ‚Da habe ich nun so viel Land erobert, und was soll ich damit? Ich habe doch keine Kinder...‘ Alle seine Kinder waren ihm nämlich gerade zu jener Zeit gestorben. Auf diese Weise, siehst Du, ist Kostow vor ihm bewahrt geblieben... Doch ich will Dir lieber etwas vom Barsch erzählen: Der Barsch, mein Lieber, ist ein sehr gefräßiger und schlauer Fisch, und man muß es verstehen, ihn zu fangen. Gingen wir da eines Tages mit dem Vater an die Dschma, um Fische zu fangen. Wir gehen durch den dunklen Wald, und mit einemmal kommt uns der Gutsbesitzer aus dem Dorfe Bolotino mit Gewehr und Jagdtasche entgegen. Mein Vater — Dein Großvater, verstehst Du — flüstert mir zu: ‚Kriech ins Gebüsch hinein!‘ Ich tat's und versteckte mich...“

Koschemjakin räusperte sich, schwieg ein Weilchen, ließ den düsteren Blick wieder über den Garten hinschweifen und schaute nach den Kuppeln der Klosterkirche hinüber. Der Knabe fuhr ihm mit den Fingern leicht durch den dichten Bart und stieß ihn ungeduldig mit dem Ellbogen gegen die Brust.

„Erzähl' doch weiter...“, sagte er.

„Nun,“ fuhr der Vater leise und nachdenklich fort — „nach diesem Zusammentreffen ist Dein Großvater entlaufen, nach Rybny, zu den Barkenfnechten...“

„Und der Gutsbesitzer?“ fragte Matwej.

„Der Gutsbesitzer... na ja, der blieb da...“ antwortete Koschemjatin widerwillig und blickte dabei zum Himmel auf. „Der Gutsbesitzer, fragst Du? Der blieb eben dort... auf seinem Gute. Diese Herren taten damals, was sie wollten, mein Lieber; seine Leute waren Leibeigene, die jedes eigenen Willens beraubt waren und vor den Herren Furcht hatten, schlimmer als vor dem Teufel oder vor der Krähe... Meine Schwester — sie wäre Deine Tante, wenn sie noch lebte...“

Der große, rothaarige Mann stieß einen Seufzer aus und sagte dann: „Das ist auch wieder so eine Geschichte... wo man auch hineinblickt ins Menschenleben, immer stößt man auf Dinge, die sich einem Kinde nicht erzählen lassen... Du kannst das alles noch nicht recht begreifen... Geh lieber, sitz' ein Weilchen vor dem Tor... Ich will inzwischen hier ein Schläschen machen...“

Er gab den Kleinen, den er immer noch zwischen den Knien gehalten hatte, frei und schob ihn behutsam fort.

Auf dem Bänkchen am Tor saß der Hausknecht Ssason, barfuß, im roten Baumwollhemd und hellblauen Beinkleidern. Er saß, wie immer, unbeweglich da, sein breiter Rücken samt dem Nacken war gleichsam mit dem Zaune verwachsen; die Hände hatte er hinter den Gürtel geschoben, das pockenarbigte, ausdruckslose Gesicht verriet kein Zeichen inneren Lebens; der Atem ging tief und langsam, und die halbgeschlossenen, stumpf blickenden Augen verrieten, daß Ssason schon „einen gehoben hatte“.

Auf alle Fragen Matwejs hatte er nur die eine Antwort:

„Ich weiß es nicht. Wer kann das wissen? Kein Mensch kann das wissen...“

Zuweilen jedoch begann er, als wäre er schon ganz und gar im Rausche, mit gedämpfter Stimme unverständliche Worte vor sich hinzumurmeln:

„Wenn man so immer, immer weiterginge — wohin käme man dann in einem Jahre? Kein Mensch kann es sagen! Oder in fünf Jahren? Das weiß man erst recht nicht. Kein Mensch weiß überhaupt etwas, ja...“

Er streckte sich, beguckte eine ganze Weile mit großer Aufmerksamkeit seine Beine, als wenn er nicht begriffe, wozu er sie eigentlich hätte, und dann begann er wieder Satz für Satz seine schwerblütige Weisheit auszukramen:

„In Pskow sagte mir einmal jemand, er sei schon sechstausend Werst gewandert. Na, und was weiter? fragte ich ihn. ‚Gar nichts weiter‘, antwortete er mir. Und dann hat er mir ein Hemd gestohlen.“

Er schwieg wieder, als ob er in Gedanken irgendwohin in die Ferne schweifte, stieß dann plötzlich Matwej mit dem Ellbogen an und sagte:

„Wenn man so bis ans Meer ginge... bis dahin, wo es keine Ufer mehr hat... was wäre da wohl zu finden? Denn das Kaspiische Meer, das hat Ufer. Man weiß das von den Kirgisen, die sind ringsherum geritten. Die Kirgisen verstehen sich sehr gut aufs Zaubern...“

Ein Hauch von grämlicher Schwermut lag stets über dem ganzen Wesen dieses Menschen. Niemand im Hause liebte ihn, man schalt ihn

einen Faulenzer, hielt ihn für halbgestört. Auch Matwej hatte für ihn nicht viel übrig, er langweilte sich stets in seiner Gesellschaft und hatte zuweilen sogar Furcht vor ihm. Seine wirren Reden weckten in der kindlichen Seele häufig ein Gefühl der Menschenscheu und scheuchten den Knaben für ganze Stunden in irgendeine Ecke, wo er dann still für sich brütend saß und Haus und Hof stumm betrachtete.

## II.

Roschemjakins Haus hatte früher der adeligen Familie der Dubnows gehört, die es als Gutscontor benutzt hatten. Es war jetzt von ihrer Besitzung durch einen großen, öden Platz getrennt, auf dem sich die von wildem Hanf, Sauerampfer, Kletten, Brennesseln und niedrigem Weißdorn gebüsch überwucherten Trümmer eines niedergebrannten Flügelgebäudes befanden. Das aus festem Kernholz erbaute Haus Roschemjakins stand mit der Seite der Straße zugewandt; die beiden Fenster waren gegen die Blicke Neugieriger durch einen Statetzzaun und ein darüber gesetztes dichtes Holzgitter geschützt, während ein Lattenzaun mit einem soliden, an Eichenpfeilern drehbaren Thor den Hof umgab. Die Fassade mit dem durch Schnitzwerk verzierten Aufgange war dem Hofe zugewandt; aus ihren sechs Fenstern sah man die obere Etage des unbewohnten Dubnowschen Hauses mit dem von Rost zerfressenen Dache aus Eisenblech, den eingefallenen Schornsteinen, verbogenen Wetterfahnen und spöttisch blinkenden Dachfenstern. Die Fensterscheiben waren ausgeschlagen, und der Boden des alten Herrenhauses wurde von zahllosen blaugrauen Tauben bewohnt, während hungrige Raben lauernd über das Dach schlichen, um einen unvorsichtigen oder unbeholfenen Vogel zu erwischen.

Aus dem hohen Dache des Roschemjakinschen Hauses sprang ein Giebel mit zwei Fenstern hervor, der sich in der Architektur des Ganzen ein wenig sonderbar ausnahm; die verwitterten, regenbogenfarbigen Scheiben erinnerten an die Augen der Eule, die das Tageslicht blendet. An der andern Seite des Hauses zog sich ein langer, schmaler Ziergarten hin; auf diesen folgte der Gemüsegarten, und hinter den Himbeerbüschen, zwischen Beeten, die mit Runkel-, Wasser- und Mohrrüben bepflanzt waren, stand das Badehaus. Auch der Garten und die Gemüseanlagen waren mit einem hohen Zaun umgeben, über den ein Kamm von spitzen Nägeln emporragte; dahinter lag der Klosterpark, aus dessen dichtem Grün zwischen alten Linden die blauen Kuppeln der beiden kleinen Klosterkirchen emporragten, von denen die eine für den Winter, die andere für den Sommer gottesdienst bestimmt war. Wenn die Linden blühen, fällt der gelbe Blütenstaub auf die grauen Dächer der Klostergebäude, daß sie wie vergoldet aussehnen, und eine der Linden ist so hoch, daß ihre dicht belaubten Zweige bis an die Fenster des Glockenturmes hinaufreichen und mit den seidenglänzenden Blättern fast das Erz der kleinen Glocken berühren.

Der quadratförmige Hof Roschemjakins ist von allen Seiten mit Wirtschaftsgebäuden umgeben, zwischen denen sich zahlreiche bequeme Verstecke befinden. Dem Tore gegenüber liegt der festgefügte Speicher, der



wie in die Erde eingewurzelt erscheint. Regen und Sonnenschein haben ihm ein wetterhartes Aussehen gegeben, und er ist von Wolken graugrünen und silberfarbigen Hanfes angefüllt; bei trockenem Wetter ist sein weiter Rachen geöffnet, er erscheint dann wie ein ungeheurer Ofen, in dem der dichte graue nach Hanföl und Pech riechende Rauch regungslos erstarrt ist. Durch den Speicher gelangt man nach einem freien Platze, auf dem sich die Seilfabrik befindet. Der große, öde Platz geht auf das freie Feld hinaus und ist ganz von Unkraut überwuchert, nur in der Mitte zieht sich ein breiter Pfad hin, über den die zitternden grauen Hanfsschnüre sich hinziehen. Weit am Ende des Platzes sind die Schnüre an kleine, mit Ziegelsteinen beladene Schlitten gebunden, und in dem Maße, wie die sich aufwickelnden Schnüre verkürzt werden, bewegen die Schlitten sich knarrend und zitternd vorwärts. Unter den Schnüren befinden sich hölzerne Rämme, zwischen deren Zähnen die grauen Saiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend lautlos vibrieren, während vier Arbeiter Stunde um Stunde und Tag um Tag rückwärts schreitend an diesen Saiten entlang gehen, als seien sie für ihr ganzes Leben an sie gefesselt. Sie tragen dunkelblaue Hanfhemden und sind barfuß, ihr Blick ist finster, und zu ihren Füßen liegen achtlos hingeworfen die kegelförmigen hölzernen Garnspulen.

Gegenüber dem Speichertore bewegt sich in einem soliden Gestell aus Eichenholz langsam ein vertikales Rad mit eisernen Haken im Zentrum, von denen in dünnen Strömen das Hanfwerk ausgeht. Gedreht wird das Rad von dem halbblinden und halbidiotischen Bauern Valentin.

Das Rad ächzt leise, und Valentin singt dazu unablässig mit träger Stimme sein Lied, immer ein und dasselbe, dessen Worte Matwjej nie recht unterscheiden konnte. Zwei Mann arbeiten an den Hanfsschwingen, zwei andere hecheln den Hanf, und der graubärtige, ganz mit Pech beschmierte und von silbernen Hanfsäden bedeckte Puschtarew tappt zwischen ihnen umher wie ein alter Bär, von der Art, wie sie die Zigeuner und die bärtigen Bauern aus Ssergatsch umherführen. Während die andern sich träge und schweigsam bewegen, ist er rührig und lebhaft bei der Arbeit, hilft da und dort nach, zupft und glättet, guckt an der Seilerbahn entlang, läuft rasch ans Ende der Bahn, wenn etwas nicht in Ordnung scheint, und reguliert die Gewicht. Er hustet, räuspert sich, knurrt, setzt sich auf ein Stück Balken, das in der Nähe liegt, nimmt die Rechenmaschine und beginnt daran zu zählen, und wenn die Rechenfugeln an seinen pechschwarzen Fingern festkleben oder sich auf den verbogenen Drahte nicht hin und her rücken lassen, schimpft er wie ein Rohrsperrling. Dann nimmt er ein schmales, langes Buch und frizelt darin mit einem Stift aus richtigem Blei herum, den er häufig an seinen blauen Lippen befeuchtet. Er trägt keine Mütze, und sein rotes Gesicht mit dem dichten grauen Borstenhaar darüber gleicht ganz einer mit Asche bedeckten glühenden Kohle.

Wenn Matwjej sich langweilt, kriecht er öfters auf das Rasendach der Erbhütte, in der das Pech, das Del und verschiedene Instrumente aufbewahrt werden. Die Hütte stand im dichten Schatten einer alten Weide, und der Knabe konnte von hier aus den ganzen Platz überschauen, hinter

dem sich unbebaute, mit gelbem Hahnenfuß und blauen Glockenblumen bedeckte Hügel erhoben. Rote und schwarze Kühe suchten dort, mit grauen Schafen zusammen, ihr spärliches Futter. Die Hügel verflachten sich allmählich, und hinter ihren fahlen Kuppen sah man den dunklen Ramm eines Waldes. Der scharfe Geruch des Hanfes und der frischgepichten Tanne erfüllte die Luft und übertäubte den würzigen, feinen Duft, der von den Obstbäumen und Beerensträuchern des Gartens herüberdrang.

Rechts die Ruine des niedergebrannten Gebäudes und das ausgestorbene Herrenhaus, links das stille Kloster — von allen Seiten drang trübselige Langeweile auf die einsame junge Seele ein; die Wünsche erstarben, die Gedanken erloschen in ihr, wie die Sonnenstrahlen in dem lauen Wasser des von ihnen angewärmten Sumpfes.

Puschtarew gab sich alle Mühe, Matwej zu unterhalten. Sobald er ihn erblickte, rief er ihn zu sich heran:

„Heda, Nonnensohn, komm einmal her!“

Und er erzählte ihm irgendeine Geschichte aus seinem mühseligen Soldatenleben. Einmal schlug er ihm vor:

„Soll ich Dir mal ein Lied vorsingen? Es ist mir da gerade was hübsches eingefallen.“

Er wartete nicht erst die Antwort des Kleinen ab, sondern legte sein Gesicht in Falten, verdrehte mit weinerlichem Ausdruck die Augen und sang mit dünner Weiberstimme:

„Die Herren Offiziere, die sind mit uns so streng...“

Er brach plötzlich ab, ließ die Augen wild rollen und wiederholte dann mit heiserem Bass:

„D, so streng.“

Und dann sang er in traurigem Tone weiter:

„Traktieren uns mit Schlägen, ach, die schwere Meng’...“

Wiederum brüllte er dann im Basson:

„Ach, die schwere Meng’!“

Nun schloß er die Augen, schüttelte hoffnungslos den Kopf und sang mit dem Ausdruck der Verzweiflung, die hohen Fisieltöne langdehnend:

„Sie heißen uns marschieren ins weite, weite Feld...“

Der Soldat hatte es auf einen lustigen Effekt abgesehen, das Lied machte jedoch auf Matwej einen traurigen Eindruck.

„Sing nicht!“ bat er den Werthführer.

„Gefällt Dir das Lied nicht?“ fragte dieser ein wenig erstaunt. „Ach, Du liebes Kerlchen! Das kommt nur daher, weil ich’s nicht von Anfang an gesungen habe, es beginnt nämlich sehr hübsch! Hör’ mal zu:

Es ging gar trübe Kunde durchs ganze liebe Land:

Zum Kriege geht’s, ihr Leutchen, Rekruten drum gesandt!“

„Hör’ auf!“ rief Matwej, der an dem Singsang des Alten kein Gefallen fand, und lief fort.

Zuweilen faßte ihn die Wlaskjewna bei der Hand, setzte eine feierliche Miene auf und führte ihn in die Küche, wo er ihr gegenüber am Tische Platz nehmen mußte.

„Komm,“ sagte sie, „laß uns lieber fein säuberlich und artig plaudern, statt daß Du wie eine Spinne im Winkel sitzt!“

Und in strengem Tone fragte sie:

„Weißt Du, wie groß der liebe Gott ist?“

„Nein!“ antwortete der Knabe finster, ohne sie anzusehen.

„Sieh mir in die Augen,“ herrschte die üppige Köchin ihn an — „sonst merkst Du Dir es nicht! Seine Maßzahl ist 33. Und wieviel Vorfahren hat der Herr Jesus, von Adam an gerechnet?“

„Ich weiß es nicht.“

„300! Und nun — sieh mal her...“

Und in listigem Tone fuhr sie fort:

„Da dachte nun der böse Satan Antichrist bei sich: Ich will mich doppelt so groß machen, wie Christus ist! Nun, und so nahm er denn zu seiner Maßzahl die 66; daß aber das Kreuz sich aus drei Teilen zusammensetzt und nicht aus sechs — das hatte er vergessen, der Dummkopf! Von dieser Zeit an kann ihn jedermann sehen, der kein Schnupfer ist und sich an den echten alten Glauben hält.“

Vom Antichrist sprach sie nicht oft, doch stets furchtlos und mit Geringschätzung; der Name Gottes hatte, wenn sie ihn aussprach, etwas Drohendes; ihre Stimme wurde dabei tiefer, sie rollte die Augen und betrauerte sich. Im Anfang fürchtete sich Matwej vor Gott, dieser unsichtbaren, allgegenwärtigen und allwissenden Macht, mit der Zeit jedoch gewöhnte er sich unmerklich daran, nicht an Gott zu denken, wie man im Sommer nicht an die Wärme, im Winter nicht an Schnee und Kälte denkt.

Am liebsten sprach die stattliche Köchin von Zauberern, Hexen und geheimen Künsten; diese Erzählungen hörte Matwej begierig an, und sie allein milderten die unüberwindliche Abneigung, die er der Köchin gegenüber empfand.

Wenn sie von Zauberei sprach, dämpfte sie ihre Stimme zu einem unheimlichen Flüstern, ihre runden, rothigen Wangen und ihr voller, feister Hals erbleichten, die Augen schlossen sich fast ganz, und ihre Stimme nahm einen hilflosen, demütigen Klang an. Sie erzählte, wie die Hexenmeister die Spur des Menschen ausschneiden und mit ihren Zauberformeln das Blut des Menschen darauf trocknen, wie sie die kalte Geschwulst und das Fieber mit dem Winde auf die Menschen loslassen, wie sie den Pferden Nägel aus Sargholz in die Hufe treiben, und wie der Tote, dem der Sarg gehörte, in den Pferdestall kommt und den Pferden die Beine zerbricht.

Hatte sie dann dem armen Jungen von der bösen Macht der Hexen und Zauberer so viel Schauriges und Schreckliches erzählt, daß sie schließlich selbst davor Angst bekam, so brach sie plötzlich ab und fuhr gleich darauf in eifrigem Geflüster, als fürchte sie, etwas zu vergessen, fort:

„Denk aber nicht etwa, daß sie alle böse sind — o nein, nein! Es gibt auch gute darunter, es gibt sogar noch mehr gute als böse! Du mußt



wissen, daß sie die Kraft aller Kräuter kennen, des Feuerkrautes und des Kräutleins Himmelsstengel und des falschen Wurmkrautes, und sie wissen auch, wo sie zu finden sind. Diese Kräuter sind gut gegen alle Krankheiten, und sie helfen auch gegen die höllischen Mächte, die vor ihnen zurückweichen müssen. Wenn zum Beispiel Dein Feind Dir durch die Luft etwas Schlimmes anzaubert, so braucht der Herrenmeister Dich nur ein wenig mit dem Kräutlein Himmelsstengel unter der Achsel einzureiben, und sogleich verschwindet der Zauber. Ach ja, sie tun den Menschen sehr viel Gutes!

„Sie sind wohl Heilige?“ fragte Matwej einmal die Wasljewna.“

Sie dachte ein Weilchen nach und sagte dann unsicher:

„Nein... richtige Heilige sind nur jene, die in den Klöstern und Einsiedeln ihre Seelen retten, diese aber sind einfache Streiter wider den Bösen.“

„Aber Gott hilft ihnen doch?“ meinte der Knabe.

„Gewiß! Er hilft allen, mein Junge.“

„Er sollte die bösen Zauberer durch seinen Donner töten!“ sagte Matwej.

Die Wasljewna senfte tief auf und erwiderte dann:

„Er scheint doch Erbarmen mit ihnen zu haben. Es sind immerhin seine Geschöpfe.“

Tiefer jedoch als alle andern Erzählungen aus jener Zeit prägte sich dem Gedächtnis Matwej Koschemjatsins die Erzählung des Vaters von der Wolga ein. Es war an einem Frühlingstage, im Garten, der Vater war eben von einer Fahrt durch den Bezirk zurückgekehrt, wo er Hanf aufgekauft hatte. Er war ganz besonders gut gelaunt, und so nachdenklich, und er sprach in einem Tone, als fühle er sich vor aller Welt schuldig. Sie saßen an einem Tisch zwischen den Himbeersträuchern; Sjawellj Koschemjatin schüttelte den Kopf, tat einen tiefen Atemzug und streckte den Arm aus:

„Dort fließt sie hin, die Wolga, unser gutes Mütterchen!“ begann er. „So mächtig breit ist sie, mein Lieber, und so tief, und glänzt und strömt so rasch dahin... Und es ist Dir, als ströme sie Dir in die Brust hinein, oder aus deiner Brust heraus... Nicht zu sagen ist's, wie wohl Dir ums Herz wird, wenn Du so den breiten, von der Sonne vergoldeten Wasserweg vor Dir liegen siehst! Gleich Schwänen gleiten die Segelboote über ihre Flut dahin. Goldig schimmernde, ungeteerte Barken schwimmen breit daher, und riesige Rähne und Zillen, Schuten und Schaluppen, die mit ihren über die blaue Wasserfläche emporragenden Rümpfen so aussehen, als seien sie mit Seide auf samtenen Grund hingestickt. Bei einigen sind die Segel rot eingefasst, bei andern die Mastbäume mit vergoldeten Wetterfahnen verziert — hier ein Pfeil, dort ein Hahn, da eine Hand mit einem Schwerte. Einige sind mit einem Verdeck versehen, und oben auf dem Schutdach ist allerhand Schnitzwerk angebracht, zierlich gearbeitet und bunt angestrichen, und kleine farbige Flaggen flattern von den Masten; und alles das spiegelt sich, und bewegt sich und lebt — das Herz lacht einem im Leibe bei dem Anblick!“

Er sprach leise, wie wenn er eine Kirchenlitanie hersagte. Die dicken Finger der vorgestreckten Hand bewegten sich, als wenn er einen Psalm des

Königs David auf der Harfe spielte. Dann ließ er die Hand sinken, begann mit dem Finger auf der Tischplatte Kreise und Kreuze zu zeichnen und fuhr nachdentlich fort:

„Du schwimmst auf der Barke dahin, und die Ufer schweben Dir gleichsam entgegen, und Dörfer und Weiler liegen dicht am Strome, Boote fliegen hin und her gleich großen Schwalben, Fischer werfen ihre Netze aus, des Sonntags wallt das Volk in buntem Flitterstaat auf und ab, und die Silberstickereien an den Frauenmiedern blinken und blitzen nur so. Ja, es wohnt ein stattlicher Menschengeschlag dort an der Wolga, Leute, die gut zu leben und sich schmuck zu kleiden wissen. Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man so auf die Ufer blickt, und man möchte ihnen zurufen: Heda ihr Leutchen, euch geht's wohl recht gut? Um langen Schleppseil schreiten die Barkentnechte mit gebeugtem Rücken daher, wie Kringel auf eine Schnur gereiht — so klein nehmen sie sich aus von weitem! Liederfang tönt herüber, wie das Summen unsichtbarer großer Bienen. Und in der Nacht, wenn das Dunkel sich auf den Fluß gesenkt hat, steigt der Mond herauf und gleißt seinen Silberglanz darüber aus, und die Wachtfeuer flammen an den Landungsplätzen auf, spiegeln sich in der schwarzen Flut und blicken wie vom Grunde des Flusses zum Himmel empor; dort oben aber, am Himmel erstrahlen unsere lieben russischen Sterne, und so wohl wird einem in der Seele, so verwandt und lieb scheint einem alles ringsum! Es ist, als ob die liebe, gute Wolga einen an ihr Herz drückte und sagte: Immer freu' Dich des Lebens, kleiner Menschenbruder, und verzage nicht! Warum auch? Es ist kein Grund zum Verzagen! Ganz sicher hat uns Gott die Wolga zum Trost und zum Lohne für unsere schwere Arbeit gegeben! Wenn Du sie ansiehst, mein Junge, besüßelt Freude Dein Herz, und Du hast keinen Wunsch, kein Bedürfnis, als nur dahinzuschwimmen — so wirkt dieser Fluß auf den menschlichen Sinn: wie berauschend!“

Er schwieg, stieß einen Seufzer aus und ließ den Kopf sinken. Auch der Knabe schwieg — ein helles, erhebendes Gefühl des Stolzes schwellte seine Brust: noch niemals hatte der Vater mit ihm so mild und so herzlich gesprochen.

„Jetzt erzähl' etwas von Dir selbst!“ bat er schließlich.

„Von mir selbst?“ wiederholte der Vater. „Wer bin ich denn? Von mir selbst weiß ich nicht viel zu erzählen, mein Lieber... Als mein Vater nach der Wolga floh, war ich fünfzehn Jahre alt. Ein mutwilliger Bursche war ich. Du bist still von Natur, ich aber war ein recht wilder Geselle. Man prügelte mich darum... der Vater tat es, und auch sonst mancher andere, der ein Recht dazu zu haben glaubte. Ich konnte's aber nicht leiden, daß man mich schlug, und so rückte ich aus. In Balachna war es, wo der Vater mich einmal ganz gehörig verprügelte — da machte ich mich aus dem Staube und ging auf einem Floß nach Kosdemjansk. Seither schlug ich mich auf eigene Faust durchs Leben: nie hab' ich meinen Vater wieder gesehen, siehst Du. Ach, mein Junge...“

Er senkte die fuchstigen Brauen, räusperte sich laut, betrenzte sich, streichelte die Wange des Sohnes und drückte ihn fest an sich.

„Du bist noch zu jung, um das alles zu hören... Ich sollte Dir's nicht erzählen“, sagte er. „Ja, wenn Du so älter wärest...“

„Ich bin doch schon im elften Jahre!“ versetzte Matwej.

„Das nenn' ich eben jung! Nun, ich will mich jetzt ein bißchen hinlegen und ein Schläfchen machen. Geh, sag' der Wasssjewna, sie soll mir die Decke bringen.“

„Ich bringe sie Dir selbst...“

„Nein, sie soll sie lieber bringen...“

Es wurde Matwej schwer, sich jetzt vom Vater zu trennen, und ein schmerzliches Gefühl erfüllte sein Herz. Er ging jedoch schließlich, und als er an den Ausgang des Gartens kam, gab er der schweren Gartentpforte einen Stoß, daß sie sich weit vor ihm öffnete. Es war ihm plötzlich, als fühle er in sich den Zustrom einer neuen Kraft, und in der schweren, breiten Gangart des Vaters schritt er über den Hof. In der Küche jedoch kehrte jenes schmerzliche Gefühl, das er vorher empfunden, wieder in sein Herz zurück: er sah die Wasssjewna am Tische sitzen und in einem kleinen Spiegel ihre Nase betrachten; sie trug einen lila Scharafan und eine weiße Bluse mit Spitzen und blauen Bändern. Sie sah sehr hübsch und vornehm darin aus.

„Ja, sie ist wirklich besser als ich!“ dachte er im stillen mit einem Gefühl des Neides. Und dann fuhr er plötzlich, ohne es selbst zu wollen, in grobem Tone heraus:

„Neda, Du, bring mal dem Vater die graue Decke in sein Zimmer!“

Sie warf ihm einen raschen Blick zu, wurde rot und lief nach dem Zimmer des Vaters. Es gefiel Matwej, daß sie so dienstfertig war; er runzelte die Stirn, hob den Kopf empor und ging mit wichtiger Miene vor das Thor hinaus. Er durfte sonst nie ohne Erlaubnis auf die Straße gehen und hätte es früher nie gewagt, dieses Verbot des Vaters zu übertreten.

Warm schien die Sonne vom klaren Himmel herab, und in der Gasse war kein Mensch zu sehen: die braven Stadtleute hatten ihre Pastete verzehrt und schliefen um diese Stunde. Jrgendwo in der Ferne kicherte und kreischte eine Mädchenschar, und vom Flusse her vernahm man das gedämpfte Lärmen der Schiffsleute. Die Gasse entlang blinkten im Sonnenschein die Glascheiben der offenen Fenster, da und dort waren in den Gärten Vogelbauer an die Bäume gehängt, und die munteren Zeisige und Stieglitze darin zwitscherten ihre fröhlichen Weisen. Bei Basunows nebenan hing ein Rotkehlchen im Fenster, Matwejs Lieblingsvogel; sein schlichtes Federkleid gefiel ihm, er hörte gern sein einfaches, schwermütiges Liedchen und dachte jedesmal, wenn er das Vögelchen sah, unwillkürlich an seine Mutter.

Die frühlingstfrohen Lieder der gefangenen Vögel wurden durch das spöttische Pfeifen der Stare übertönt; schwarz und glänzend, als wenn sie frisch geölt wären, saßen sie, mit den Flügeln schlagend, auf den Stachelhäuschen, rissen die gelben Schnäbel weit auf, verspotteten alle andern Vögel und vermengten auf lächerliche Weise den Gesang der Lerche mit dem Gackern der Henne. Matwej erinnerte sich, daß ihm die Wasssjewna



einmal auf seine Frage, warum die Stare die andern Vögel necken, zur Antwort gab:

„Sie tun das aus Neid und aus Bosheit! Die Stare und Späzen glauben nämlich nicht an Gott, darum haben sie auch kein eigenes Lied, um ihn zu preisen. Ganz so wie die Menschen: wer nicht an Gott glaubt, der hat nicht mitzureden. . .“

Der Knabe ließ seinen Blick über die von dichtem Graswuchs bestandene Straße hinschweifen und stellte sich im Geiste den breiten, dunkelblauen Wasserlauf der Wolga vor: die Straße schien ihm der Strom, dessen Ufer hier die bunten Häuser in den Gärten vertraten.

Aber das Bild der Straße erschien ihm matt und langweilig im Vergleich mit den Vorstellungen, die die lebhafteste Schilderung des Vaters in ihm geweckt hatte.

Das Eisen der Klinker flirrte hart gegen die Krampe, und dem Pförtchen neben dem Hoftor wurde der rote Kopf des Vaters sichtbar. Seine Unterlippe hing mit bösem Ausdruck herab, und er blickte mit zusammengekniffenen Augen die Gasse hinunter.

„Komm einmal her!“ ertönte seine Stimme.

Matwej ging in den Hof; der Vater faßte ihn an der Schulter und sagte finster:

„Du bist mir auch der Rechte: kaum habe ich Dir erzählt, daß ich meinem Vater nicht gehorchen wollte, so machst Du es mir auch schon nach und läufst auf die Straße! Du sollst doch nicht allein vom Hofe gehen! Und noch etwas: Du bist in die Küche gekommen und hast die Blasjewa ausgescholten!“

„Ich habe sie nicht gescholten“, sagte Matwej und bestete den Blick finster zur Erde.

„Sie sagt aber, Du hättest es getan. . .“

„Dann lügt sie!“

„Sie lügt?“

Lange ging der Vater schweigend im Hofe auf und ab und guckte in alle Ecken, als suchte er einen Winkel, in dem er sich verstecken könnte. Schließlich ging er mit Matwej nach seinem Zimmer, schloß die Thür hinter sich ab, setzte sich aufs Bett, stellte den Sohn vor sich hin und umfaßte seine Hüften fest mit seinen starken Knien.

„Laß uns noch ein Weilchen plaudern. . . von ernstern Dingen“, begann er, legte seine schwere linke Hand auf den Scheitel des Sohnes und trocknete mit der Rechten sein rotes Gesicht, aus dem etwas wie Schuld- bewußtsein sprach. „Ich bin nun dreiundfünfzig Jahre alt,“ fuhr er fort, „und ich hab’s nicht leicht gehabt im Leben. Meine Knochen werden steif, schweres Weh befällt oft zur Nachtzeit mein Herz. . ., es ist mir, als sei es nicht mehr an seiner Stelle oder als stoße es gegen etwas an. . . Wie wenn das Uhrpendel an der Wand auf ein Hindernis trifft — gerade so ist es mir. . .“

Matwej fühlte Mitleid mit dem Vater; er schmiegte sich fester an ihn an und sagte:

„Das wird vergehen.“

Der Alte hob die Augen zur Decke empor; sein Bart erzitterte, die Lippe hing wieder herab, und mit einem Seufzer flüsterte er: „Ja, wenn man stirbt, vergeht wohl alles, — aber solange man lebt, behindert es einen...“

Seine Hand auf dem Scheitel Matwej's schien dem Knaben noch schwerer zu werden.

„Und da hab' ich denn“, sagte er, zum Fenster hinaussehend, „mich entschlossen, noch einmal zu heiraten...“

„Wen? Die Blasfjewna?“ fragte der Sohn und verbarg sein Gesicht hinter dem Barte des Vaters.

„Nein, eine andere...“

Matwej stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und sagte lächelnd:

„Es ist gut, daß sie es nicht ist.“

„Meinst Du? Warum ist das gut?“

„Sehr gut ist's!“ sagte der Knabe leise, doch mit Leidenschaft. „Sie spricht nur immer von Zauberern und Hexen...“

„Ich glaube an solche Künste nicht, mein Lieber!“ sagte der Vater heiter. „Ich nehm's mit diesen Hexenmeistern jederzeit auf... Einmal war ich als Knecht bei solch einem Zauberer — ein Müller war es —, den packte ich eines schönen Tages beim Schlafittchen...“

Er brach seine Rede ab, schloß die Augen und stieß, traurig den Kopf schüttelnd, einen Seufzer aus.

„Ja... Du wirst also... eine Stiefmutter bekommen...“, sagte er.

„Eine junge?“ fragte Matwej.

„Ja, eine junge...“

Matwej war froh darüber, daß der Vater sich von der Blasfjewna abwandte, und er hätte gern mehr über die zukünftige Stiefmutter erfahren. Da tauchte jedoch das Bild der Mutter vor seiner Seele auf, und es ward ihm so schwer ums Herz, daß jede Frage auf seinen Lippen erstarb.

„Du lieber Gott“, seufzte der Alte — „die Frauen... die sind ein Kapitel für sich. Unser Schicksal sind sie, dem wir nicht entinnen können... Du kannst das noch nicht verstehen, mein Sohn..., aber glaub' mir's: selbst die Mönche entgehen ihm nicht, diesem Schicksal...“

Matwej war nahe daran, in Tränen auszubrechen.

„Du hattest doch eine Frau...“, sagte er, sich nur mit Mühe beherrschend.

„Das wohl —, doch nun habe ich keine. Ich muß vor allem jemanden haben, der sich Deiner annimmt: eine gute Person muß es sein. Und die habe ich nun, wie ich glaube, gefunden...“

Er warf einen Blick auf das Fenster, auf dem zwei Blumentöpfe mit Rosenstöcken und eine Flasche mit irgendeinem Fruchttaufguß standen, und fuhr dann fort:

„Deine Mutter war eine brave Person und sehr verständig. So eine Stille, Kluge war sie. Alles begriff sie, und alle bemitleidete sie so sehr, daß sie schließlich nicht wußte, wo sie mit ihrem weichen Herzen bleiben sollte und ins Kloster ging... Dort hat sie sich von der Welt abgeschlossen...“

Matwej sah dem Vater erstaunt und mißtrauisch zugleich ins Gesicht.

„Sie ist im Kloster?“ fragte er hastig.

„Wo denn sonst?“

„Hier, in unserm?“

„Nein,“ sagte der Vater und schüttelte traurig den Kopf — „sie ist weit weg von hier. Jrgendwo im einsamen Waldesdickicht lebt sie... kein Mensch weiß wo. Auch ich weiß es nicht. Ich habe es auf jede Weise versucht, sie zurückzuhalten, habe ihr gedroht, ihr zuredet: Was fällt Dir ein, Warja? sagte ich zu ihr. Ich werde Dich an die Kette legen, Du Satansweib! Auf den Knien lag sie da und starrte vor sich hin... Unerträglich war ihr Blick, ganz durch und durch ging's einem. Stieß ich sie an und sagte ihr: Steh auf! — so warf sie sich mir zu Füßen und starrte und starrte dann wieder... Gesprochen hat sie gar nichts mehr, höchstens daß sie einmal bat: Laß mich gehen! — und dann schwieg sie wieder...“

Matwej brach in Tränen aus: traurig und froh zugleich war ihm ums Herz, als er den Vater so von der Mutter sprechen hörte. Der Alte neigte sich vor, daß sein roter Bart das Gesicht des Kleinen bedeckte, und flüsterte, während er ihn auf die Stirn küßte:

„Ich hätte es Dir nicht sagen sollen... es ist noch zu früh! Du hast ganz ihre Augen... und scheinst auch, wie sie, alles zu begreifen... Ach, mein lieber Junge! Mein armer Nonnensohn...“

Auch er schien zu weinen, sein Bart wurde feucht. Im Herzen des Knaben erglühete noch heißer und heller die Liebe und das Mitleid für den großen rothaarigen Menschen, aus dessen Wesen etwas so Trautes, Verwundtes zu seinem kindlichen Gemüte sprach.

Jetzt, da Matwej wußte, daß seine Mutter ins Kloster gegangen war, erschien ihm die Blasfjewna noch unerträglicher. Er wich ihr aus, und wenn er mit ihr sprechen mußte, wandte er den Blick voll Widerwillen von ihrem breiten, gedunsenen Gesichte ab. Es erfüllte ihn mit Genugthuung, daß sich plötzlich die Runzeln in diesem Gesichte zu mehreren schienen, daß sie nicht mehr ihre grellfarbigen Scharafane trug und, die Lippen fest zusammenpressend, wie in Demut den Nacken beugte.

Bald darauf wurde der Vater krank; zwei Wochen lang wälzte er sich auf der breiten, grauen Filzdecke, die den Fußboden seines Zimmers bedeckte. Ganze Tage lang saß der Knabe neben ihm und vernahm seine helfere, oft von einem dumpfen, schweren Husten unterbrochene Stimme.

Die Fensterläden waren dicht geschlossen; es war düster und kühl in dem Zimmer, und die Rede des Vaters tönte seltsam tief durch den Raum und prägte sich dem empfänglichen Gedächtnis des Knaben fest ein.

„Ich war ein offenerzigtger, vertrauensseliger Mensch,“ sagte er, „aber da kamen allerhand Spitzbuben und Gauner und verführten mich zum Bösen. Es gibt in unserm Rußland nicht wenig solcher Leute: ihre Reden sind wohlklingend und ehrbar, im Herzen aber sind sie voll Falsch und Lücke, glauben an nichts, die Schufte, und lügen so viel zusammen, daß man auch ihnen nicht glauben kann. Solch ein Bursche stiehlt sich Dir in die Seele hinein wie ein Wurm und richtet eine schlimme Verwüstung darin



an, ehe Du etwas merkst. Ich habe immer sehr schnell Freundschaften geschlossen —, sah ich einen lustigen Menschen, gleich war es mein Freund. Das haben sich die Gauner zunutze gemacht... Wenn Du erst größer bist, wirst Du vielleicht hier am Ort mancherlei Böses über mich hören... Daß ich mein Geld nicht auf redliche Weise erworben hätte, und so dergleichen... Glaub's ihnen nicht, mein Sohn!"

„Ich werde ihnen nichts glauben!“ versprach ihm Matwzej.

„Das Geldmachen geht bei allen auf gleiche Weise vor sich: haben sie Glück, dann kommen sie zu etwas, und haben sie kein, dann bleiben sie, auch wenn sie tausend Menschen ausplündern, ihr Leben lang Bettler. Das ist so eine Art Spiel. Oft genug kommt's dabei zu Zank und Streit, aber was tut's? Es ist einmal nichts anders, wir müssen eben wagen und kämpfen, so will's unser Schicksal. Ich will mich nicht rühmen, vielleicht hab' ich auch wider Gottes Gebote gefehlt — aber dann taten es die andern eben auch! Diesen und jenen ergreift die Scham über seine Sünden, und er geht in den Wald, in die Einsiedlerzelle, oder ins Kloster. Das ist aber nicht nach jedermanns Geschmack; manche ziehen es vor, weiter im Kampf zu bleiben und zuzusehen, wie sie ihre Sache möglichst glimpflich führen...“

Im Vergleich mit andern glaube ich kein allzu großer Sünder zu sein. Nimm einmal die Gouvernementsstadt Worgorod: alles was da reich ist, ist es durch Raub und sonstige Verbrechen geworden. Da ist zum Beispiel der Schiffseigentümer Sotownin, der jetzt Kirchenältester ist —, der war früher einmal bei Marim Waschlyts Räuberbande. Dieser Waschlyt war in den zwanziger Jahren, oder noch früher, ein berühmter Räuberhauptmann an der oberen Wolga. In der Stadt Balachna zum Beispiel hat er den reichen Kaufmann Sajew rein ausgeplündert, allein an Gold und Silber hat er ihm sieben Tonnen geraubt. Waschlyts Bande war nicht groß, doch waren es lauter verwogene Gefellen, und kein einziger von ihnen hat sich fangen lassen. Jetzt ist jener Sotownin ein hochangesehener Mann und bei der Obrigkeit in großer Gunst. Und wie viele gibt es von dieser Art! Die Masflows zum Beispiel, die reichen Fischhändler, sind durch Falschmünzerei emporgekommen, und jetzt trägt der alte Masflow die goldene Medaille. Glaube jedoch nicht, daß ich mich zum Richter über sie aufwerfe — ich erzähle es nur eben. Die ganze obere Wolga hat in der alten Zeit von Raub und Diebstahl gelebt; dadurch ist Worgorod berühmt geworden und vorwärtsgekommen. Jede Familie hat hier ihren dunklen Fleck, und jede zählt unter den Ihrigen einen Mönch oder eine Nonne, die in der Einsamkeit die alten Sünden abbeten. Und was sie durch Raub und Falschmünzerei zusammengescharrt hatten, das vermehrten sie dann im Türkens kriege, als es um Sebastopol ging, durch betrügerische Lieferungen: Findens bast lieferten sie den Soldaten statt Leder, und die Papier- und Silberrubel regneten damals nur so auf sie herab. Mit Scheffeln haben sie in jener Zeit ihr Geld gemessen. Wie die große Hungersnot war, kam der Getreidehändler Labzin eines Tages zum Gouverneur Buturlin und sagte: „Ich spende drei Mehen Silber für die Hungernden!“ — „Wieviel ist das?“ fragte man ihn. — „Nun, eben drei Mehen“, sagte er; „wieviel drin ist, weiß ich

nicht, ich hab's nicht nachgezählt, bin kein Gelehrter'. Nach Geld fragten die nicht, ganz wie die Edelleute. Der einzige Unterschied ist, daß die Edelleute mit mehr Geschmack zu leben wissen. Aber sonst, mein Lieber, nehmen sie es mit ihnen auf!"

Der Alte schloß lächelnd die Augen, als ob ihm eine angenehme Erinnerung durch den Kopf ginge, und nach kurzem Schweigen fuhr er dann fort:

„Werk' Dir das eine, mein Sohn: Nichts in der Welt ist so schlimm, daß es nicht auch sein Gutes hätte, und alles Gute hat auch wieder sein Schlimmes. Unser russischer Herrgott ist ein guter Gott, der sich viel gefallen läßt. Er weiß, daß unsereins mehr dumm ist als böse, und so läßt er uns vieles hingehen. Ach ja, mein Junge, man soll sich nicht übereilen — ein ganzes Jahr lang soll man sich's überlegen, ehe man über einen Menschen den Stab bricht. Unsere eigenen Sünden sehen wir mild an, sowie wir aber über andere urteilen, setzen wir gleich die strengste Miene auf und möchten sie am liebsten an der Gurgel packen.“

Wie der Knabe so auf die Erzählungen des Vaters lauschte, fiel's ihm ein, daß dieser selbst eigentlich ein recht einsames Leben führe: außer dem Arzte Marfow und dem jungen Kirchendiener Korenew kam niemand aus der Stadt zu ihm, und er selbst ging fast niemals aus, wie andere Bürger, die im Feiertagsgeschmuck mit Frau und Kindern spazieren zu gehen pflegten. Zum Gottesdienst gingen sie nach der St. Nikolauskirche, einem ärmlichen, kleinen Gotteshause. In der Klostertirche, wo die vornehmen Leute der Stadt ihre Andacht verrichteten, war Matwej noch nie gewesen. Wenn der Knabe in die enge, dunkle alte Kirche kam, fiel es ihm auf, daß die Leute dem Vater auswichen und ihn unter unfreundlichem Geflüster mit scheelen Blicken maßen. Er erinnerte sich, daß Puschkarew einmal im Scherz zu Esafon gesagt hatte:

„Kein Mensch weiß, woher ihr beide, Du und unser Hausherr, eigentlich gekommen seid — woher sein Geld stammt, wer er überhaupt ist; nichts weiß man. Mich kennt doch hier jedermann, ich bin eben ein Kind der Vorstadt und kann Dir ein ganzes Duzend meiner Vorfahren aufzählen, wer sie waren, und was sie waren, und womit man sie geprügelt hat — Du aber, wer bist Du?“

Und Esafon hatte darauf, während er sich mit seiner breiten Zage die von den Pöcken zerfressenen Backen rieb, finstern geantwortet:

„Wir sind schließlich alle durch ein Schicksal verbunden!“

„Ja,“ fuhr der alte Koschemjatin, sich die Brust reibend, in den Belehrungen an seinen Sohn fort, „so halten wir's im Leben mit unserm lieben Nächsten, viel zu streng sind wir in unserm Urteil! In schlichter, einfacher Freundschaft sollten wir leben, statt dessen aber suchen wir vor Gott durch die Sünden der andern unsere eigenen Sünden zu rechtfertigen oder zu verbergen. Keiner hat Erbarmen mit dem andern, wie wilde Tiere fahren wir aufeinander los!“

„Und die Mutter?“ fragte Matwej leise.

„Deine Mutter?“ versetzte der Alte nachdenklich. „Ja—a... die hatte wohl Mitleid mit den Leuten! Sie hatte ein so ängstliches, eingeschüchtertes

Wesen; ihre Eltern waren einmal beide auf öffentlichem Markte mit der Knute geprügelt worden, und das hatte sie mitansehen müssen. Auch da war nicht alles mit rechten Dingen zugegangen: ihr Vater war ein Maler, der Heiligenbilder malte; in dem Dorfe Zelatjma an der Dka wohnten sie. Man beschuldigte ihn nun, er habe den Goldschmuck von einem Heiligenbilde weggenommen, und seine Frau habe den geraubten Schmuck versteckt. Der Vater sagte: „Nicht ich, sondern der Gutsherr hat den Goldschmuck von dem Bilde weggenommen“. Der Gutsherr, ein sehr reicher Mann, der zugleich Kirchenpatron war, hatte einen Haß auf den Vater. Man sperrte das Ehepaar ein; sie brachen aber aus und wurden von den nachgesandten Häschern erst bei der Stadt Murom eingeholt. Der Vater meiner Frau setzte sich zur Wehr und soll dabei einen der Verfolger erschlagen haben. Ich war gerade um jene Zeit in Zelatjma und sah, wie sie auf dem Markte gefnudet wurden. Mitten unter der Menge stand ich und erblickte mit einemmal ein junges Mädchen, das auf der Erde lag und sich hin und her warf, als wäre es von Krämpfen befallen. Sie tat mir leid, die Vermiste, und als nun ihre Eltern in die Zwangsarbeit nach Sibirien oder sonst wohin geschickt wurden und niemand da war, der sich der Verlassenen angenommen hätte, da schlug ich ihr vor, sie solle meine Frau werden. So heiratete ich sie also, und wir kamen hierher; ich kaufte das Haus hier und richtete die Seilfabrik ein. Ich verstand mich recht gut auf das Seilerhandwerk und trieb es von jeher gern. Man geht so an den Hanffaiten entlang, und Erinnerungen kommen und fliehen, und es ist, als ob man auf einer Harfe spielte. . . Nun, und so lebten wir denn zusammen — nicht allzu fröhlich, aber doch in Freundschaft und Eintracht. Einmal nur gab's einen Streit zwischen uns, um ein Paar Ohrringe ging es. Ein Paar herrlicher Ohrringe waren es — mit großen Rubinen und mit Perlen ringsum, und an jedem hing eine Riesenperle, fast so groß wie eine Kirsche. Ganz zufällig war ich dazu gekommen. Ich gab sie ihr: „Da, Warja,“ sagte ich, „mach' sie Dir an und trag' sie!“ Sie aber meinte: „Nein, ich will sie nicht tragen — man muß seine Seele schmücken und nicht den Leib“. Da schalt ich sie: „Du Närrin, die Seele trägt doch keine Ohrringe!“ Und so gerieten wir denn in Streit miteinander. . .“

Er warf seinem Sohne einen Blick von der Seite zu, räusperte sich, schloß die Augen und schwieg.

### III.

Bald nach seiner Genesung machte der Vater Hochzeit. Die Braut, ein junges, schlankes Mädchen aus dem nahe der Stadt gelegenen Dorfe Balymern, trug einen silbergestickten blauen Scharafan und, trotz der Hitze, einen hochroten wollenen Seelenwärmer. Ihr gutmütiges rundes Gesicht floss förmlich über von Tränen und erinnerte lebhaft an eine Eischolle, die in der Frühlingssonne zerschmilzt.

Der Vater trug ein dunkelblaues Wams und ein gelbseidenes Hemd, auf dessen Falten das Licht der Kirchenlampen ganz seltsam schimmerte: es



schien Matwej, als werde die Brust des Vaters von Flammen umlobert, die in dem roten Kopfe grell zusammenschlugen.

Matwej hatte man ein rotes Hemd nebst dunkelblauen Plüschhosen angezogen, in denen er sehr stattlich aussah; die weichsohligen grünen Saffianstiefel waren nach tatarischer Art mit Stidereien in Gelb und Rot verziert.

Als Zeugen waren der Arzt, der Küster, Puschkarow und ein großer, schwarzbärtiger Bauer aus Bahmery namens Jakow, ein Onkel der Braut, bei der Trauung anwesend. Diese fand an einem Wochentage statt, nur wenig Volk war in der Kirche; doch ließ sich die ganze Zeit über in dem dunklen, leeren Raume das laute Murren der alten Weiber vernehmen. Ganz nahe bei Matwej stand eine hochgewachsene, knochige Alte, wie eine Nonne in Schwarz gekleidet, die sich der Wlassjewna gegenüber in bösen Reden über den Vater erging.

„Böse Dinge erzählt man sich von Deinem Hauswirt“, sagte sie.

„Sie passen auch gar nicht zueinander, meine Liebe. . .“

„Das sollt’ ich meinen. Und sag’ mal, was wird mit Dir?“

Matwej dachte im stillen:

„Hat denn der Vater die Wlassjewna nicht fortgejagt?“

Nach der Trauung wollte die Braut, wie es üblich war, im Brautfranze unter Begleitung des Popen nach Hause gehen, aber der Vater erklärte kurz: „Das ist nicht nötig!“

Ein unwilliges Geflüster ließ sich in der Kirche vernehmen, als die Leute diese Worte hörten.

Auf dem Heimwege schritt Matwej unbedeckten Hauptes allen andern voran; er trug ein Heiligenbild vor der Brust, das er mit beiden Händen festhielt. Als er über die Straße ging und dabei stolperte, stieß die Wlassjewna einen unterdrückten Freudenschrei aus:

„D seht doch, er ist gestolpert!“

Der Vater murmelte irgend etwas Unverständliches vor sich hin.

Auf dem ganzen Wege folgte ein buntscheckiger Hund dem Hochzeitszuge; zuweilen lief er ganz vorn an die Spitze, dann eilte die schwarzgekleidete Alte hinter ihm her, drohte ihm mit dem Finger und zischte:

„Nach’, daß du wegstommst, du häßlicher Rödter!“

Der schwarzbärtige Bauer aber rief über die ganze Straße hin:

„Das verspricht ein buntscheckiges Leben!“

Endlich kamen sie zu Hause an. Auf dem Hofe erhob sich ein Streit unter den alten Weibern; die junge Frau sah sie mit ihren blauen Augen ganz erschrocken an und sagte in weinerlichem Tone:

„Ach, meine Lieben, ich weiß nicht, was der Brauch jetzt verlangt. . .“

„Hast Du Dir keine Hopfenrebe besorgt?“ fragte die schwarzgekleidete Alte sie streng.

Eins der Weiber aber rief höhniisch:

„Nun hört bloß, meine Lieben: sie weiß nicht, was der Brauch verlangt! Und das will ’ne Braut sein!“

Eine dicke Frau mit einem plumpen Gesicht, das an einen Holzloß gemahnte, zupfte die Braut am Ärmel und soufflierte ihr:

„So heul' doch! Heulen mußt Du!“

Die junge Frau begann plötzlich, die Augen weit hervorpressend, mit durchdringender Stimme zu singen:

Ach, ich unglückliche, arme Maid,  
Keine traute Freundin nenn' ich mein,  
Keine Eltern, die ein Schäschen mir  
Oder Kälbchen machten zum Geschenk...

„Du Lörin!“ schrie die schwarzgekleidete Alte sie streng und verächtlich an. „Das hättest Du schon vor der Kirche singen sollen, nicht erst jetzt! Zu dumm ist das!“

Der Vater trieb die Weiber auseinander, nahm die junge Frau bei der Hand und sagte mit freundlichem Lächeln:

„Wart', bis ich Dich geprügelt habe — dann kannst Du heulen!“

Der Pope, der Diakon und der Küster Korenew fanden sich ein. Die Gäste drängten sich vom Hofe nach den Zimmern, nahmen, sich gegenseitig stoßend, am Tische Platz, aßen lange von der hochzeitlichen Rudelspeise und der Hühnerpastete und tranken Brantwein und alle möglichen farbigen Liköre dazu.

Matwej saß neben der Stiefmutter und sah ihr in die tränenfeuchten Augen, die ihn an taubenektete Veilchen erinnerten. Sie wandte sich schen von ihm ab und senkte die geschwellenen Lider über ihre Augen. Es schien ihm, daß sie sich vor irgend etwas fürchtete; er sprach ganz leise zu ihr:

„Fürcht' Dich nicht, der Vater ist gut...“

Sie antwortete nur mit einem Seufzer.

Solange der Pope und der Diakon am Tische saßen, aßen und tranken alle schweigend, nur Puschkarew erzählte ununterbrochen von dem Geisteslichen, den sie beim Regiment gehabt hätten.

„Wenn ich auch keine Waffen trage,“ sagte unser Pope immer, „so habe ich doch das Recht, euch bei den Ohren zu nehmen!“ Und da hatte er schon den ersten besten Kerl beim Wackel!

Der Pope lachte hell auf und warf dabei den Kopf in die Höhe wie ein Pferd, dem man den Zügel straff anzieht; das lange Haar fiel ihm auf die mit Finnen bedeckten Backen, und er warf es hinter die Ohren zurück, wobei er schwer ächzte. Dann brach er plötzlich sein Lachen ab, sah die Anwesenden mit strengem Stirnrunzeln an und zitierte irgendeinen Bibelvers. Endlich erhob er sich und begann mit träger Stimme eine Ansprache zu halten, worauf er, sich nach allen Seiten verneigend und die segnende Hand ausstreckend, sich entfernte. Mit ihm zugleich ging auch der alte Diakon, der ihn stützte und dabei lächelnd murmelte:

„Lut nichts, meine Lieben... wir werden schon... ganz allein...“

Sobald sie gegangen waren, wurde es sogleich lärmend laut im Zimmer. Die Alte in Schwarz erhob sich, schob ihr dunkles Tuch auf dem Kopfe zurecht und redete laut auf den neuvermählten Koschemjakin ein.

„Das ist sehr unrecht von Dir, Sefawel Iwanysch, daß Du Dich gar nicht an die Sitte kehrst, und auch von Dir, Pelagia, hätte ich etwas anderes erwartet. Bist in Dein Haus gekommen und hast den Gästen nicht mal das erste Glas Branntwein eingegossen. . .“

Der Vater schnalzte mit der Unterlippe und sagte laut:

„Gieß Dir doch selber ein, alte Heze, und trink's aus!“

„Laß sie nur, Mütterchen!“ meinte Jakow, der Onkel der jungen Frau, mit einer beschwichtigenden Handbewegung und schüttete sich einen Löffel voll Staubzucker in den Branntwein.

Die Frau mit dem kloßähnlichen Gesichte sagte lachend:

„Ich möcht' nur wissen, wozu eigentlich die Blume in der Hühnerpastete steckt: man weiß doch, daß die Braut keine Jungfer ist! Schon längst ist das Blümchen gepflückt!“

Die Stiefmutter ließ den Kopf sinken und bekreuzte sich hastig. Matwej hörte, wie sie flüsterte:

„O Muttergottes im Himmel. . . o Gebenedeite. . .“

Der Vater erhob sich und brüllte die Weiber an:

„He, Ihr Betteln, haltet Eure Mäuler!“

Die Alte klappte zusammen und fiel auf ihren Platz, er aber streckte die Hand breithin über den Tisch und sagte ruhig und gelassen:

„Man hat Euch nicht geladen, damit Ihr hier gute Lehren gebt, sondern damit Ihr esset und trinkt, was Gott Euch beschert!“

„Ich will aber nicht essen!“ erklärte Jakow, rülpste laut und räkelte sich auf den Tisch hin.

„Na, dann kannst Du ja trinken“, versetzte der Vater.

„Auch trinken will ich nicht! Dein Branntwein hat gar keinen Geschmack!“

„Das kommt daher, daß Du so viel Zucker hineingetan hast.“

„Nun tut's Dir wohl gar um den Zucker leid?“

„Ach, hol' Dich dieser und jener!“

Der schwarzbärtige Bauer schlug mit der flachen Hand auf den Tisch auf und fragte triumphierend:

„Es tut Dir also leid drum, wie?“

„Na, hör' schon auf und sitz still!“ sagte der Vater, ihn von sich abwehrend.

Alles schrie durcheinander. Puschtarew zankte sich mit dem Küster, der Arzt Markow mit den Weibern, und Jakow war vollends aus dem Häuschen, zerbrach die Löffel, bog einen zinnernen Teller in der Hand zusammen und schrie laut:

„Auch stillsitzen will ich nicht! Ich bin hier als Gast bei der Hochzeit. . . Meinst wohl, weil ich vom Lande bin, muß ich mir's zur Ehre rechnen, hier bei 'nem Städter zu schmausen?“

Der Vater ließ ein geringschätziges Schmaßen hören und sagte:

„Ein Schwein bist Du!“

„Wer, ich?“ fragte Jakow und blinzelte ihn mit den blöden Augen an.

„Ja, Du!“



Der schwarzbärtige Bauer dachte ein Weilchen nach, blickte den Wirt an, erhob sich und sagte, sich mit den Händen auf den Tisch stützend, in weinerlichem Tone:

„Mütterchen! Maria! Kommt, meine Lieben, hier bleiben wir nicht länger!“

Die junge Frau sprang auf und begann laut zu schluchzen.

„Dankelchen Jakow!“ rief sie — „Großmütterchen Wdodotja, Tanten.“

„Schweig!“ rief ihr Gatte streng und hieß sie sich niedersetzen. „Ich hab's nicht nötig, mir von der Sippenschaft auf der Nase herumtanzen zu lassen. Heba, Jungs — gebt den lieben Gästen das Geleit, wenn's ihnen in meinem Hause nicht schmeckt!“

Puschkarew, Sfason und die Knechte suchten die Gäste nach der Thür zu schieben, die Neuvermählte aber weinte und trocknete sich das Gesicht mit dem Ärmel ihrer Musselinbluse ab.

„Ganz so, wie wenn eine Kaze sich wäscht“, dachte Matwjej, dem sie herzlich leid tat im stillen.

Der Küster stand neben ihr und redete freundlich, mit lächelnder Miene auf sie ein, während Marfow den Vater zu beruhigen suchte:

„Nun, laß schon gut sein, Sjawel! Wie kannst Du die Gäste so tränken?“

„Hol' sie der Henker!“ schrie der Vater laut.

Dann erhob er sich plötzlich, reckte sich empor und schüttelte sich.

„Ach, meine lieben, guten Freunde!“ rief er aus — „Laßt uns lustig sein, solange wir noch leben! Wassilij Mitititsch — greif zur Harfe und spiel' uns was vor! Erquickte unsere Seele! Und Du, Pelagia, nimm Vernunft an und laß das Flennen! Warum bist Du denn so fremd gegen sie, Motja?“ wandte er sich an den Sohn. „Guck doch mal: sie ist ja nicht viel älter als Du!“

Matwjej schmiegte sich an die Stiefmutter, die vertraulich ihren Arm auf seine Schulter legte, und sie sahen beide zu, wie der Küster die Harfe aus dem Kasten nahm und zu stimmen anfang. Er war so schlank und dünn wie eine Gerte und sah in seiner grauen Kutte fast wie eine Frau aus. Der große Kopf mit der breiten Stirn und das knochige, da und dort mit unregelmäßigen, struppigen Bartbüscheln bewachsene Gesicht nahmen sich auf dem dünnen Halse und den schmalen Schultern ganz seltsam aus. Unter dem linken Auge hatte er eine Warze, auf der gleichfalls ein Haarbüschel stand; er hatte die Gewohnheit, mit den Fingern der linken Hand daran zu drehen und zu ziehen, wodurch das Augenlid hinabgezogen wurde und das eine Auge größer erschien als das andere. Seine Augen lagen tief unter der Stirn und leuchteten mild aus den dunklen Höhlen hervor. Etwas Herzliches und Melancholisches lag in diesen Augen.

Er legte die Harfe auf den Rand des Tisches, streifte an Kutte und Hemd die Ärmel hoch, daß die mageren, sehnigen Arme sichtbar wurden, fuhr mit den langen Fingern oben und unten über die Saiten und sagte zu dem Gastgeber:

„Hör' nun zu, Sjawelij, ich will Dir eine alte Hochzeitskantate vorspielen!“

Und er begann mit seiner angenehmen Stimme zu singen, wobei die sanften Töne der Harfe gleich Tauperlen, die auf Blüten fallen, sich über sein Lied hin verstreuten:

Der Zwietracht Flamme auszulöschen,  
War Göttin Venus stets bereit —  
In Liebe führte sie zusammen  
Der Menschen Herzen allezeit...

Matwojei sah, daß von neuem Tränen auf Tränen über die Wangen seiner jungen Stiefmutter rannen; er stieß sie leise an und sagte zu ihr:

„Weine nicht!“

Der Rüster sang feierlich sein Lied und ließ dabei den milden Glanz seiner treuherzigen Augen auf das Gesicht des Knaben fallen:

So ist's allhier auch heut geschehen:  
Die Braut ins Haus des Gatten zieht. —  
Zwei Seelen haben sich gefunden,  
Und ich stimm' an das Hochzeitslied...

„Weine nicht, sag' ich Dir!“ wiederholte Matwojei, und war dabei selbst unter dem Eindruck der Musik und der schwermütigen Stimmung, die sie in ihm hervorrief, den Tränen nahe.

Sie neigte sich über ihn und sagte flüsternd:

„Mir ist so bange ums Herz... ich fürchte mich...“

„Schön ist das Lied, aber nicht lustig genug!“ sagte der Vater laut und trat in die Mitte des Zimmers. „Na, nun spielt mal etwas zu zweien — einen fröhlichen Tanz, doch nicht zu wild, daß die alten Knochen noch mitkommen!“

„Auch die Fröhlichkeit ist etwas Heiliges, laßt uns ihr mit Eifer dienen!“ sagte der Rüster zustimmend.

Markow nahm die Gitarre, zog die Knie an den Bauch, rollte sich stirnrunzelnd zu einem Knäuel zusammen und begann plötzlich mit hoher Stimme zu singen: „Ach, an unsrem lieben Dörfelein...“

Der Rüster griff voll in die Saiten, fiel mit einem kühnen Triller in die Melodie ein und nahm diese mit kräftiger Stimme auf: „Strömt vorüber der Kolyma-Fluß...“

Der Vater reckte die Schultern, lachte seine junge Frau an und rief ihr zu:

„Na, Pelagia, so leg' doch mal los — wie?“

Die eine Hand in die Seite gestützt, die andere hinter dem Gürtel, schritt er, den roten Kopf schüttelnd, mit leichtem Schritt das Zimmer entlang.

„Ich muß wohl gehen!“ sagte Pelagia schüchtern, erhob sich und strich ihren Scharafan zurecht.

Das Lied aber tönte laut durchs Zimmer:

Und ein Entrich schwimmt den Fluß entlang,  
Hebt das Köpfchen übers Ufer weg,  
Schlägt mit kräft'gem Schwung die Flügelein.

Der Vater schwamm gleichsam über den Fußboden hin, bis an Pelagia heran, wandte sich dann ungestüm von ihr ab und schlug dabei mit den Absätzen der schmutzigen hohen Stiefel einen raschen Wirbel. Nun setzte auch Pelagia, die Arme auf die drallen Hüften stützend, sich mit seitlichem Gange hinter ihm her in Bewegung, wobei sie, wie in Verwunderung über irgend etwas, die Brauen bewegte, während in ihren Augen noch die Tränen schimmerten.

„Ach, heraus aus den Knochen, Greisenalter!“ rief Ssawelij Koschemjatin laut, und in dem gelbschimmernden Seidenhemd schien er dabei wie von einer Feuergarbe umloht.

Ihm entgegen schwimmt ein Entlein,  
Ruft den Entrich, lockt gar freundlich ihn. . .

Pelagia schwamm wie ein großer blauer Vogel um den Alten herum und sang dabei mit leiser, schüchterner Stimme:

Und bei Menschen herrscht der gleiche Brauch,  
Traulich soll's zu zweien leben sich,  
Wenn die Liebe ihre Herzen eint. . .

Matwzej fielen bereits die Augen zu. Wie durch eine graue Wolke sah er Ssasons hölzernes Gesicht mit dem offenen Munde und den hochgezogenen Brauen, sah er die lange, gerade Gestalt Puschkarew's, der wie ein Uhrpendel in der Tür hin und her schwankte. Gelbe und blaue Flecke tanzten ihm grell vor den Augen, und der fröhliche Zusammenklang der Gitarre und Harfe, des heiteren Zwiegesangs und des Fußestampfens verursachte ihm einen Schwindel und rief zugleich ein Gefühl der Verlegenheit in ihm hervor. Zum erstenmal im Leben sah er den Vater tanzen, und das gefiel ihm wohl, befremdete ihn jedoch zu gleicher Zeit; er wünschte, daß der Tanz so bald wie möglich beendet würde.

„Du, Hauswirt!“ ließ auf einmal die mürrische Stimme des Hausknechts Ssason sich mitten durch den Lärm vernehmen — „Das Volk hat sich draußen angesammelt, es will hereinkommen und zusehen — hörst Du, Hauswirt?“

„Jag' sie fort!“ rief Koschemjatin heiser, während er stehen blieb und sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Sie schimpfen aber!“

„Jag' sie fort, sag ich. . . Das Volk! Schweine sind's und wollen für Menschen gelten. . .“

„Wir werden mit ihnen nicht fertig, wir sind nur fünf Mann gegen viele. . .“

„Scher Dich hinaus,“ schrie der Vater ihn an, und sein Gesicht färbte sich dunkel.

Die Stiefmutter kam zu Matwzej heran, setzte sich neben ihn und sagte verlegen lächelnd:

„Hab' ich mich nicht tapfer gezeigt?..“

Er fiel ihr plötzlich um den Hals, drückte sie so fest, wie er nur konnte, küßte sie auf die Wange und wollte ihr irgend etwas sagen, brachte jedoch nur ein paar unzusammenhängende, leise Laute heraus.



„Fürchte Dich nicht. . . wir werden zusammenhalten. . .“, sagte er endlich. Pelagia kraute ihm den Kopf und sprach in rührseligem Tone:  
„Ich danke Dir. . . lieber Motja. . . O Gott, ich will ja alles tun. . .“  
„Ei, steh doch, Esawellij!“ vernahm Matwej plötzlich die Stimme des Arztes. „Ha ha ha!“

Der Knabe hob den Kopf empor: vor ihm stand, übers ganze Gesicht lächelnd, der Vater, und neben ihm tauchten die freundlich lächelnden Züge des Rüstlers und die grinsende Frage des kleinen runden Markow auf.

„Wie gefällt Dir das, sag' mal?“ schrie der Arzt, die geschlitzten Kalbenaugen zusammenkneifend. „Das Bürschchen fängt zeitig an, wie?“

„Sehr gut gefällt mir das!“ sagte der Vater lachend und kuspfe an seinem roten Bart.

Die junge Stiefmutter war ganz blaß geworden, sie blinzelte verwirrt und sagte:

„Er tat es von selbst. . .“

Matwej, der ganz bestürzt war, brach in Tränen aus und lehnte sich an sie an. Da trat Puschkarew auf den Knaben zu, nahm ihn bei der Hand und schrie die drei Männer an:

„Laßt ihn in Ruhe, Ihr Teufel! Nichts als Gemeinheit habt Ihr im Sinn!“

Er führte den heftig erregten Knaben fort, nach seinem Schlafzimmer, und suchte ihn unterwegs zu beruhigen:

„Hör' nicht auf sie. . . sie sind Narren. . .“

Lange Zeit konnte Matwej nicht einschlafen, immer wieder hörte er den Lärm, das Stampfen der Füße und das Klirren des Geschirrs. Das Saitenspiel hatte, von weitem gehört, etwas Trauriges. In dem offenen Fenster huschten Schatten vorüber, ein leises Geräusch ließ sich vernehmen, dann glaubte Matwej ein Geflüster zu hören:

„Es hat keinen Zweck. . .“, sagte die eine Stimme.

„Ach, mein Ei—leber. . .“, stötete die zweite.

Der Knabe trat leise ans Fenster und blickte vorsichtig hinter dem Pfosten hervor in den Garten. Dort saß auf einer Bank unter dem Faulbaumbusche, zerzaust, mit nackten Schultern, die Köchin Blasjewna, und neben ihr hatte, mit der Pfeife zwischen den Zähnen, der Hausknecht Sason Platz genommen. Er blickte stumpf zu Boden, während sie ganz aufgelöst und erregt saßen. Ganz tief im Schatten des Gebüsches saßen sie.

„Ist denn das eine Fra—u für ihn?“ wehlagte die Blasjewna leise.

Der Hausknecht schwieg eine Weile und versetzte dann mürrisch:

„Ich sag's ja: es führt zu nichts Gutem. . .“

Kleine, zerrissene Wolkenfetzen schwammen still am Himmel hin, und der Mond schwebte voll zwischen ihnen daher und erhellte ihre zackigen Ränder. Die schlanken Zweige des Faulbaumes und die Aeste der Linden bewegten sich leise, und alles ringsum — der Garten, das Haus, der Himmel — schien in langsamem Reigentanz hinzuschweben; nur die beiden Menschen dort saßen unbeweglich da und murrten.

„Geht fort von hier!“ wollte Matwej ihnen zurufen. Doch er tat es nicht, sondern trat vom Fenster zurück und legte sich schlafen.

#### IV.

Nach der Hochzeit wurde es einförmig still im Hause. Der Vater war sanft und glatt, als hätte er ein Delbad genommen. Er lächelte in seinen Bart hinein, schritt, die Hände auf dem Rücken, durch die Zimmer und schnurrte wie ein satter Kater; die Leute im Hause aber sah er an, als müsse er sich erst besinnen, wer sie eigentlich seien. Es schien Matwej, als sei der Alte wieder im Begriff zu erkranken — sein Gesicht, das sonst eine gesunde Röthe hatte, erschien nun purpurfarbig, unter den Augen zeigten sich dicke Wulste, und die Beine schlurrten schwer über den Fußboden. Die Stiefmutter saß tagelang am Fenster und sah in den Garten, sie naschte dabei beständig Malzzucker und Pfefferminzplätzchen, die sie dem Busenlaß ihres schmucken Esarafans entnahm, oder sie knackte geröstete Nüsse und Sonnenblumenkörner.

„Willst Du ein paar Nüsse?“ fragte sie, wenn der Stieffohn zu ihr hinkam.

Matwej versahnd es nicht, sich mit ihr zu unterhalten, und auch sie war nicht allzu gesprächig; wenn er sie nach etwas fragte, lächelte sie nur und antwortete kurz:

„Ja...! Nein... Nichts...“

Zuweilen brachte sie alle ihre Kleider ins Zimmer und begann sie lange anzuprobieren: bald zog sie den blauen, bald den dunkelroten oder den rosa Esarafan an. Dann setzte sie sich wieder ans Fenster und blickte hinaus, wobei über ihr gutmütiges Gesicht, das stets denselben nachdenklichen Ausdruck hatte, unmerklich große Tränen rannen. Matwej schlief neben dem Zimmer des Vaters und hörte häufig im nächtlichen Schlafe, wie die Stiefmutter weinte. Er fühlte Mitleid mit ihr und fragte sie eines Tages:

„Warum weinst Du immer?“

„Weine ich denn?“ sagte sie verwundert, fuhr mit der Hand über ihre Wange und fügte mit verlegenem Lächeln hinzu: „Ich weiß es gar nicht...“

„Doch, Du weinst sehr oft... Weshalb denn?“

„Deshalb... 's ist so meine Gewohnheit...“

Fast jedesmal, wenn Matwej mit der Stiefmutter sprach, trat auch der Vater hinzu. Er kleidete sich jetzt sehr sorgfältig, trug weiche ziegenlederne Stiefel mit Plüschschäften, schwarze Pluderhosen, buntfarbige Hemden und einen seidenen Gurt mit eingesticktem Bibelspruch, wie man sie in den Klöstern anfertigt.

Es lag etwas Weiches, Feiertägliches in seinem Wesen, und er sagte öfter, seinen Bart glättend, zum Sohne:

„Na, hast Du Dich an die neue Mutter gewöhnt? Recht so, ja!... Nun, geh nur, lauf ein bißchen herum!“

Er fuhr nicht mehr im Bezirk umher, um Hanf einzukaufen, oder nach den Nachbarstädten, um seine Ware abzugeben, sondern betraute Puschtarew mit diesen Geschäften.

„Väterchen,“ rief zuweilen Matwej, „Du sollst mal nach der Werkstatt kommen, die Arbeiter machen solchen Lärm!“

„Ist Sawka da?“

„Ja.“

„Dann ruf ihn mal her.“

Sawka erschien. Er war ein stämmiger Bursche mit einem breiten Gesicht, in dem eine stumpfe Nase saß, während das graugelbe Haar in schlichten Strähnen, wie ungefärbtes Garn, ihm auf Stirn und Ohren fiel. Die dünnen weißen Augenbrauen waren auf dem schmalen Stirnstreifen kaum sichtbar, und die durchsichtigen runden Krebsaugen des Burschen schienen wohl an die zwei Zoll aus dem Gesicht hervorzutreten. Er blieb auf der Türschwelle stehen, streckte den Hals vor, fletschte die Zähne und blickte mit seltsam starrem Lächeln auf Pelagia. Unwillkürlich stellte Matwej sich bei seinem Anblick vor, wie der Vater ihm zurufen würde: „Sawka, heiß den Ofen an!“ und wie der sonderbare Bursche leise auf den Zehen nach dem Ofen hingehen und die großen gelben Zähne in die Lontacheln einschlagen würde. Seine linke Schulter zuckte in einem Fort, und er stotterte und verzog, wenn er sich zum Sprechen anschickte, den breiten Mund auf höchst komische Weise.

„Nun, geh schon, Du Unglücksmensch!“ sagte der Vater mit einer Handbewegung, die seinen Widerwillen ausdrückte, nachdem er Sawka das Nötige aufgetragen hatte.

Eines Tages kamen drei Bürger der Stadt zum Vater, und einer von ihnen, der graue, krausköpfige Basunow, sprach zu ihm:

„Hör’ mal, Sawelij Iwanjtsch, wir haben Dir eine besondere Ehre zugebracht: wir wollen Dir die Aufsicht über unsere Kirchentasse anvertrauen. Du bist wohl im Umgang ein rauher Geselle, in Geschäftsangelegenheiten aber hast Du keinen schlechten Ruf, und darum scheinst Du uns für den Ehrenposten wohl geeignet. . .“

Die Ellbogen auf den Tisch aufstützend und die Unterlippe mit höhnischem Lächeln vorschiebend, hörte der Vater sie an und sagte darauf:

„Habt Ihr denn gar keinen ehrlichen Kerl mehr unter Euch? Was für eine Ehre soll das für mich sein, über Gauner und Spitzbuben das Kommando zu führen?“

„Wer sagt dann etwas von Kommando?“

„Schweinehüten — nein, dazu hab’ ich keine Lust. . .“

„Was zerreißt Du Dir dann erst das Maul?“

Der Vater erhob sich und schüttelte unwirsch den Kopf.

„Macht, daß Ihr fortkommt! Ich achte Euch alle nicht einen Pfifferling und will von Euch weder geehrt noch geliebt sein. . .“

Die drei Bürger erhoben sich und gingen schweigend hinaus, auf der Türschwelle jedoch wandte Basunow sich um und sagte: }

„Die Leute haben schon recht, wenn sie von Dir sagen: sein Kopf ist rot, doch seine Seele schwarz!“



Der Vater lachte laut hinter ihnen her. Er betrank sich an diesem Tage, sang allerhand Lieder und wollte Pelagia durchaus zum Tanzen zwingen. Als sie weinend sagte, sie könne ohne Musik nicht tanzen, warf er das zinnerne Salzfaß nach ihr, traf sie jedoch nicht und zerschlug nur die Glasscheibe an einem Heiligenbilde.

Gegen Abend, als er wieder nüchtern geworden war, ging er mit seiner Frau im Garten spazieren, und Matwej hörte, wie sie sich miteinander unterhielten.

„Du bist doch ein hübsches Weibchen,“ sagte der Vater leise, „nur bist Du mir nicht lustig genug!“

„Ich geb’ mir doch alle Mühe, Sswel Zwanytsch...“

Matwej saß unter dem Fenster, und die Szene mit den drei Bürgern, die der Vater so schlecht behandelt hatte, fiel ihm wieder ein.

„Warum mag er sie nur so gescholten haben?“ dachte er bei sich.

Ein paar Tage später mußte er einen günstigen Augenblick zu erspähen und fragte den Vater:

„Sag’ mal, Väterchen, — warum hast Du eigentlich die Bürger hinausgejagt?“

Sswelij Koschemjakin schob den Sohn leicht zur Seite, sah ihm scharf in die Augen und begann darauf mit einem Seufzer:

„Ich bin hier ein Fremder unter ihnen. Anfangs versuchte ich wohl in Freundschaft mit ihnen zu leben, doch sie stürzten gleich wütend über mich her wie die Hunde über den Wolf. Ich hörte wohl ihre süßen Reden, sah aber auch ihre scharfen Krallen. Bald gab es Krieg zwischen uns. Sie haben mich rein ausgeplündert, die Spitzbuben, wie die Räuber auf der Landstraße: da hieß es zahlen, dort hieß es zahlen — nicht auszuhalten war das! Das Pferd haben sie mir gestohlen, den Zuchteber totgeschlagen, die Hühner und Hähne wegstibigt. Und nicht bloß bestohlen haben sie mich — auch allerhand Schaden haben sie mir angerichtet. Im Garten hatte ich Apfelbäume und Kirschbäume gepflanzt — die haben sie mir zerbrochen, die Himbeersträucher zertraten sie, die Bienenstöcke warfen sie um. Zweimal versuchten sie mein Haus in Brand zu stecken; einmal war’s ihnen schon gelungen, aber sie hatten zum Glück eine schlechte Zeit gewählt: es hatte kurz vorher geregnet, die Wassertonnen im Hofe waren voll, und so konnten wir das Feuer bald löschen. Ein zweites Mal faßte ich selbst den Brandstifter ab, wie er sich eben mit einem Topf voll brennender Späne hinter dem Speicher zu schaffen machte. Ich nahm ihm den Topf weg und gab ihm damit eins über den Schädel; und es müssen wohl ein paar von den brennenden Spänen zwischen seine Kleider geraten sein; denn mit einemmal sah ich, als er heulend über das öde Feld hinterm Garten lief, wie nur so die Funken von ihm stoben. Zu spaßig sah das aus! So manche Nacht hab’ ich selbst mit einem dicken Knüttel in der Hand mein Eigentum bewachen müssen. Das Gruseln kam mich förmlich dabei an, wenn so die Sterne am Himmel, wie feindselige Augen, zwischen den Zweigen auf mich niederblickten.“

Er lächelte gutmütig, nahm jedoch gleich wieder eine düstere Miene an und fuhr, nachdenklich den Kopf schüttelnd, fort:

„Ich ließ dann rings herum hohe Zäune aufführen und Nägel oben drauf einschlagen. Vier Hunde hielt ich mir, die haben manch einen Borz wighigen in die Waden gebissen. Zwei davon waren Schäferhunde — wenn die einen an der Brust packten, gab's kein Standhalten. Sie wurden mir schließlich vergiftet, ja... Nach solchen Erfahrungen ist man auf die Menschen nicht gut zu sprechen...“

Er schwieg, legte die Hand auf die Schulter des Sohnes und sagte dann, ein Gähnen unterdrückend:

„Lassen wir lieber diese Geschichten, ich denke nicht gerne daran. Zu langweilig ist's...“

Matwej sah sich unwillkürlich um: nur allzu oft sprach der Vater von „Langeweile“, und der Knabe fühlte immer deutlicher den dumpfen Druck dieser unsichtbaren Macht, die wie eine atemraubende Beute auf dem Hause und auf allem ringsum lastete. Das wurde, für ihn wenigstens, mit einem Male anders, als er zu lernen begann.

Bis in seine alten Tage hinein erinnerte sich Matwej Koschemjatin des heimlichen Erschauerns, das er an jenem Tage empfand, da er zum ersten Mal Unterricht erhalten sollte.

Alle Hausgenossen — der Vater, die Stiefmutter, Puschkarew, Esason und selbst die finster umherschleichende Blasfjewna — hatten sich in seinem Zimmer versammelt, und der Küster Korenew trat vor die Heiligenbilder und begann mit feierlicher Stimme:

„Lasset uns in Demut zu unserm Herrn Jesus Christus, wie auch zu seinen heiligen Kusma und Damian und zum Apostel Andreas beten, daß sie mit ihrer heiligen Kraft und Gnade das Herz dieses Knaben erleuchten und es empfänglich machen für die Weisheit und Wissenschaft!“

Nachdem er das Gebet beendet hatte, sagte er freundlich, doch nicht ohne Strenge:

„Nun gehet hinaus und lasset uns allein!“

Er setzte sich mit Matwej auf eine Bank am Fenster, legte seinen Arm um die Schultern des Knaben, neigte sich vor und sah ihm mit seinen gutmütigen Augen ins Gesicht.

„Fürchte Dich nicht,“ sagte er leise, „und fasse Mut; denn nicht zu Bösem, sondern zu Gutem sollst Du vorbereitet werden.“ Er wies mit der Hand nach dem Garten und fuhr in dem gleichen Flüstertone fort:

„Schau' hin, was für ein heller und freundlicher Tag, an dem wir unser Werk beginnen!“

Draußen standen die Bäume des Gartens im Schmucke des herbstlichen Goldes, der Ahorn prangte im roten Blättermantel, die Linde war mit gelben Sternen geziert; die Trauben der Eberesche schimmerten in brennendem Rot, und die dicken, blaßgrünen Stengel der Staudenmalve hingen die welken Blätter wie bunte Seidenlappen herab. Der Duft der Dillstauden, vermengt mit dem Geruch frisch umgegrabener Erde und

reifer Aepfel, drang durch das offene Fenster ins Zimmer. Aus dem Klostergarten, wo Frauen aus der Vorstadt die Gurkenbeete abernteten, ließ sich fröhliches Lachen und Rufen vernehmen. . .

„Warum lernt man lesen und schreiben?“

Diese Frage, die der Lehrer mit leiser Stimme stellte, erfüllte das Herz des Knaben mit geheimnisvollen Ahnen und veranlaßte ihn, vertraulich an den Fragenden heranzurücken.

„Man lernt lesen und schreiben,“ gab der Küster, während er mit dem Haar des Knaben spielte, sich selbst zur Antwort, „weil dies die Mittel sind, den menschlichen Geist mit den Geschehnissen der Vergangenheit, mit dem Leben der Gegenwart und den Plänen der Menschen für die Zukunft bekannt zu machen. Das Lesen und Schreiben stellt also die Verbindung her zwischen dem Menschen und seinesgleichen, es setzt ihn in Verkehr mit der Welt. Laß uns dies noch im einzelnen genauer betrachten!“

Und als ob er dem Knaben ein großes Geheimnis enthüllte, setzte er ihm mit wichtiger Miene, doch dabei in schlichter, leicht verständlicher Rede auseinander, welche Vorteile es dem Menschen gewähre, wenn er des Lesens kundig sei.

Der Schüler hörte sich die stillen, wohlgeordneten Darlegungen seines Lehrers mit Aufmerksamkeit an, sah zu seinem Erstaunen, daß er alles ganz klar begriff, und blickte jenem fragend in die samtweichen Augen, in der ungeduldigen Erwartung, daß nun bald noch wichtigere Enthüllungen folgen würden.

„Ich sehe, daß Du alles, was ich sagte, wohl begriffen hast“, sprach Korenew, während er mit den Fingern das Haarbüschel auf der Wange unter seinem Auge zwirbelte. „Doch dies ist nur die eine Seite des Nutzens, den uns das Lesen und Schreiben bringt, es gibt noch eine zweite Seite. Was ist das Wort? Das Wort ist der Leib des menschlichen Gedankens, wie diese Leiber hier, der deinige und der meinige, die Hüllen unserer Seelen sind. Nehmen wir nun das erste beste Buch zur Hand! Es besteht aus Worten, die irgendein Mensch niedergeschrieben hat, der vielleicht, sagen wir: tausend Jahre vor uns gelebt hat. Was haben wir nun in dem von ihm verfaßten Buche zu sehen? Nicht mehr und nicht weniger als die Gedanken jenes Menschen, der lange vor uns gelebt und uns den von ihm angesammelten Reichtum seiner Seele zu unserer Erbauung und Belehrung hinterlassen hat. In den Büchern sind also, können wir sagen, die Seelen der Menschen eingeschlossen, die vor uns gelebt haben oder auch noch in unsern Tagen leben; die Bücher sind somit ein Mittel, dessen die Menschen aller Zeiten und Länder sich bedienen können, um miteinander in Verkehr zu treten und sich über das, was sie getan und gedacht haben, vor einander auszusprechen. Hast Du das verstanden?“

Matwzej stellte sich die dicken, in Leder gebundenen und mit Messingspangen versehenen Kirchenbücher vor und antwortete leise:

„Ja, ich hab's verstanden.“

„Und es langweilt Dich nicht, mir zuzuhören?“



„Mein!“ versetzte der Knabe lebhaft.

„Ich glaube Dir. Nun, dann wird ja die Sache leicht von statten gehen!“

Ein Lächeln verklärte sein Gesicht, er erhob sich und sagte zur Verwunderung des Schülers:

„Fürs erste Mal soll's damit genug sein. Denk darüber nach, was ich gesagt habe, und sollte Dir etwas nicht klar sein, dann frage nur!“

Der Küster sollte keine Enttäuschung erleben: sein Schüler legte einen seltenen Lerneifer an den Tag, und mit einer Schnelligkeit, die alle in Erstaunen setzte, wurden sie noch vor Eintritt des Winters mit der Bibel fertig, worauf dann im Winter das Kirchengebetbuch und der Psalter an die Reihe kamen. Zweimal in der Woche nahm der Küster nach dem Unterricht die Harfe zur Hand und sang seinem Schüler den einen oder andern Psalm vor.

Er sang mit geschmeidiger Stimme, und häufig sah der Schüler in den nach oben gewandten Augen des Lehrers eine Träne der Begeisterung schimmern. Oft nahm dabei sein zwar unregelmäßiges, doch dabei mildes Gesicht einen drohenden Ausdruck an, die Augen verfinsterten sich und blickten voll Trost, und seine Stimme klang ganz besonders kraftvoll und eindringlich.

Er war ein Trinker, das wußte man wohl — wochenlang und noch länger trank er zuweilen in einem Zuge fort. Man schloß ihn zu Hause ein, auch der Vater Matwoje's hielt ihn, wenn er irgend konnte, bei sich zurück; doch Korenew wußte immer wieder zu entschlüpfen und lief in seiner grauen, die schwächliche Gestalt umschlotternde Kutte in den Gassen auf und ab, zerzaust, mit ungewaschenem Gesicht und blutunterlaufenen Augen. Mit der Rechten suchte er in der Luft herum, während die mageren Finger der Linken einen Feldstein oder ein Ziegelstück umfaßten, das er in ihm begegnenden Bürgerseuten an den Kopf zu werfen drohte.

„Ihr Heidenpack!“ rief er — „Ich werf' Euch den Stein hier an den Schädel. Ich zerdrücke Euch wie die Motten!...“

Die Leute liefen vor ihm weg, manche schimpften und beschwerten sich beim Popen über ihn, und andere wiederum luden ihn zu sich ein, machten ihn noch betrunkenner und ließen ihn tanzen und singen, wie der Teufel den Einsiedler Jesajas. Zuweilen prügeln sie ihn auch.

Matwoje liebte seinen Lehrer, und selbst in den Tagen, da er seinem Laster frönte, empfand er keine Furcht vor ihm, sondern nur eine Art herben Mitleids, das sich mit einer unbestimmten, dumpfen Entrüstung paarte. Den Tränen nahe, von Unwillen und Schmerz um ihn erfüllt, drückte er sich tagelang im Hause herum und wußte nicht, wo er bleiben sollte. In seiner aufgewühlten jungen Seele erglühete langsam, doch immer heller flammend eine unstillbare Sehnsucht nach irgend etwas, das anders wäre als alles das, was ihn umgab. Und diese innere Flamme erhellte das einförmige, träg hinstießende Leben rings um ihn — or seinem geistigen Auge.

Neben dem Rüstler erregte unter den Menschen, die Matwej sah, besonders der Werksführer Puschkarew sein Interesse. Als der Soldat eines Tages, kurz nachdem der Rüstler den Unterricht aufgenommen hatte, den Knaben mit seinem Lesebuche auf dem Dache der Erdhütte liegen sah, trat er auf ihn zu, faßte ihn im Scherz ans Bein und sagte zu ihm:

„Na, Junge, zeig' mal her, was für Lesebücher Ihr eht im Gebrauch habt!“ Und dann begann er, die vorstigen Backen lebhaft bewegend, zu lesen: „Der Bogule... der Ostjake... Herrgott, was für Volksstämme gibt es doch!“ fuhr er kopfschüttelnd fort, stieß einen Seufzer aus und sprach dann leise weiter: „Ja, ja, das Volk vermehrt sich in unserm lieben Rußland, und das ist gut; denn wir brauchen Arbeiter! Das Reich ist groß, und es gibt darin Berge und Schluchten, Sümpfe und Ebnöden ohne Zahl. Da, guck mal: wozu wächst hier das trodene Steppengras? Rußbare Pflanzen sollen auf der Erde wachsen, Erbsen zum Beispiel, oder Hanf. Arbeiter brauchen wir, Arbeiter — überall sind Hände nötig. Dort ist ein Berg abzutragen, da eine Schlucht zuzuschütten, ein Sumpf auszutrocknen — die ganze Erde sollte beackert und besät werden, daß wir Nahrung haben für all und jeden! Das ist's, worauf es ankommt. Arbeiter braucht Rußland vor allem andern!“

Er kniff die kleinen Augen zusammen, sah sich rings um, als schaue er nach dem Rechten, gab dem Knaben einen Klaps aufs Knie und fuhr dann fort:

„Hör' mal, Kleiner — wenn Dir etwa jemand was tun wollte, dann komm nur zu mir! Ich werde mich Deiner schon annehmen. Du bist viel zu zart, um Prügel zu vertragen. Prügel sind 'ne schlimme Sache, ich kann ein Lied davon singen!“

Matwej hatte eine schnelle Auffassung für alles, was seine Aufmerksamkeit erregte. Der Soldat forderte ihn öfters auf, die Festigkeit irgend einer Hanfforte durch bloßes Befühlen zu prüfen und zu sagen, wie das Seilerrad bei ihr einzustellen sei. Es schmeichelte dem Knaben, daß der Alte ihm mit so ernsten Dingen kam; mit wichtiger Miene probierte er mit dem Finger an dem Material herum und nannte die Zahl der Radumdrehungen, die bei der Verarbeitung dieser oder jener Ware erforderlich seien.

„Gut getroffen!“ rief Puschkarew und hob in freudigem Erstaunen die Arme empor. „Aufs Haar richtig geraten! Das hätte ich Dir nicht zugetraut, Junge!“

Und in seiner Begeisterung rebete er weiter und weiter:

„Dein Vater war mal ganz ebenso: er brauchte nur die Faser zu befühlen und einen Blick darauf zu werfen — gleich wußte er Bescheid. Ja, der versteht sein Gewerbe!“

„Warum lieben die Leute eigentlich den Vater nicht?“ fragte Matwej einmal den Werksführer.

„Warum sollen sie ihn denn lieben?“ rief der Soldat ganz verwundert aus. „Wie sonderbar Du fragst? Ist er denn irgendein Held oder sonstwas in der Art?“

Er lachte laut auf und fügte nach einer Weile hinzu:

„Die lieben überhaupt niemanden, die Halunken!“

„Weshalb nicht?“

„Wer kann das wissen? Frag' sie mal — sie wissen es selber nicht!..“

„In der Heiligen Schrift steht doch, sie sollen einander lieben!“ sagte Matwej im Tone der Entrüstung.

Puschkarew sah ihn an und fuhr sich mit der von Pech geschwärzten Hand übers Gesicht, als wollte er ein Lachen davon wegwischen. Dann sagte er obenhin:

„Ja, was dort alles geschrieben steht!..“

„Und Du — liebst Du den Vater?“ fragte Matwej weiter.

„Ach, was Du alles zu fragen hast!“ entgegnete der Soldat lächelnd.

„Das liegt doch auf der Hand, daß jede Fichte zu ihrem Walde hält. Gewiß, ich schätze den Esawel, das muß ich wohl sagen. Er trinkt niemanden ohne Not, und er weiß, was Arbeit wert ist.“

„Aber er hat Dir doch damals den Blumentopf an den Kopf geworfen?“

„Den Blumentopf? Ja, das hat er sehr geschickt gemacht! Ueberhaupt, was er anfaßt, das hat Hand und Fuß. Ich war damals betrunken, und wenn ich betrunken bin, muß ich den Leuten immer was vorpredigen. Alle möchte ich dann belehren, eine richtige Krankheit ist das! Einmal hab' ich's sogar bei meinem Hauptmann gewagt: 'Eott hat's verboten', sagte ich zu ihm, 'die Leute in die Schnauze zu schlagen!' Dafür haben sie mir natürlich das Leder gegerbt...“

Er schwieg ein Weilchen nachdenklich, sah dann Matwej von der Seite an, hustelte und begann plötzlich lebhaft:

„Ich will Dir mal eine Geschichte erzählen, hör' zu! Die Obrigkeit hatte also befohlen, daß die Bauern Kartoffeln anpflanzen sollten; die Bauern aber sagten in ihrer Dummheit: 'Nein, wir wollen keine Kartoffeln pflanzen!' Und sie empörten sich; schickte man ihnen Kartoffeln zur Aussaat, so sagten sie, die kämen vom Antichrist, und warfen sie in die Schlucht, in den Sumpf, oder in den Fluß, wo sie verdarben. Nicht in den Mund nahmen sie die Kartoffeln.“

So geschah es auch in dem Dorfe Guslitz, wo man das falsche Geld macht, und dahin wurde nun eine Abteilung Soldaten von unserer Kompagnie geschickt, damit sie die Leute zur Vernunft brächten. Na, abgemacht also. Unser Kommandeur, der war nun ein Deutscher, Ustaw\* nannten wir ihn, in Wirklichkeit aber hieß er Gustav. Ein schneidiger Leutnant war's und ganz schrecklich streng. Sein erster Befehl war gleich, daß die Bauern mit Ruten geschlagen werden sollten. Auf dem Plage vor der Kirche wurde die Sache gemacht — jeder zehnte Mann sollte Spießruten laufen. Es waren wohl ganz gewöhnliche Ruten; aber damit es sich schlimmer anhörte, nannte man sie Spießruten. Na, wir schlugen also drauflos. Die Bauern knurrten und wanden sich, von der Kartoffel aber wollten sie nichts wissen. Einen ganzen Kessel voll ließ unser Ustaw kochen,

\* Hier Wortspiel: Ustaw = Regiment.



und jeder, der seine Rutenhiebe weg hatte, mußte antreten: „Da friß!“ Der Bauer schüttelt den Kopf: „Nein, ich tu's nicht“, sagt er; der Deutsche aber schiebt ihm die heiße Kartoffel mit Gewalt in den Rüssel, und zwar so kräftig, daß gleich die Vorderzähne mit hineingehen. Die Bauern spucken die Zähne samt der Kartoffel aus und bleiben standhaft. Ich war nun bloß ein ganz einfacher Soldat; aber die dummen Kerle taten mir leid: die Weiber, verstehtst Du, standen herum und weinten, und die Kinder schrien, und sie selber, die Bauern, gingen mit blutigen Schnauzen herum — nein, es war nicht mehr schön, schämen mußte man sich einfach. Wenn's auch nur Bauern waren, so waren es doch immer Russen und getaufte Menschen. Am Abend nach der Exekution — so nannte man die Prügelei, weil sich's besser anhört — nahm ich nun etliche von den gekochten Kartoffeln und ging damit in ein Bauernhaus hinein. „Ach, Ihr dummes Volk“, sagte ich — „seht doch mal her, da ist sie, die Kartoffel! Ganz wie Mehl ist sie, wie so'ne Art Brei! Seht mal, ich bin doch ein Soldat, trag' ein Kreuz auf dem Leibe, bin also ein Getaufter!“ Ich zeigte ihnen das Kreuz, ein ganz echtes war es, mit Schmelz überzogen. Und nun begann ich vor ihren Augen von den Kartoffeln zu essen. Drei Stück aß ich auf, und wie sie sahen, daß ich davon nicht zerplatzte, da streckte zuerst ein Weibchen, ein ganz junges, die Hand aus und sagte zu mir: „Gib mal her!“ Sie nahm eine Kartoffel, bekreuzte sich, gab sie einem Bauern, der offenbar ihr Mann war, und sagte zu ihm: „Da, is, Mischa, und die Sünde mag auf mich kommen!“ Er wollte nicht recht ran; sie aber kniete vor ihm nieder und begann zu weinen: „Is doch, Mischa, ich ertrag's nicht, daß sie Dich mit Ruten schlagen!“ Da sah eben jener Mischa die älteren Bauern an, die ringsherum standen — und die wandten sich ab, um das Schreckliche nicht zu sehen. Nun schlang er die Kartoffel hinunter — und blieb heil! Na, und auf Mischa folgte gleich auch Grisha, und auf diesen Jepisha — und die Sache war gemacht! Alle aßen! Ich war natürlich sehr froh darüber, daß der Aufruhr vorbei war, und rief ihnen zu: „Na, schmeckt's? Soll ich Euch noch mehr bringen?“ — „Immer hol' uns noch welche, Soldat“, sagten sie, „wir haben noch nicht alle davon gekostet“. Ich ging gleich zum Korporal — Chalbul hieß er und war ein getaufter Tatar und mein guter Freund — mehr als einmal hatten wir zusammen die Ruten bekommen. „So und so hab' ich's gemacht“, erzählte ich ihm. „Ei, das hast Du sehr geschickt angefangen“, meinte er, „ich will's weitermelden; Du bekommst sicher eine Belohnung dafür!“ Wir nahmen nun beide noch mehr von den Kartoffeln und brachten sie den Bauern. Die hatten aber inzwischen schon Branntwein aufgefahren, na, und da ging's denn los, ganz gehörig haben wir genascht. Mit einemmal — wer steht vor uns? Ustaw! Als wenn er vom Himmel gefallen wäre. „Was?“ schrie er wie besessen — „auf mich wollt ihr nicht hören, und auf die Soldaten hört ihr?“ Er schimpfte wie ein Rohrspaz — zu komisch hörte sich's an; er sprach nämlich unser Russisch nicht zum besten. Am nächsten Morgen aber ließ er uns beiden, mir und Chalbul, die Ruten geben. Eine ordentliche Tracht bekamen wir. . . .“

Unermüdlich arbeitete die Zunge des Alten daran, den Blutgetränkten

Staub der Vergangenheit aufzuwühlen, und Matwej hörte zu, ohne Verständnis, geängstigt durch die Ruhe, mit der der Alte alles das sagte. Als Puschkarew mit seiner Erzählung zu Ende war, tippte er mit dem Zeigefinger nach einem Pechfleck auf seinem Knie, schielte zu dem Knaben hin und fuhr erklärend fort:

„Da sieht man doch, daß man den Menschen, bei all ihrer Dummheit, beikommen kann, wenn man's nur in Güte und Freundschaft versucht. Und mit Deinem Vater war's hier gerade so wie dort mit der Kartoffel: plötzlich war er da, niemand wußte, wer er war und woher er kam, so daß sie ihn nicht zu schätzen verstanden. Dazu war noch dieser Esason mit ihm gekommen, der einem wie ein richtiger Räuber vorkommt, mit seinem stieren Blick und seinem Grunzen. Woher stammen sie nur, die beiden? Kein Mensch kann es sagen — vielleicht sind sie aus den Wäldern herabgefallen? Die Leute hier in der Stadt — lauter Spigbuben sind's. Vor zwanzig Jahren war hier eine wahre Räuberwirtschaft, seines Lebens war man nicht sicher. Jeden Augenblick kam ein Diebstahl in der Gegend vor, und dann hieß es immer, wir aus der Vorstadt wären die Diebe. Aber es gibt eben Diebe, die aus Not stehlen, und solche, die's zum Vergnügen tun...“.

Die seltsamen Geschichten Puschkarews erfüllten die Seele Matwejs mit einem wirren, dunklen Chaos. Er hätte so manche Frage stellen mögen, doch kam er nicht dazu; die Gedanken drängten und erstickten sich gegenseitig in seinem Hirn. Wie eine schwere Last drückten all die schrecklichen Erzählungen von dem Spießrutenlaufen, von den eingeschlagenen Zähnen, den gleich dem Vieh totgeprügelten Leibeigenen auf das jugendliche Gemüt. In den farbenreichen Schilderungen des Vaters hatte das Leben etwas Spielerisches, Märchenhaftes, aus den Erzählungen des Soldaten dagegen blickte es streng und finster, verlangte Geduld und Arbeit. Für diesen klaffenden Widerspruch fand der Knabe keinen Ausgleich. Nicht Mitleid und Erbarmen waren es, was er für die große Masse dieser geprügelten und unterdrückten Menschen empfand, sondern eine Art ermüdenden Staunens, das etwas Einschläferndes hatte; er verkroch sich irgendwo in einen entlegenen Winkel, suchte dort vergeblich seiner Eindrücke Herr zu werden und verfiel darüber gewöhnlich in einen unruhigen, von schweren Träumen heimgesuchten Schlaf.

Eines Tages sagte der Küster während des Unterrichts zu ihm:

„Sieh, wie rasch und wie hübsch Du nun schreiben gelernt hast! Das ist recht, und nun möcht' ich Dir raten, daß Du Dir ein Heft machst und Dich daran gewöhnst, alles, was Dir bemerkenswert scheint, darin aufzuzeichnen. Du lernst auf diese Weise zunächst einmal Deine Gedanken ausdrücken und hast außerdem für Deine vielen einsamen Stunden eine Zerstreuung, die nicht ohne Nutzen ist. Alles, was die Menschen betrifft, ist lehrreich und des Behaltens wert, und wird es aufgezeichnet, so hat auch die Nachkommenschaft noch ihren Nutzen davon.“

Matwej nahm den Gedanken mit großem Eifer auf und bat den Vater, er möchte ihm ein Buch starken Papierees kaufen. Dann ersuchte er

den Küster, eigenhändig auf der ersten Seite das Lied von der Venus, das er einmal gesungen hatte, niederzuschreiben.

„Nein, das paßt nicht dahin“, sagte Korenew, die Schulter des Knaben streichelnd. „Die Sache muß einen ernsten Ansich haben. Zunächst wollen wir für die zukünftigen Aufzeichnungen einen passenden Titel suchen.“

Er dachte ein Weilchen nach und sagte dann:

„Schreib!“

Er diktierte, und Matwej schrieb mit seiner in violette Tinte getauchten Gänsefeder:

„Sammlung verschiedener Erzählungen, Lieder und mannigfacher Ereignisse aus dem Leben der Stadt Kurow im Gouvernement Worgorod, die ich, Matwej Koschemjakin, seit meinem dreizehnten Jahre gehört und gesehen habe.“

Der Küster sah das Geschriebene nach und fuhr dann fort:

„Nun schreib: ‚Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!‘ Und wenn Du das ganze Heft voll hast, schreibst Du Amen! darunter.“

Er faßte mit den Fingern das Kinn seines Schülers, hob sein Gesicht empor, sah ihm mit dem liebevoll-ernsten Blick einer Mutter in die Augen und sagte:

„„Amen“ bedeutet so viel wie Wahrheit — verstehst Du? Nun schreibe noch ein paar Denksprüche nieder als Richtpunkte für Deinen Verstand.“

Das Löwenantlitz des Küsters nahm einen nachdenklichen, düsteren Ausdruck an, die Augen krochen unter die Stirn, und er hob den Zeigefinger auf, als wollte er jemand drohen.

„Schreib hier an den Rand“, sprach er, „mit kleiner Schrift: ‚Ich verurteile niemand, sondern lege nur Zeugnis ab.‘ So ist's richtig. Nun schreib unten hin: ‚Das Leben des Menschen ist flüchtig, seine Taten jedoch sind zuweilen wert, daß sie durch die Jahrhunderte weiterleben.‘ Jetzt schreibe auf die rechte Seite, und zwar so schön, wie Du nur kannst:

Das schlichte Vöglein selbst  
Durch seinen Sang beweist,  
Daß Wahrheit schöner ist,  
Als was man „Dichtung“ heißt.

Korenew prüfte mit zufriedennem Blick die Niederschrift Matwejs und lobte seine Arbeit.

„Sieh, wie hübsch hier die Samenkörner der Vernunft auf dem weißen Felde ausgesät sind! Jedesmal nun, wenn Du etwas in das Heft einzuschreiben willst, mußt Du vorher diese einleitende Seite durchlesen. Jetzt will ich Dir zum Andenken die von mir gesungene Hochzeitskantate einschreiben.“

Und in einer großen, altertümlichen Schrift, mit kapriziösen Schnörkeln und Schwänzchen, schrieb er das Lied nieder.

Bald darauf verschwand er aus der Stadt: die Einwohner hatten sich über ihn beschwert, und so wurde er in ein entferntes Kloster verbannt, damit er dort für sein lasterhaftes Leben und seine Böllerei Buße tue.



Matwej weinte, als er die Nachricht vernahm; der alte Koschemjatin aber ließ verächtlich die Unterlippe hängen und brummte und schalt:

„Natürlich, den armen Kerl haben sie verbannt! Lasterhaft soll er gelebt haben, hör' doch einer! Was seid Ihr denn für Eugendbolde, Ihr Froschseelen? Auch Markow ist weggezogen, weil er die Langeweile hier nicht aushalten konnte, kein Mensch ist mehr da... Dieses Spießerpäck!.. Das bißchen Trinken nehmen sie ihm übel! Als wir so alt waren wie Korenew, haben wir den Branntwein eimerweise vertilgt, und es hat uns nichts geschadet!“

Matwej nahm sich immer wieder vor, endlich sein Tagebuch zu beginnen, aber wenn er das erste Blatt mit der zierlichen Niederschrift seines Lehrers betrachtete, konnte er sich nicht entschließen, selbst etwas hinzuschreiben, da er fürchtete, daß das gute Aussehen des Heftes durch seine unbeholfene Handschrift nicht gerade gewinnen würde. Eines Tages jedoch begann er nach langen Vorbereitungen, in heftiger Erregung, auf der Rückseite des Blattes, das die Denksprüche trug, zu schreiben:

„Heute hat Väterchen erzählt, wie die Barkenknechte in Balachna Wettkämpfe veranstalteten...“

Die Finger des Schreibers zitterten, die Feder hüpfte auf dem Papier hin und her, und plötzlich fiel von Matwejs Stirn ein Schweißtropfen auf das Blatt. Ein schmerzlicher Seufzer entfuhr dem Knaben: die violette Tinte zerfloß, und kleine blaue Ueberchen erstreckten sich von den Buchstaben nach allen Seiten. Er wandte das Blatt um und sah, daß der Farbstoff das Papier durchdrungen hatte: die Worte „seine Taten“ waren von einem dunkelblauen Schatten umgeben, wie die Augen der Seilergesellen, wenn sie nach einem lustig verlebten Feiertag früh morgens bei der Arbeit erschienen. In seinem Aerger beschloß Matwej, das Heft nicht mehr anzurühren — er legte es beiseite und nähte sich ein neues.

Er hatte bereits alle Märchen und Geschichten, die ihm die alte Matarjewna erzählt hatte, soweit er sich ihrer erinnerte, in seinem Hefte verewigt: so das Märchen von dem jungen Riesen Maxim, der fünf Ellen groß war, von Jerzema und Fedossja und viele andere. Ganz besonders gefiel ihm die kurze Erzählung von der Krähe:

Krähe kommt geflogen,  
Setzt sich auf das Tor,  
Klopft mit ihrem Schnabel:  
„Wirtin, komm hervor!“

Die Krähe war in dieser Fabel als ein zugleich solider und unternehmender Vogel geschildert, der sich mit seinem grauen Bäumlein und seinem glatten, ölig glänzenden Kopfe sehr würdig ausnahm.

Wohrfach versuchte Matwej, die Erzählungen des Vaters niederzuschreiben, doch mangelten ihm hier die Worte, und was im Munde des Vaters so unterhaltend klang, kam auf dem Papier eintönig grau heraus, wie die Hanfstricke draußen auf der Seilerbahn, und es machte ihm nur wenig Vergnügen.

Als Matwej fünfzehn Jahre alt war, erschien er schon fast wie ein erwachsener Jüngling: er hatte sich gut entwickelt, war stämmig und voll geworden und sah mit dem dunklen, welligen Haar über der weißen Stirn und dem ernsten Blick der braunen Augen recht einnehmend aus. Er war schweigsam und zurückhaltend, sprach leise und nachdenklich, hatte für alles einen scharfen, prüfenden Blick, und zwischen den Brauen, über der Nasenwurzel, machte sich bereits ein schwermütiges kleines Fältchen bemerkbar. Das häufige Alleinsein hatte seine Einbildungskraft stark entwickelt, und der Mangel an Beschäftigung, im Verein mit der reichlichen, fetten Kost, verursachte ihm schwere Träume und Kopfschmerzen und weckte frühzeitig seine Sinnlichkeit. Jedesmal, wenn er die nackten, bräunlichen Schultern oder die schlanken, kräftigen Beine seiner jungen Stiefmutter sah, überfiel ihn ein schamhaftes Zittern, und er wandte sich von ihr, die immer freundlich und demüthig war, immer still und unbemerkt umherging und allen zulächelte, so schnell wie möglich ab.

Sie führte im Hause gleichsam das Leben einer stillen Raze: im Winter saß sie am liebsten in irgendeiner warmen, dunklen Ecke, und im Sommer versteckte sie sich im Schatten des Gartens. Sie nähte oder strickte und summite dabei irgendein unverständliches, einförmiges Lied vor sich hin. Alle Leute im Hause, auch ihren Mann, redete sie höflich beim Vor- und Watersnamen an, und die Köchin Blasjewna nannte sie „Tantchen“.

Auf Matwej schaute sie immer gleichsam prüfend zwischen den Wimpern hindurch; er vermied es, mit ihr allein zu sein, war in ihrer Gesellschaft verlegen und wußte nicht, wovon er mit ihr reden sollte.

Seit einiger Zeit beunruhigte ihn das Verhalten Ssawkas gegenüber der Stiefmutter. Wenn der weißblonde Bursche ihr im Hofe oder in der Küche begegnete, blieb er plötzlich wie angenagelt stehen, bewegte weder Arme noch Beine und neigte sich mit dem ganzen Körper zu ihr vor, als müßte er im nächsten Augenblick wie ein durchgefälgter Baum umfallen. Quer über sein Gesicht, von einem Ohr zum andern, legte sich ein schmales, langgezogenes Grinsen, wie ein Messerschnitt, der eben noch die weißlichen Raubtierzähne durchschimmern ließ.

„F—rau W—wirtin!“ stotterte er leise, während ein lüsteres Flämmchen in seinen Augen zuckte.

„Guten Morgen! Wie geht's Dir?“ erwiderte Pelagia erblassend.

Eines Tages, als Matwej den Hanf, den der Vater gekauft hatte, zum Hecheln sortierte, hörte er, wie Ssawka zu irgend jemand sagte:

„Jetzt sind wir frei, keine Knechte mehr, jawohl! Jetzt bin ich mein eigener Herr! Du sagst, Geld sei besser als Freiheit! Nun — auch Geld werden wir uns verschaffen! Aber das erste ist doch die Freiheit.“

Es kam etwas Ungezwungenes in sein Wesen, er stotterte weniger, und seine farblosen Augen weiteten sich noch mehr, traten noch begehrllicher unter der schmalen Stirn hervor.

Einmal an einem heißen Sommertage, erzählte Puschkarew Matwej, wie einst ein ungarisches Dorf niederbrannte: Menschen wie Schafe liefen,

vom Schreck gejagt, durch die Gassen, die Kühe brüllten in den von erstickendem Qualm angefüllten Ställen, die aus den Ständen geflüchteten Pferde rasten wild umher, die Hunde bellten, und die Hühner gackerten, und ein am ganzen Leibe brennender, weithin in der Dunkelheit sichtbarer Mensch lief auf die im Gebüsch hinterm Dorf liegenden russischen Soldaten zu.

„Konntet Ihr ihnen denn nicht helfen?“ fragte Matwjej.

„Wem — den Ungarn?“ versetzte der Soldat erstaunt. „Wie Du nur so fragen kannst — es war doch Krieg! Wir hatten das Dorf doch selber angezündet, und da verlangst Du, daß wir ihnen helfen sollen! Wir schossen auf den brennenden Menschen...“

„Warum? Er wäre doch auch so gestorben!“

„Wir waren so erschrocken!“ sagte der Soldat mit einem sonderbaren Lächeln. „Mit einemmal kommt er auf uns zugerannt und schreit so entsetzlich, und dabei war's dunkle Nacht. Es stimmt ja, wir hätten nicht schießen sollen; man hatte uns einfach befohlen, das Dorf in Brand zu stecken und auszukundschaften, ob ungarische Truppen da seien. Dabei sollten wir aber vorsichtig sein und uns nicht verraten. Ich hatte das Feuer angelegt, mit einem Tataren aus Kasan zusammen... Der arme Kerl mußte dabei sein Leben lassen; wie wir ämlich auf den brennenden Menschen schossen, kam plötzlich die ungarische Reiterei angestürzt — schmucke Reiter haben sie, die Ungarn! — und fielen über uns her; na, ich sag Dir, Junge! Dem Tataren spalteten sie gleich den Schädel, bis auf die Augen herunter, und ich bekam einen Säbelhieb über die Schulter und einen Hufschlag gegen den Leib. Ein gehöriger Denzettel war's! Wir waren an die zwanzig Mann, und nur sechs kamen davon, und auch die waren fürchterlich zugerichtet. Sie hätten uns schließlich alle zusammengehauen, wenn nicht aus dem Walde Hilfe gekommen wäre. Ibrahim hieß der Tatar, ein prächtiger Mensch war's, überhaupt sind die Tataren ein tüchtiges Volk, ehrlich durch und durch. Unter den Tieren sind die Hunde und unter den Menschen die Tataren die besten, merk Dir das! In komisch war's, wenn er mich anredete: 'Stepan' wollte er sagen, brachte aber immer nur 'Sjapan' heraus, fast wie 'Tschapan' klang's, als wenn ich ein Bauernrock wäre, hähä!“

Er sprach noch lange fort, ohne der heißen Sonnenstrahlen zu achten, die sengend auf seinen grauen Kopf und den braunen Hals fielen. Nur mit den knöchigen Schultern zuckte er zuweilen, als wenn er die Hitze von sich abschütteln wollte. Aber Matwjej war nicht mehr imstande, ihm zuzuhören, seine Aufnahmefähigkeit war erschöpft. Träg und schweigsam schritten die Seiler in ihren blauen Kitteln, mit den Rücken voran, im Sonnenbrande daher; die grauen Schnüre vibrierten, das Rad drehte sich melancholisch knarrend, und der vierschrötige Arbeiter Iwan, der es drehte, bewegte sich im Gleichtakt hin und her. Die von der Sonne versengten Sauerampferstengel schwankten leicht hin und her, auf der Hügeln wogte der Höhenrauch, und auf einem der kahlen Gipfel stand, gleichsam in der Luft schwebend, der Hirt mit seinem Hunde.



Im Klostergarten sangen leise zwei weibliche Stimmen. Die eine zirpte, so fein und dünn wie ein Seidensaden, in wehmuthsvollen Akkorden:

„D, tue dich a—auf...“

Und die andere Stimme akkompagnierte tiefer und kräftiger:

„D, tue dich azauf...“

Und dann brachen die beiden Sängerinnen laut lachend ab.

Matwej erhob sich und ging nach dem Speicher. Er wäre am liebsten in eiskaltes Wasser gesprungen, oder wenigstens an irgendein kühles, dunkles Plätzchen geflüchtet, wo er nichts zu sehen und zu hören, an nichts zu denken gebraucht hätte.

Er vertrocknete in eine weiche Haaswolke, legte sich nieder und setzte in Gedanken den Gesang des Kirchenliedes, das die Klosterfrauen im Garten dräben angestimmt hatten, fort:

„Besudelt hat die Sünde meine Seele...“

Plötzlich drang von irgendwo her ein leises, leidenschaftliches Flüstern an sein Ohr:

„Wohin aber? Wohin sollten wir uns denn wenden, mein Lieber, Guter?“

Es war Pelagia, die diese Worte sprach, und eine zweite Stimme antwortete g. lassen:

„Die Erde ist groß genug...“

„Sollte es Esawka sein?“ dachte Matwej, und es ging ihm wie ein Stich durchs Herz. Vorsichtig hob er den Kopf empor: im Halbdunkel, ganz in seiner Nähe, standen dicht nebeneinander die Stiefmutter und der Hausknecht Esason. Er hatte seine Hände auf ihre Schultern gelegt, und sie spielte, den Kopf zur Seite neigend, unruhig mit dem Schürzenzipfel und blickte dabei, an ihm vorüber, irgendwohin in die Ferne. Ihre Augen erschienen Matwej jetzt grün wie bei einer Rage. Sie übten einen seltsamen Zauber auf ihn aus; die Bilder seiner Träume traten vor seine Seele, die zweideutigen Bemerkungen Puschkarews über die Frauen fielen ihm ein, und in heftiger Erregung zitternd, streckte er den Hals vor, um zu lauschen und zu beobachten.

Die beiden erschienen in dem Halbdunkel größer, als sie in Wirklichkeit waren. Esason näherte sich ihr mit zudringlichen Berührungen, sie wich ihm jedoch aus, lehrte ihm die Seite zu und entzog sich mit einer geschmeidigen Bewegung seinen Händen.

„Fass' mich nicht an“, hörte Matwej sie flüstern.

„Wollen wir also fort von hier? Alle beide zusammen — wie?“

Esasons schweres Atmen und Pelagias Seufzer klangen mit dem Knarren des Rades hinter der Wand und dem Gemurmel Puschkarews in eins zusammen.

„Zwölf, dreizehn, vierzehn...“, zählte er — „Heda, Esawka — gib acht, Du bleichgesichtiger Teufel!...“

Matwej mußte lächeln, als er sich jetzt den breitmäuligen Burschen vorstellte, der es gleichfalls auf die Stiefmutter abgesehen zu haben schien. Er empfand, halb unbewußt, ein Gefühl der Schadenfreude, daß es wenigstens nicht dieser war, der da neben ihr stand, wenn auch die Entdeckung, die er

gemacht, ihm Pein und Kränkung verursachte. Er sah, wie der vierschrötige Esason jetzt die Stiefmutter in eine dunkle Ecke des großen Speichers zu stoßen suchte. Er konnte sie nicht mehr sehen und neigte sich vor; und plötzlich glitt er von dem Hanfballen, auf dem er sich gelagert hatte, herunter und schlug geräuschvoll mit den Absätzen auf den Speicherboden auf.

Weit vorgebeugt, fast auf allen vieren, entschlüpfte Esason durch die Thür nach dem Hofe, während Pelagia mit einem leisen Aufschrei in die Knie sank und dem Stiefsohne mit weit aufgerissenen Augen starr ins Gesicht sah.

Furcht, Scham und Mitleid mit ihr bemächtigten sich Matwjejs, es überlief ihn abwechselnd warm und kalt. Mit gesenktem Blick ging er still nach der Thür, als plötzlich zwei Arme ihn umfingen und vom Boden emporhoben. Er fühlte, wie seine Wange an einen heißen Körper gepreßt wurde, und vernahm ein schuldbewusstes, bittendes Flüstern an seinem Ohr:

„Geh' nicht, mein Teurer, Lieber! Und sag' nichts davon — um Christi willen bitt' ich Dich! Motja, Du arme, verlassene Waise — gedenk' Deiner Mutter! Berlag' mich nicht bei ihm!“

Tränen fielen auf sein Gesicht, er hörte ihr Herz rasch und heftig klopfen, immer fester umfingen ihn die kräftigen Arme der Frau und wie von einem süßen Rausch umfassen, schmiegte er sich unwillkürlich selbst an sie an.

Sie aber flüsterte voll Hast und Leidenschaft:

„Du bist doch kein Kind mehr, Du siehst selbst: Dein Vater ist alt und kränklich, und ich bin ein junges Weib und sehne mich nach Liebe. . . Wenn Du es sagst, was wird die Folge sein, mein Junge? Ihm wird es Kummer bereiten, und mir Schläge einbringen. . . Und auch jenem wird's nicht gut gehen. . . Sag's nicht, mein Junge, ich will Dir auch eine Freude bereiten: wart' nur erst, wenn nächstens die Mädchen aus der Vorstadt kommen, um den Garten zu jäten. . .“

Es war ihm, als ob er in einem heißen Strudel umhergewirbelt würde und mit ihr zugleich kopfüber in einen gähnenden Abgrund stürzte. Er suchte sich mit Gewalt ihren Armen zu entziehen, und da gab sie ihn frei, sanft und demütig, und sprach in dumpfem Tone:

„Nun, Gott mit Dir. . . geh. . . und sag's. . . Christus mag Dir's verzeihen! . . .“

„Ich werde nichts sagen“, sprach Matwjej leise, und da sie ihn nicht zu verstehen oder ihm nicht zu glauben schien, wiederholte er: „Ich werde nichts sagen, hörst Du?“

Pelagia sah ihm ungläubig, fast ängstlich ins Gesicht, und sie erschien ihm in diesem Augenblick so klein, so lächerlich klein.

„Bei Gott?“ flüsterte sie leise, im Tone des Zweifels.

„Bei Gott!“ sagte er, hob die Augen zu der Decke des Speichers, befeuchtete sich und ergriff ihre Hand. „Nur geh, bitte, nicht aus dem Hause. . .“

„Motja. . . ach, mein Gott. . .“

Sie umarmte ihn wieder, küßte ihn dreimal auf Stirn und Wangen, und ihre tränenerfüllten Augen schimmerten in freudigem Glanze.

„Meine liebe Waise — ach, wie danke ich Dir!“ sprach sie, und es klang wie Erleichterung aus dem tiefen Tone ihrer Stimme. „Und daß Du mich batest, nicht fortzugehen — auch dafür lohne Dir der Himmel!“

Sie erschien ihm wie umgewandelt, und ihr Gesicht, ihre Augen vor allem leuchteten förmlich. Und dann saßen sie dicht beieinander auf der Gartenbank hinter den Kirschbäumen, und die Spagen, die sich um die reifen, roten Früchte stritten, zwitscherten laut über ihnen. Es war gegen Ende Juni, die Linden standen in Blüte, ihr gelber Blütenstaub vergoldete das Laub, und der süßliche Duft, den die dunklen Wipfel ausströmten, berauschte die Sinne des Knaben. Pelagia fuhr mit ihrer weißen, wohlgepflegten Hand durch die Luft und sprach in vertraulichem Tone:

„Seltsam kommst Du mir vor, mein Junge, wenn ich Dich so ansehe, wie Du so still umhergehst, als ob Du gar nicht hierher gehörtest! Und da denk' ich bei mir: wenn er nur nicht dem Beispiel seiner Mutter folgt, der arme Junge, nicht in ein Kloster geht, ehe er Glück und Liebesfreunde kennen gelernt hat! Wir sitzen hier alle miteinander wie Hasen, die vor der Ueberschwemmung auf ein kleines Inselchen geflohen sind, oder wie Vögel verschiedener Art, die man alle zusammen in einen Käfig gesperrt hat — Dein Vater, und ich, und dieser andere, und wir alle — ein jeder ist verwaist auf seine Art...“

Ihr rotwangiges Gesicht erschien Matwej berückend schön, und ihre Rede klang ihm so verständig wie die Rede des Kaisers Korenew. Immer noch in schamhafter Erregung erzitternd, sah er ihr mit dem vertrauensvollen Blicke des Sohnes in die Augen, und er hätte seinen Kopf am liebsten an ihre runde, leichtgebräunte Schulter lehnen mögen.

Plötzlich tauchte vor ihnen irgendwoher der rote Bart des Vaters auf. Der Jüngling sprang auf, wie von einem Peitschenhieb getroffen, und die Stiefmutter erhob sich schwerfällig, wie eine alte Frau.

„Ich bin aufgewacht und rufe und rufe: Pelagia, bring mir Kwas!“ brummte der Alte in den Bart, gähnte darauf und bekreuzte seinen Mund. „Aber kein Mensch hört auf mich... Wovon habt Ihr Euch denn hier unterhalten?“

Er trug ein langes, bis unter die Knie herabreichendes Hemd, in der Art, wie es die Tataren tragen; die mit einem blauen Krampsfadernetz bedeckten nackten Waden waren darunter sichtbar. Mitten in dem Grün des Gartens nahm sich sein rotes Gesicht, das von dem zerzausten, fuchsfigen Haar wie von einem Strahlentranz umgeben war, wie eine seltsame, riesengroße Blume aus. Er erinnerte an einen plumpen, unförmlichen Baumstamm, der der Aesie beraubt war. Matwej richtete seinen Blick auf die Stiefmutter — geschmeidig, schlank und kräftig, glich sie, wie sie so da stand, die Arme über die Brust gelegt, ganz einer jungen Dirke.

Der Jüngling blickte wieder auf den Vater und senkte den Kopf — es war ihm, als sei eine schlüpfrige Fessel ihm angelegt, die peinlich auf sein Herz drückte und ihn am Sprechen hinderte. Er sah, wie Pelagia gleichsam vor seinen Augen wuchs, wie sie immer größer wurde, während ihr Gesicht erbleichte.



„Nun, warum antwortet man mir nicht?“ plägte der Alte heraus.  
Leise, in trockenem Tone, erwiderte der Sohn mit gesenktem Blick:  
„Sie erzählte mir etwas...“

„Wie die Bauern in Balmory lebten, als sie noch leibeigen waren...“, ergänzte Pelagia mit einem Seufzer.

„Was sie Dir groß erzählen kann!“ brummte Koschemjakin, nach seiner Frau hinüberschielend, und befahl ihr in grobem Tone, den Tee zu bereiten.  
Matwojej fing seinen bösen, mißtrauischen Blick auf und suchte angestrengt nach einem Gegenstand, auf den er die Unterhaltung hinlenken könnte.

Der Vater nahm auf der Bank Platz, setzte die nackten Füße breit auseinander, verzog die ärgerlich verkniffenen Lippen zu einem Lächeln und fragte:

„Na, was gibt's Neues, Junge?“

„Auf der Birke hinter der Badstube haben Meisen sich ihr Nest gebaut“, log Matwojej. Der Einfall war ihm ganz plötzlich gekommen, und er sah sich erschrocken um und dachte:

„Wenn er nur nicht verlangt, daß ich es ihm zeige!...“

„Na, das wird wohl nicht stimmen, mein Lieber!“ sagte der Vater und gähnte laut.

Es war dem Jungen, als beginne sich der ganze grüne Garten mit ihm zu drehen.

„Die Meise baut ihr Nest nur auf Bäumen, die große, dauerhafte Blätter haben“, fuhr er dann in belehrendem Tone fort. „Du mußt wissen, daß die Meise ihr Nest aus Blättern zusammennäht...“

Matwojej atmete erleichtert auf — er empfand nun Mitleid mit dem Vater und schämte sich vor ihm. Der Alte ließ sein Auge durch den Garten schweifen und wandte, seinen Bart streichend, den Blick dankbar zum Himmel.

„Der Herr meint es gut mit seiner Erde,“ sprach er — „wie reich er sie geschmückt hat!“

Er maß seinen Sohn mit den Blicken und fuhr aufseufzend fort:

„Du wirst übrigens recht groß, mein Junge! Es ist mit dem Wachstum des Kindes wie mit dem des Baumes: im Sommer merkt man nichts davon, im Frühling aber, wenn alles neuen Schmuck anlegt, sieht man auf einmal, wie weit es vorwärtsgekommen...“

Pelagia rief sie bald zum Tee ins Haus. Bei Tisch sprach der Alte sich lobend über Puschkarew aus:

„Ein tüchtiger Mensch, dieser Soldat — wie von Eisen, kurz gesagt. Die Arbeit liebt er über alles, nicht so wie sonst unsere Landsleute, denen es mehr auf den Lohn ankommt als aufs Schaffen. Er sagte mir neulich, daß auch Du Dich bei der Arbeit recht anständig zeigst, und ich will's ihm glauben; denn er flunkert nie.“

Matwojej antwortete nicht; er strich die Ruchentrümchen von seinem Hemd ab, während Pelagia einen lauten Seufzer hören ließ.

„Er bat mich,“ fuhr Koschemjakin fort, „ich solle ihm vierzig Rubel vorschießen, er wolle an dem Häuschen seiner Nichte eine notwendige Aus-

besserung vornehmen. „Sehr gern“, sagte ich — „auch hundert gebe ich Dir, wenn Du sie brauchst. Ein treuer Arbeiter“, sagte ich zu ihm, „ist Goldes wert; er vertritt die Stelle des Herrn und sichert allein schon die Hälfte des Erfolges...“

Der Jüngling blickte von der Seite zu Pelagia hinüber und geriet in Staunen: ihr rosiges Puppengesicht hatte denselben ruhig ergebenden Ausdrück wie sonst, die Wimpern waren züchtig und sanft auf die Augen gesenkt; ohne den Mund zu öffnen, kaute sie in aller Behaglichkeit an ihrem Pfannkuchen, und ihre roten Lippen bewegten sich leise, wie die Blättchen einer Blume unter dem leichten Hauch des Windes.

Behaglich brodelte das Wasser im Samowar, und der Dampf stieg, den Deckel aufhebend, mit leisem Pfeifen empor und machte die Zeisige und Stieglitze auf den Fenstern rebellisch; im Garten ließ sich eine Grasmücke vernehmen; der abendliche laue Duft der Linden, Johannisbeeren und Pfefferminzstauden drang zum Fenster herein, im Zimmer roch es nach starkem Tee, nach Birkenholzkohle und Buttergebäck. Es war eine friedliche Stimmung, und unter dem Eindruck der milden Farben, Düfte und Töne des zur Rüste gehenden Tages öffnete sich die Seele des Knaben willig und schuldbewußt den Worten des Vaters, vor denen die Erzählungen des Soldaten stets rasch verblaßten.

„Wenn ich ihm jetzt sagen würde, mit wem ich die Stiefmutter gesehen,“ ging’s ihm plötzlich durch den Sinn — „was würde er dann wohl tun? Ganz sicher würde er sie prügeln, würde auf alle losbrüllen wie ein wildes Tier... und sie würde weinen...“

„Die Bürgerleute hier in der Stadt“, fuhr der Alte mit spöttischem Lächeln fort, „sollen jetzt das Maul mächtig voll nehmen: wir sind Stadtleute, prahlen sie, lauter Herren sind wir, und keine Knechte. Das ist alles Unsinn, mein Junge! Schließlich sind wir alle miteinander nur Arbeiter, die bei Mütterchen Rußland im Dienst stehen — das hat Puschkarew ganz richtig erfaßt. Wie oft hat er zu mir gesagt: „hör mal“, Kottkopf, Du glaubst wohl gar, daß ich mich für Dich so abrackere? Da bist Du schief gewickelt! Ich arbeite für den Zaren“, sagte er, „und für Mütterchen Rußland, ja!“ Die Bürgerleute haben Angst, daß der Bauer sie überflügeln könnte. Da nun Väterchen Zar dem Bauern die Freiheit gegeben hat und dieser die alten Fesseln von sich abschüttelt, könnte dem Städter wohl angst und bange werden! Das Volk ist frei geworden und fühlt sich frei, dem Herrn sei’s gedankt! Die Stadtleute aber, die würden den Bauern am liebsten wieder in die alten Ketten legen, doch das soll ihnen nicht gelingen. Jetzt heißt es für alle: vorwärts, probiert einmal, wie sich’s in der Freiheit lebt!“

Koschemjakin schlug mit der Hand kräftig auf den Tisch auf, und seine Augen bligten, als er laut fortfuhr:

„Eine schöne Zeit ist’s, mein Junge, die Du noch erleben wirst! Ich hatte es nicht so gut — mehr als vier Jahrzehnte hab’ ich als Leibeigner zugebracht!“

Er kniff mit listigem Ausdruck die Augen zusammen und sah sich im Zimmer um.

„Ja, Rußland ist groß, Matwej,“ sprach er weiter, „so groß und schön ist es, so unbegrenzt weit! Ich bin bis ans Schwarze Meer gewandert, mit Esafon zusammen sind wir hingemacht, um uns die neuen Länder dort anzusehen. Wie mächtig ist es doch, unser Mütterchen Rußland! Und jetzt ist es frei, und wenn's erst auf die neue Art zu leben beginnt, wie wird's da vorwärtsschreiten auf allen Wegen — oh, oh!..“

Der Alte schrie förmlich auf vor freudiger Erregung und wiegte den roten Kopf hin und her.

Pelagia bewegte wie erschreckend die Schultern, sah zum Fenster hinaus und sagte leise:

„Und meine Eltern haben den herrlichen Tag nicht mehr erlebt!“

Der Alte neigte sich mit der Brust weit über den Tisch vor und sagte lächelnd zu Matwej:

„Weißt Du auch, daß ihr Vater einfach von den Seinigen fortgerissen und verkauft wurde? Den Mann verkauften sie, die Frau aber samt der Tochter behielten sie zurück. Ein tüchtiger Bauer soll er gewesen sein, und weil er sich dem Verkauf widersetzte, verschickten sie ihn schließlich nach dem Ural, wo er Eisenerz graben mußte... Ja, sie wollten noch einmal ihre ganze Strenge zeigen, die guten Herren, kurz bevor der Freiheitserlaß herauskam. Massenweise schickten sie die Leute in die Verbannung... und kühlten ihr Mütchen an ihnen. Freilich machten die Bauern es ihnen oft gar zu leicht — allzu viel Volf gab's bei uns, das ohne einen Herrn gar nicht auszukommen glaubte. Als ob sie Angst hätten, nach eigenem Willen zu leben, und immer jemand brauchten, der vor Gott und dem Zaren die Verantwortung für sie übernahm. Wenn's zum jüngsten Gericht kommt, möchten sie am liebsten dastehen und sagen: „Das haben wir nicht aus eigenem Antrieb getan, man hat uns mit Gewalt dazu gezwungen!“ Sie taugt nichts, diese Sorte von Menschen — hüte Dich vor ihnen, mein Junge!“

Fast bis zum Abendessen fuhr der alte Koschemjakin so fort, seinen Sohn durch die Schilderung der Vergangenheit zu belehren, wobei seine scharfblickenden Augen spöttisch glänzten. Es war Matwej, als senkten sich laue Schatten auf seine Seele, und er lauschte mit Interesse den Erzählungen des Vaters von den düstern Begegnissen früherer Zeiten, schienen sie ihm doch in der gemessenen, farbenreichen Darstellung des Vaters anziehender, als das, was in der Wirklichkeit um ihn herum geschah.

Sie wurden zum Abendbrot gerufen, das sie an den Wochentagen gemeinsam mit den Arbeitern und dem Gesinde in der Küche einnahmen. Die Kost war reichlich: zuerst gab es eine kalte, mit Sahne eingerührte Suppe aus Kwas mit Fleischstücken, Eiern, Gurken und Zwiebel darin; dann kamen zwei warme Gerichte — eine Nudelspeise und Kohlsuppe mit Fleisch, oder Hammelfleischsuppe und Roterübensuppe mit Schweinefleisch; hierauf gab es noch Buchweizen- oder Hirsegrütze, die reichlich mit geschmolzener Butter übergossen war. Als Getränk genoß man dazu gesäuerte Milch oder sauren Mehlbrei. An den Feiertagen gab es Pasteten mit Kohl, Mohrrüben, Zwiebel und Eiern, oder mit Grütze und Fischfett



gefällt, und an Fasttagen aß man eine Suppe von gedörretem Lander oder Karpfen, Hafermehlbrei, Pilzsuppen, Erbsen, Weißkohl und Rüben mit Sirup.

„Wer da isset rasch und viel, dem ist die Arbeit auch ein Spiel!“ pflegte der Vater zu sagen.

Alle aßen aus einer einzigen großen Holzschüssel, um die sie in der Runde gereiht saßen; keiner sprach ein Wort, nur Puschkarow plapperte unaufhörlich wie ein zahmer alter Stier.

Zuerst senkte der Hausherr seinen Löffel in die Schüssel, und dann folgten der Reihe nach, je nach Rang und Alter, die andern. Anfangs nahmen sie nur Suppe ohne Fleisch, bis der Hausherr mit dem Löffel an den Rand der Schüssel klopfte und kommandierte:

„Nun eßt, wie es kommt!“

Nahm jemand zwei Stückchen Fleisch statt eines, dann bekam er, wer er auch sein mochte, vom Hausherrn einen schallenden Klaps mit dem Löffel auf die Stirn. Am häufigsten begegnete dies der dunklen, runzligen Stirn Puschkarows.

Ununterbrochen arbeiteten die Kiefer und Backenknochen, bewegten sich die Adamsäpfel, blinkten die Wolfszähne, schimmerten die Schweißtropfen auf den Gesichtern. Die einen schmaakten laut und behaglich, die andern seufzten tief und schwer in müder Sätttheit, noch andere beleckten, die dicken roten Zungen weit vorstreckend, ihre Löffel. Dann erhoben sie sich und bekreuzten sich andachtsvoll, wobei sie sich der dunklen Stubenede zuwandten, in der das kleine gelbe Licht der Lampe vor den Heiligenbildern schimmerte und die trauervollen Augen der schmerzreichen Muttergottes, die gerunzelte hohe Stirn des heiligen Nikolaus und das ruhige, gütige Gesicht des Heilands beleuchtete. Nach dem Gebet verneigten sich alle vor dem Hausherrn und sagten mit gedämpfter Stimme:

„Für Brot und Salz sagen wir unsern ergebenen Dank!“

Sawka aber verdrehte die Worte und sagte jedesmal, während er seine Krebsaugen auf die Wirtin richtete: „ebenden Gang!“ — worauf ihn Puschkarow laut anschrte: „Was schwach! Du da, Löpel! Ergebenen Dank heißt es, verstanden?“

Der weißhaarige Bursche wandte seinen Blick mit schlichter Anstrengung von dem Puppengesichte Pelagias ab und suchte sich zu verbessern, „beben den Dank also, hm...“

Und als Matwej dann über den Hof ging, hörte er, wie er immer noch vor sich hinbrummte:

„Neben dem Gang... der Teufel soll das raustriegen...“

Und der Wirtsohn glaubte deutlich zu hören, wie Sawka dabei mit den Zähnen knirschte.

Matwej fand Gefallen an dieser strengen Ordnung der Mahlzeiten, er sah mit Vergnügen, wie die Leute gleichsam in einen Rausch der Sätttheit versielen, wie ihre sonst so mürrischen Gesichter freundlicher wurden und in den matter blickenden Augen ein zufriedenes Lächeln spielte. Er sah, daß ihre Dantworte in dieser Stunde aus zufriedenen Herzen kamen, und er

wünschte im stillen, daß ihre Augen stets diesen gutmütigen, behaglichen Ausdruck behielten.

Am Abend jenes Tages, da Matwej die Stiefmutter und den Hausknecht im Speicher gesehen, fragte der Vater, den Tisch überschauend, mit finsternem Stirnrunzeln:

„Wo ist denn Ssason geblieben?“

Ssawka geriet in Bewegung, tat den Mund auf und begann mit verzügter Miene zu stottern:

„G—g—y!“

„Was soll das heißen?“ schrie der Hausherr auf ihn los.

Der hölzerne Löffel in Pelagias Hand begann zu zittern, und auf ihrem Gesichte traten rote Flecke hervor. Keiner von den am Tische sitzenden Hausgenossen wagte den andern anzusehen. Matwej sah deutlich, daß sie alle um irgendein Geheimnis wußten. Um der Stiefmutter Mut einzufößen, streichelte er zweimal ihr Knie, und sie lehnte sich wie schüchselnd an ihn an.

Ssawka drehte unruhig den Kopf hin und her und stieß einen unartikulierten Laut aus — offenbar wollte er irgendeine Mitteilung machen.

„Was verdrehst Du denn den Hals so?“ fragte der Vater ihn streng.

„Er ist fort, g—g—y!“ stieß Ssawka mit freudigem Grinsen hervor.

„Sag' dem Herrn,“ meinte er, „daß ich nicht mehr wiederkomme.“ Ich fuhr nach Wasser an den Bach — da kam er des Wegs daher, mit einem Bündel, g—g—y!“

„Ueber alle Berge — in das Land der Zwerge!“ bemerkte Puschkarow.

„Es scheint, daß ihn wieder mal die Wanderlust ergriffen hat.“

„Ja, so scheint's,“ sagte der Vater nach kurzem Ueberlegen, ohne jemanden anzusehen. „Und nicht einmal Abschied hat er genommen...“

„Es hat ihn wieder mal gepackt“, erklärte der Soldat. „Man liebt das bei uns — das Bagabundieren...“

Roschemjakin legte den Löffel hin und sagte:

„Das sind solche... unruhigen Köpfe, ich bin so manchem von ihnen begegnet. Man sagt von ihnen, sie hätten den Traum des Kernbeißers gesehen — das ist nämlich ein Vogel, der Kernbeißer. Er führt ein Traumleben, und sein Lied klingt, als ob's aus dem Schlafe käme: so sanft und so süß klingt's, obshon der Vogel selbst ziemlich groß ist, wenigstens so groß wie eine Drossel. Sein Nest baut er dicht an der Straße, am liebsten an einem Kreuzweg. Seine Träume vermag niemand zu deuten, doch gibt es Leute, die selbst solche Träume haben wie dieser Vogel. Wer erst solch einen Traum hatte, mit dem ist nichts mehr anzufangen. Er beginnt auf der ganzen Erde umherzuwandern, um den Ort zu finden, von dem er geträumt hat. Hat er ihn gefunden, so legt er sich hin und stirbt...“

Alle begannen langsamer zu kauen und leiser zu schmatzen, und auf ihre Gesichter legte es sich wie ein Schatten. Pelagia seufzte tief auf und trocknete sich mit der Schürze die feuchten Augen ab.

„Zum drittenmal ist Ssason nun auf und davon gegangen“, fuhr der Alte nachdenklich fort. „Ich habe so eine Ahnung, als würden wir uns

nicht wiedersehen; er wird zurückkommen, und ich werde nicht mehr am Leben sein...“

Immer dunkler war es in der Küche geworden; das Licht des Lämpchens brannte nun heller, und die Augen der schmerzreichen Mutter wurden deutlicher sichtbar.

Als Matwej des Abends in seinem Bett lag, suchte er sich das unschöne, podennarbige Gesicht des Hausknechts, den zerstreuten Blick seiner farblosen Augen und seine harte, schwerfällige Sprechweise zu vergegenwärtigen:

„Ich möchte weg... was soll's?... Hat alles keinen Sinn... Alles dummes Zeug... Bis an die Grenzen der Meere möcht' ich gehen...“

Der Jüngling stellte sich vor, wie auf der staubigen, weichen, im dunklen Schatten der Birken hinlaufenden Landstraße geräuschlos ein einsamer Mensch dahinschreitet, und wie die Sterne, der Wald und die öde, weite Ferne, in der sich irgendwo das lockende Ziel seines Traumes birgt, melancholisch auf ihn niederschauen.

## VII.

Bald darauf begab sich der Vater für einige Zeit in die Umgegend, um Hauf einzukaufen. Am Tage nach seiner Abfahrt, ganz früh am Morgen, wurde Matwej durch ein Lied geweckt, das im Garten unter seinem Fenster erklang:

Früh ums Morgenrot  
Klingt der Vöglein Lied,  
Und durchs Herze mir  
Stille Sehnsucht zieht...

„Still da, ihr Mädchen,“ unterbrach die Stimme einer alten Frau die Sängertinnen — „hier schläft der Sohn des Hausherrn!“

„'s ist höchste Zeit, daß er aufsteht...“

„Kommt, Mädels, laßt uns mal sehen, wie der junge Kaufmannssohn schläft!“

Es raschelte draußen an der Wand, Matwej hob den Kopf auf, und sein Blick begegnete einem fest blickenden, munteren Augenpaar. Er erinnerte sich der Worte der Stiefmutter, es überlief ihn heiß, und den Kopf unter die Decke steckend, dachte er mit einem Gefühl der Angst:

„Nun sind die Mädchen gekommen... zum Jäten...“

Draußen vor dem Fenster erklangen spottende Reden:

„Er schläft nicht, Kinder! Seht nur, was für große Augen er hat, und was für rote Backen...“

Er sprang auf und stürzte in die Küche, um sich zu waschen. Es fiel ihm ein, daß er vielleicht gut daran tun würde, heute den Feiertagsrock anzuziehen; in seiner Zerstreuung und Aufregung füllte er den Mund mit Seifenschäum, und kam vollends aus der Fassung, als er die Blasjewna höhnisch knurren hörte:



„Seht doch, wie rasch er sich aus den Federn gemacht hat, weil's mal im Hause nach Mädchen riecht!“

„Was mir an denen groß liegt!“ log er, sein Gesicht in dem Handtuch verbergend.

„Soll ich Dir eine Tasse Milch geben?“

Das Wort Milch empörte ihn aufs tiefste — er war im Begriff, gleich einem Märchenhelden auf kühne Thaten auszugehen, und sie wollte ihm Milch zu trinken geben wie einem Kälbchen! Ohne ihr zu antworten, lief er halb angekleidet nach dem Zimmer der Stiefmutter, um diese zu wecken. Geräuschvoll trat er in ihr Zimmer, zog den Vorhang des Himmelbetts zurück und schloß unwillkürlich die Augen.

„Mama, steh auf!“ sagte er leise.

Es biß und zwickte ihn noch in die Augen, und Tränen trübten seinen Blick. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, und das goldige Morgenlicht drang in vollem Strome zum Fenster herein, ergoß sich über das Bett und tauchte den halb entblößten Frauenkörper in seine reine, lebendige Strahlenfülle.

Die rote Baumwolldecke unter sich, die bloßen Arme im Nacken, lag die Stiefmutter, gestreckt wie eine Saite, in der flammenden Lichtflut da. Unmutig hoben sich, als wenn sie wüchsen, die nackten Brüste, die kleinen rothigen Wärzchen ragten prall empor — jähe Scham erregte ihr Anblick, doch mochten die Augen sich nicht von ihnen abwenden, und in den Lippen riesen sie unwillkürlich ein kitzelndes Zittern hervor. Im Schatten des Vorhangs bekam das Gesicht der Frau etwas Unbekanntes, Fremdes. Ihre Brauen waren hochgezogen, der Mund stand halb offen, die Nasenflügel bebten, als schätzte sie sich zum Weinen an — ein Hauch von Traurigkeit ging von ihr aus. Diese Traurigkeit, im Verein mit dem hellen Sonnenglanz, zog einen keuschen, verhüllenden Schleier über den Reiz der Nacktheit, löschte die schüchterne Regung des jungen Blutes und weckte andere, unbekannte oder längst vergessene Gefühle in der Seele.

Matwjej ließ den Vorhang fallen, ging still in sein Zimmer, setzte sich dort auf sein Bett und suchte sich an etwas zu erinnern, doch trat nur immer wieder der Busen der Frau mit den rothigen Knöschen der Warzen, die sich wie klagend zur Sonne emporhoben, vor seine Seele.

Silberner Staub tanzte in dem Sonnenstrahl, der durch das Fenster fiel. Draußen lachten die Mädchen, das Eisen der Spaten und Hacken klirrte, und die Erdschollen fielen dumpf herab.

„Heda, Natafcha — gib mir doch mal die Sichel her!“ rief eins der Mädchen einer Gefährtin zu.

Matwjej trat ans Fenster, stellte sich hinter den Pfeiler und blickte in den hell von der Sonne beschienenen Garten. Vor ihm schwankten leise die hohen, dicht mit gelben und violetten Blüten besetzten Stengel der Malven hin und her, an denen die Tauntropfen blitzen und blinkten. Die Luft war gesättigt von dem Dufte des Fenchels, der Petersilie und des frisch umgegrabenen, feuchten Gartenlandes.

Zwischen den Beeten sah man die roten, von Erde beschmutzten Beine der Frauen, die mit gekrümmten Rücken, die von bunten Tüchern umwundenen Köpfe vorneigend, den Boden umgruben. Es sah aus, als ob sie auf allen vieren kröchen und das Gras gleich den Schafen mit dem Munde herauszupften. Ihre dunklen Arme fuhren eifrig hin und her; die hoch aufgerafften Scharfane ließen ab und zu den nackten Körper sehen; doch Matwej schien nichts davon zu sehen, seine Gedanken weilten offenbar bei andern Dingen.

Zuweilen gebrauchten die Arbeiterinnen anstößige Worte, die dem Jüngling nicht unbekannt waren — der Rüster Korenew pflegte von ihnen zu sagen, daß „es besser sei, sie nicht zu kennen, damit man die Sprache der Seele, dieser Glocke Gottes, nicht schände“.

Der Jüngling stellte sich den plumpen, feisten, von dichtem rotem Haarwuchs bedeckten Körper des Vaters vor — war er mit ihm zusammen in der Badstube, so wandte er immer die Augen, um die ihm unangenehme Blöße des Alten nicht zu sehen. Wenn er sich jetzt neben diesem die Stiefmutter vorstellte, mit ihrem Körper, so weiß und rein wie ein Wölkchen an einem hellen Frühlingstage, dann empfand er etwas wie Empörung gegen den Alten.

Ein zweideutiger Scherz des Vaters fiel ihm ein. Kurz nach der Hochzeit war's, als Pelagia eines Tages im Garten spazieren ging — der Vater stand mit Puschkarew zusammen und sagte schmunzelnd zu diesem:

„Na, wie gefällt sie Dir — ist sie hübsch?“

„Am Tage macht sie sich nicht schlecht“, meinte Puschkarew.

„Und in der Nacht macht sie sich noch viel besser!“ versetzte der Vater mit einem vielsagenden Blinzeln. „In der Nacht sind überhaupt, unter uns, alle Weiber hübscher. Unter uns!“ wiederholte er mit lautem, heiserem Lachen.

Matwej hätte gern gewußt, warum die Weiber sich in der Nacht besser machen als am Tage, und er fragte den Soldaten danach.

„Ja, warum!“ versetzte Puschkarew und lächelte dabei in sich hinein. „Sie sind eben in der Nacht ganz anders!“ Doch dann zog er die Stirn in Falten, spuckte aus und erklärte mit ernster Miene: „Es gibt eine Menge Hezen unter ihnen — die fahren dann, wie man sagt, zum Schornstein hinaus.“

„Aber es ist doch so eng im Schornstein!“ bemerkte Matwej unsicher.

„Das macht ihnen nichts aus... Sie haben geschmeidige Knochen... Uebrigens bist Du noch viel zu jung, um Dich um diese Dinge zu kümmern“, versetzte der Alte kurz und wandte sich ab.

Dieses Gesprächs erinnerte Matwej sich eben, als er plötzlich in seinem Rücken Pelagias Stimme vernahm:

„Ei seht doch, wie er nach den Mädchen hinschielt!“ Und indem sie ihm die Hände auf die Schultern legte, fragte sie lächelnd: „Welche gefällt Dir denn am besten?“

„Keine!“ antwortete er voll Angst, sich umzuwenden.

Ein schmachtendes Verlangen, Pelagia an sich zu drücken und gute, herzliche Worte zu ihr zu sprechen, regte sich in ihm.

Sie blickte zum Fenster hinaus und sagte:

„Sieh doch, da ist ja auch Nataſcha Tjunowa, wie hübsch sie ist! Ein prächtiges junges Weibchen, und dabei frei — ihr Mann ist vor vier Jahren nach Worgorod gegangen, und man hat seither nichts mehr von ihm gehört. Denk mal: als Fünfzehnjährige hat man sie mit ihm verheiratet — ebenso gut konnte man ihr einen Mühlstein um den Hals hängen...“

Er hörte schweigend ihre Worte und suchte ihrem Blick auszuweichen — sie sollte nicht erraten, daß er ihre Blöße bemerkte.

Trotz seiner Erregung hörte er jedoch deutlich, daß aus ihren Worten etwas Müdes, Gelangweiltes klang — ganz so sprach auch der Vater zuweilen. Als er mit ihr beim Tee saß, schien es ihm, daß sie den dunkelroten Beerenkuchen ohne Appetit aß, ihr Gesicht war blaß, und die Augen blickten trüb und matt.

„Bist Du krank?“ fragte er sie.

„Nein..., nur etwas abgespannt...“

Sie sah nach der Thür und fuhr dann rasch, mit leiser Stimme, fort:

„Ach, wie hab' ich mich in diesen Tagen gefürchtet!... Damals beim Abendbrot schien es mir, daß Esawta alles von mir weiß. O Gott!... Und auch vor Dir hatte ich solche Angst... Gott mag es Dir lohnen, Motja, daß Du nichts verraten hast! Ich werde Dir's auch vergelten, laß gut sein...“

Sie lächelte ihm blinzeln zu, doch ihr Lächeln schien ihm, wie ihre Rede, gezwungen und leer.

„Ich verlange nichts...“ versetzte Matwej erröthend.

„Wie denn — Du verlangst nichts, mein Lieber? Ich weiß doch, was für Träume man in Deinen Jahren hat!“

„Sprich nicht davon!“ bat Matwej und senkte den Kopf.

„Nun gut, ich schweige schon“, versetzte sie lächelnd. Nach einem Weilchen jedoch sagte sie einfach und ruhig: „Es wäre mir schon recht, wenn ich irgend eine kleine Sünde von Dir wüßte — wir wären dann quitt miteinander...“

Und ehe noch Matwej ihr etwas erwidern konnte, begann sie mit tränenersickter Stimme zu flüstern:

„Die ganze Nacht, bis zum frühen Morgen, hab' ich kein Auge zugetan, immer mußte ich denken: wohin ist er nur gegangen? Er ist nicht mehr jung, und in der Seite hat er eine Wunde von einem Messerstich, zwei Rippen sind ihm zerbrochen; er hat es mir gezeigt, man hört sie deutlich knarren... Hier lebte er still, hatte seine Ruhe und tat keinem etwas zu leide. Und nun ist er fort! Keinen Menschen hat er auf der ganzen Welt... Wohin mag er nur gegangen sein? Ach, Motja..., ich bin ja schuldig vor Deinem Vater, ich will's gestehen: ja, ich bin schuldig! Aber, mein lieber, stiller Junge..., es ist so beschämend für eine junge Frau, mit einem alten Manne zu leben, so häßlich ist das und so langweilig... Sieh, mein kluger Kopf — ich bin dümmer als Du, einen Rat aber will ich Dir geben, der gewiß nicht schlecht ist: wenn Du einmal sehen solltest, daß Deine Frau Dich nicht liebt, dann laß sie lieber gehen! Gib sie frei, verstehst Du?...“

Sie hob die Arme empor und ließ sie hilflos sinken.

„Ach, wenn Du älter wärest!“ sagte sie.



„Ich kann alles begreifen!“ sagte Matwej und klopfte leise mit der Hand auf den Tisch.

„Sag' das nicht!... Alles begreifen — das vermag selbst der Priester nicht... Esason ist ja auch nicht mehr jung, aber er ist ein so besonderer Mensch... Dein Vater weiß recht hübsch von der alten Zeit zu erzählen, wenn aber Esason zu reden anfängt, dann ist's, als ob man den Garten des Paradieses offen sähe!“

„Esason?“ versetzte Matwej ung'äubig — „kann der denn überhaupt sprechen?“

„Damit hat er mich ja gewonnen!“ antwortete die Frau mit Leidenschaft, bis über den Nacken hin errötend. „Er verstand so zu sprechen, daß man gar nicht merkte, wie die Zeit hinging, wenn man ihm zuhörte. So oft ich ihn unter den Birken hinter der Badstube traf, legte er seinen Arm um mich, wie um ein Kind, und begann zu reden: von fremden Städten und von allerhand Menschen und von sich selbst... Ein Wunder war's, daß ich noch immer rechtzeitig zu Deinem verschlafenen Väterchen kam. Manchmal mußte er mich selbst fortjagen — ‚geh,‘ sagte er, ‚es ist Zeit!‘ Ich bin ja so unwissend, bin nirgends in der Welt gewesen... Nur den Weg von Balmery nach Skurow, kaum zehn Werst, hab' ich vielleicht fünfmal gemacht... Wenn ich doch ein Kind hätte! Aber wo Unkraut wächst, kann kein Weizen gedeihen...“

Sie seufzte tief auf und brach in Tränen aus. Als ob ihre Augen zertauen wollten, so reichlich flossen sie über. Früher hätte er sie vielleicht umarmt und getröstet, ihr die Wangen gestreichelt, ihr einen Kuß aufgedrückt — jetzt jedoch fürchtete er sich, ihr nahezu kommen.

Bis zum Mittagessen ging er hinter ihr her, wie ein Füllen hinter seiner Mutter. Bei Tisch saßen die Mädchen aus dem Garten ihm gegenüber. Sie hatten sich gewaschen, und ihre von der Sonne verbrannten Stirnen und Wangen glänzten nur so. Sie lüchelten, blinzelten sich gegenseitig zu und steckten ihre Löffel, ohne die übliche Ordnung zu beobachten, aufs Geratewohl in die Schüssel, wobei sie mit den Löffeln der Gesellen in Widerstreit gerieten. Alles das rief in Matwej unangenehme Empfindungen hervor. Der lästerliche Mund Nataschas mit den dicken, wulstigen Lippen erweckte in ihm fast ein Gefühl der Furcht. Sie benahm sich am frecksten von allen; ihre weiche Altstimme floß gleichsam ununterbrochen wie ein süßer Sirupsstrom dahin, und die Männer blickten alle nach ihr wie Kettenhunde nach einem Knochen, den sie mit ihren zottigen Zähnen nicht erreichen können.

Defters kreischte die eine oder andere der Frauen auf, dann bat Pelagia sie schüchtern:

„Seid doch nicht so laut, meine Lieben...“

„Die kneifen einen ja immerzu!“ gab man ihr zur Antwort.

Der ungewohnte Lärm bei Tisch, die groben Scherze der Männer, die schamlosen Blicke der Arbeiterinnen, die weit vortretenden Augen des grinsenden Esawka — alles dies erfüllte Matwej mit finsterem Zorn; er legte unwillig den Löffel auf den Tisch und sagte:

„Schrei sie doch mal ordentlich an, Mütterchen! Sie vergessen ganz, daß sie bei Tisch sind!“

Gleich darauf ließ er verwirrt den Kopf sinken und blickte wohl eine Minute lang, in Erwartung eines Widerspruchs, gar nicht auf. Alle schwiegen jedoch unterwürfig, als sie die Stimme des jungen Hausherrn vernahmen: nur ihr Schmägen und Schnalzen, ihr schweres Nschzen und das leise Anschlagen der Löffel gegen den Schüsselrand ließ sich vernehmen.

Matwej richtete voll Erstaunen seinen Blick auf sie, und noch mehr erstaunte er, als er, vom Tische aufstehend, sah, daß sie alle ihm ehrerbietig Platz machten. Ein heißes Gefühl der Scham stieg in ihm auf, doch mischte sich bereits die leise Empfindung eines angenehmen Machtbewußtseins mit hinein. Zugleich aber empfand er etwas wie Mitleid mit diesen Leuten, von denen keiner ihm zuzurufen wagte: „Hör' mal, mein Junge — Du bist noch viel zu jung, um uns zu kommandieren!...“

In seinem von der Schwüle des Mittags durchwärmten Zimmer schloß er die Fensterläden und streckte sich auf dem Fußboden zum Schlafe hin. Er dachte an den Vater, an seine kleinen, scharfblickenden Augen und an seine stark behaarten Hände, vor denen alle sich fürchteten.

„So hat man's freilich nicht schwer,“ dachte er, als stritte er mit jemandem — „wenn man die Leute nur anzuschreien braucht und alle gleich gehorchen — so ist das Leben leicht...“

Doch nicht dieser Gedanke war es, den er eigentlich festhalten wollte, der ihm jedoch immer wieder entschlüpfte, sich gar nicht ergreifen ließ und müde machte.

Er fiel in einen festen Schlaf, aus dem er erst gegen Abend erwachte. Ein röthlicher Sonnenstrahl fiel durch einen Spalt im Fensterladen ins Zimmer und vibrierte in der schwülen Luft. Aus dem Garten ließen sich die müden Zurufe der Frauen vernehmen, die vom Felde heimkehrende Herde zog brüllend in den Hof ein, die Hühner gackerten, und die jungen Dohlen im Neste schrien ängstlich.

In dem Gefühle, daß heute in ihm etwas Neues geboren worden sei und nun in ihm weiterwachse, begab sich Matwej in den Garten, dessen würzigen Duft er in vollen Zügen einsog. Ein wohliger Rausch umfing ihn für einen Augenblick, er war wie von einem süßen Dufte betäubt, der sein Blut vergiftete.

Röthlich schien ihm dieser Augenblick, in dem der ganze Himmel sich als eine einzige blaue Woge in seine Brust zu ergießen schien und die Sonnenstrahlen ihm gleichsam zitternd durch die Ädern rannen und sein ganzer Körper im seligen Gefühl des Hinschmelzens, der innigen Verwandtschaft mit dem Erdganzen erschauerte.

Durch das leise, melodische Tönen in seinen Ohren klang plötzlich ein leiser Aufschrei aus Pelagias Munde:

„Was fällt Dir ein?... O je!...“

Er warf den Kopf in den Nacken und sah sich um, konnte jedoch die Stiefmutter nirgends erblicken. Da vernahm er von neuem ihre Stimme:

„Was willst Du denn?...“

Die Stimme kam von der Badstube her; hinter dieser standen in einem schattigen Winkel vier alte Birken, die sich mit ihren buntschedigen Stämmen fast aneinander schmiegen.

Von einer bösen Ahnung erfüllt, lief Matwej geräuschlos zwischen den Himbeerbeeten hin und blieb, wie von einer starken Faust an der Brust gepackt, plötzlich an der Ecke der Badstube stehen: unter den Birken erblickte er Pelagia, sie hatte die Arme zur Seite gestreckt, und ihr gegenüber stand Sawa, der sie an den Ellbogen festhielt und irgend etwas zu ihr sprach. Zorn und Abscheu loderten im Herzen des Jünglings auf. Es war ein lautes, deutlich vernehmbares Flüstern, in dem das Gespräch der beiden geführt wurde, doch konnte Matwej den Sinn der Worte nicht gleich erfassen.

„Jetzt herrscht Freiheit!“ hörte er Sawa sagen. „Wer Geld hat, der ist Herr, und kein andrer!“

Er bewegte dabei Pelagias Arme hin und her, indem er sie abwechselnd vom Körper wegzog und wieder dagegen presste. Sie suchte sich ihm zu entziehen und flüsterte hilflos:

„So laß mich doch los... Hast Du den Verstand verloren?...“

„Hör' mal, Du: ich laß Dir keine Ruhe! Warum willst Du ihn schonen, den Alten? Wer ist er denn? Schütt' ihm etwas in den Kwas — ich will Dir schon das richtige Mittel geben. Nur so ein bißchen davon schütt' hinein... auch in die Pfannkuchen tu ihm etwas... und auch dem Jungen gib's ein...“

Matwej wußte nun, um was es sich handelte — er hatte schon so mancherlei davon gehört, wie man Leute mit „weißem Pulver“ aus der Welt schaffte. Der Himmel erschien ihm plötzlich purpurrot, und er ergriff einen Spaten, der an die Wand der Badstube gelehnt stand, stürzte vor und versetzte damit, weit ausholend, dem weißblonden Burschen einen wuchtigen Schlag.

„O Gott!“ schrie Pelagia auf und stürzte davon.

Zum zweiten Mal holte Matwej aus, doch der Spaten blieb in irgend etwas stecken und ward ihm aus den Händen gerissen. Ein heftiger Stoß gegen den Leib warf ihn zu Boden, und es ward ihm dunkel vor den Augen. Dann fühlte er, wie jemand plump und schwer auf seine Hände trat, und von dem Schmerz kam er wieder zu sich und setzte sich auf. Eine Gruppe von Menschen machte sich besorgt um ihn zu schaffen, während etliche andere dicht daneben laut ächzend die Arme bewegten, als wenn sie Korn dreschen. Ueber den Zaun, zwischen den Rägeln hinweg, guckten von draußen ein paar Köpfe in den Garten, und billigende Stimmen ließen sich mit guten Ratsschlägen vernehmen:

„Gib ihm eins auf den Magen...“

„Zwischen die Schultern schlag ihn — heda, Du Schwarzer!“

Pelagia neigte sich fragend über ihn, er verstand jedoch nicht, was sie sagte, und sah nur voll Entsetzen, wie die Leute auf Sawa einhieben: er lag dicht am Zaune, mit dem Gesicht nach unten, und schlug mit Armen und Beinen um sich, als wenn er auf der Erde dahinschwämme; der



Seller Michajlo, ein großer, munterer Bursche, hob sein Bein empor und schlug mit der Ferse, wie mit einem Pferdehuf, gegen den Rücken des Daliegenden, während der untersehte, gutmütige Iwan neben ihm kniete und Schlag auf Schlag gegen Sawkas Nacken führte, als wollte er mit seiner stumpfen roten Faust ihm den Kopf abschlagen. Bei jedem Hieb fuhr der über und über mit Blut und Staub beschmutzte Bursche, dem man die Kleider vom Leibe gerissen, mit dem Gesicht in die schwarze Erde und schrie in winselndem Tone:

„Genu—ug doch... genu—ug... meine Li—ieben!...“

Vom Zaune kamen neue Ratschläge:

„So dreht ihn doch um, Ihr Schafsköpfe, und gebt ihm eins auf den Magen... Nein, sind das Löpel!“

Und eine laute Stimme ließ sich bedächtig und eindringlich vernehmen:

„Es gibt Leute, die haben Lustlöcher unter den Achseln — so sehr man sie auch schlägt, es schadet ihnen nicht! Weil sie nämlich zwei Atmungen haben...“

„Es soll ja auch solche Pferde geben?“

„Pferde? Das ist 'ne Sache für sich...“

Um Matwej machten sich Pelagia, Puschkarow und die Gartenarbeiterin Natascha zu schaffen. Auf seinem Kopfe lag irgend etwas Feuchtes, man gab ihm zu trinken, und er trank mechanisch, ohne die Augen von der schrecklichen Szene abwenden zu können. Er versuchte zu sprechen, konnte jedoch vor Schmerz und Entsetzen kein Wort vorbringen.

„Genug!“ rief er endlich den Dreinschlagenden zu.

Michajlo wandte sich nach ihm um und sagte zustimmend:

„Na, so mag's denn genug sein!“

Sawka kroch am Zaune entlang davon, wobei er sich mit den dunkelroten Händen an den Planken festhielt: das Blut, das an seinem Körper niederfloß, vermischte sich mit der frisch aufgegrabenen Erde zu einem dunklen Brei, und er glich ganz einem eben aus der Erde gegrabenen Baumstumpfe — die Beine, die ihm den Dienst versagten, schleiften über die Erde hin wie zwei dicke Wurzeln, die Fegen des Hemdes und der Weinkleider glichen halb abgeschälter Rinde, unter der der dunkle Saft aus dem braun und blau geschlagenen Körper hervorquoll.

Michajlo stand neben Pelagia und sagte lächelnd:

„Wie wär's, Frau Wirtin, mit einem Gläschen? Wir haben uns recht müde gemacht!“

„Heda, Rinder!“ schrie Puschkarow — „packt ihn doch und tragt ihn in die Badstube! Der Kerl kann ja nicht kriechen!“

Matwej zitterte an allen Gliedern, er sah die Leute, deren rauhe Worte ihm in der Seele weh taten, mit stehendem Blicke an und hielt sich an der Hand der Stiefmutter fest.

„Nicht in die Badstube!“ bat Pelagia den Werkführer — „wenn er in der Nacht aufwacht, kann man nicht wissen, was er anstellt...“

„Aha, Du hast wohl Angst, Du Here?...“ erklang es von jenseits des Zaunes.

Matwej sprang vor, ergriff ein paar Klumpen Erde und schleuderte sie gegen die Köpfe der Zuschauer.

Vier Männer packten Sawa an den Armen und Beinen und schleppten ihn wie einen Sack voll Spreu vorwärts, wobei sein durchgedrückter Rücken über die Erde hinschleifte.

„Hebt ihn doch höher!“ rief Michajlo ihnen barsch zu — „Ihr schindet ihm ja das Fell vom Buckel runter!“

„O mein Gott... o heilige Jungfrau und Muttergottes...“ murmelte Pelagia vor sich hin.

Puschkarew spuckte gegen den Zaun und begann die Draußenstehenden zu schelten:

„Weg da, Ihr Gaffer, schert Euch zum Teufel!“

Im Garten hatten sich die Arbeiter und Arbeiterinnen versammelt, auch die Wlassjewna war noch immer da. Wie von einem Ab gequält, schaute Matwej auf sie hin und schwieg; mit qualvollem Staunen sah er, wie sie alle lächelnd, ohne jedes Zeichen von Entsetzen oder Abscheu auf den blutigen Körper Sawas blickten, dem sie im übrigen gar nicht böse zu sein schienen. Mit gleichgültigen Worten erörterten sie den Vorfall:

„Ein Dummkopf ist er,“ meinte Iwan gutmütig — „halb verrückt scheint er manchmal, weiß Gott...“

„Was er nur ewig von der Freiheit zu reden hat! Die Freiheit!“ sagt er immer wieder.“

„Ist eben noch jung und unerfahren...“

Alle erschienen lebhafter und munterer als sonst, als hätten sie irgend eine angenehme, leichte Arbeit beendet.

## VIII.

Matwej begab sich nach der Küche. Dort war die Wlassjewna eben damit beschäftigt, ein paar Schrammen, die Pelagia an der Schulter und an der linken Brust davongetragen hatte, mit Wasser zu kühlen.

„Was werden wir nur dem Herrn sagen?“ meinte die Wlassjewna. „Ich weiß wirklich nicht...“

„Die Himbeerbeete haben sie ganz zertreten“, murmelte Pelagia.

Als sie den Stiefsohn erblickte, wandte sie ihm den Rücken zu und rief:

„Was willst Du? Und ich bin ganz bloß...“

„Macht nichts,“ beruhigte sie die Wlassjewna — „er ist doch noch ein Kind...“

Der Jüngling hatte nicht übel Lust, sie gehörig auszuschelten; die Zähne zusammenbeißend, verließ er die Küche, setzte sich draußen auf die Hausstreppe und versank in Nachdenken.

Daß die Menschen einander schlugen, schien ihm ganz in der Ordnung zu sein; er hatte häufig gesehen, wie die Arbeiter des Sonntags, sobald sie berauscht waren, einander prügelten, um ihre Kraft und Gewandtheit zu zeigen; er hatte auch schon mancher wilden Szene beigewohnt, bei der die Menschen wie die Hunde sich ineinander verbißen und voll Wut, die Zähne knirschend und die Augen rollend, sich als formlose Knäuel auf der Erde

wälzten. Schauspiele dieser Art jagten ihm keinen Schrecken mehr ein. Nachdem er jedoch jetzt gesehen, wie diese Menschen ohne eigentlichen Zorn, ganz kühl und geschäftsmäßig, einen ihresgleichen fast zu Tode prügeln, ohne danach zu fragen, was er verbrochen, als ob es sich nur um eine bloße Belustigung, um ein unschuldiges Spiel handelte — da empfand er im tiefsten Herzen ein Gefühl der Furcht vor diesen Menschen, die in aller Ruhe die mit dem Blute ihres Arbeitsgenossen besleckten Hände an ihren schmutzigen Beinkleidern abwischten.

Natascha, die Gartenarbeiterin, lief mit koketter Miene an ihm vorüber: sie trug das ausgejätete Gras in einem Korbe aus dem Garten nach einem Winkel des Hofes und hüpfte dabei wie ein Hündchen, das sich an seinen Herrn anschmeicheln will. Der Mond war bereits aufgegangen, und ein langer, dunkler Schatten heftete sich gespenstisch an ihre Fersen. Im Speicher waren die Seilergesellen mit dem Aufräumen beschäftigt, ganz deutlich hörte man dabei den alten Puschtarew schimpfen.

Pelagia kam heraus, setzte sich, eine Stufe höher, zu Matwej auf die Treppe, legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte:

„Hat es Dir wehgetan, als Sawka Dich schlug?“

„Nein“, antwortete er, rückte unwillkürlich näher an sie heran und blickte in ihr Gesicht, das ihm niedergeschlagen und abgesspannt erschien.

„Hast Du ihnen gesagt, daß sie ihn schlagen sollen?“

„Nein, sie haben es von selbst getan. Als ich Dich sah — o, wie schrecklich warst Du anzusehen! — da schrie ich laut auf, und er fuhr mir an die Kehle. Gleich stürzten die Arbeiter herbei und trampelten ihn unter ihre Füße, wie die Pferde den Wolf, wenn er in ihre Herde einfällt. Er hat mich schwer getränkt, und doch... Ob er wohl wieder auf die Beine kommen wird? Ich hab' ihm die alte Tiunowa hingeschickt, sie soll ihn wenigstens abwaschen...“

Matwej blickte zum Himmel auf — neben dem Monde flimmerte im dunklen, weiten Raume ein goldig zitternder Stern. Er sah dann wieder in das runde Gesicht der Stiefmutter und fragte:

„Wenn man ihnen sagt: ‚Schlagt ihn tot, Ihr bekommt dafür ein Maß Branntwein‘ — würden sie es tun?“

Pelagia antwortete mit einem Seufzer:

„Freilich würden sie es tun.“

Und nach einem Weilchen fuhr sie leise fort:

„Ist's nicht schon vorgekommen? Ach, wie oft! Eine Kleinigkeit scheint's ihnen, jemanden blutig zu prügeln. Neulich erst haben die Kaufleute auf dem Markte die Wötkcher beredet, den Arzt Markow für eine Flasche Branntwein krumm und lahm zu schlagen... Ja, Rotja, — die Menschen haben kein Gewissen und schätzen einander nicht hoch ein!... Mein Onkel Jakow hat es mir erzählt, wie sie meinen armen Vater ausgehezt haben: ‚Du bist des Lesens und Schreibens kundig, Dir muß es eine Ehre sein, für uns alle zu sprechen!‘ Und er war mutig, und dabei einfach und zutraulich, und glaubte ihnen. Und wie dann das Soldatenkommando nach Balmery kam, da hieß es: ‚Wer ist der Rädelsführer?‘



Da zeigten alle auf ihn, auf meinen Vater. Sein Nachbar, der mit ihm von klein auf befreundet und mein Taufpate war, mußte ihn öffentlich prügeln. Ich erinnere mich noch daran, ich war damals vielleicht zehn Jahre alt. Meine Mutter warf sich vor der Obrigkeit und vor dem Guts- herrn auf die Erde nieder, das ganze Gesicht schlug sie sich dabei blutig, der Herr aber gab ihr einen Fußtritt gegen die Brust...

Es wurde zum Abendbrot gerufen. Die dicke, alte Tiunowa, die bei ihren Bekannten den Spitznamen „Quellwasser“ führte, erzählte ausführlich und mit vielem Behagen von S Sawkas Wunden und wie er geächtet und geseufzt habe, und die Männer hörten aufmerksam, mit heimlichem Schmunzeln, ihre selbstgefällige Schilderung an.

„Macht nichts,“ sagte Michajlo mit der Miene eines Sachverständigen — „bis zum Morgen wird er sich erholt haben. Vor fünf Jahren haben sie mich mal in der Vorstadt ganz anders durchgewalzt!“

„Ja, wenn unsere Leute erst loschlagen!...“ versetzte die Tiunowa prahlerisch.

Und alle begannen um die Wette, in aller Gemütlichkeit, ihre Erinnerungen zum besten zu geben, wo und wie sie jemanden verprügelt hatten oder selbst verprügelt worden waren.

„Sind sie nun böse oder nicht?“ dachte Matwej, während er sie still von der Seite beobachtete.

Mitten im Gespräch kreischte Natascha plötzlich auf, warf den Löffel weg und fuhr mit den Händen unter den Tisch: der junge Gefelle Kusjma hatte sie ins Bein gekniffen.

„Was fällt Euch ein, Ihr dummes Volk!“ schrie Puschkarew die beiden an und gab dem Burschen wie der Frau einen hörbaren Löffelklaps auf die Stirn.

Alle lachten, die Stiefmutter murmelte irgend etwas mit verlegener Miene, und Natascha, die mit offenem Munde da saß, hätte am liebsten mit den andern gelacht, doch behielt ihr Gesicht die schmerzliche Grimasse. Matwej stand vom Tische auf. Er hätte diesen Leuten eine Strafpredigt halten mögen, um das Gefühl der Scham und des Mitleids für einander bei ihnen hervorzurufen. Doch fand er die nötigen Ausdrücke nicht, und so schritt er über die Bank hinweg und verließ die Küche mit den Worten: „Ich halt's hier nicht länger aus...“

Draußen im Hofe setzte er sich still in den Winkel am geschlossenen Tore und weinte in dem ohnmächtigen Gefühle des Zornes, der Furcht und der Kränkung.

Dort fand ihn Pelagia.

„Meine arme, stille Waise!“ sprach sie mit klagender Stimme und führte ihn ins Haus zurück. „Wie sie Dich quälen, diese bösen Menschen... Und dabei bist Du noch gar nicht aus dem Hause gekommen — wie wird's erst sein, wenn Du in die Welt hinaus mußt?“

Er schmiegte sich an sie an und rief schluchzend:

„Ich möchte sie alle... ohrfeigen! Wart', wenn ich erst groß bin...“

In seinem Zimmer stand das Fenster offen; durch die Kronen der Linden, die durchsichtigen Wolken glichen, schimmerte mild der mond-

beschienene Himmel, irgendwoher aus der Ferne vernahm man Lieder-  
sang, von einer Balalaika und einem Tamburin begleitet, und aus dem  
Kloster nebenan erklangen Glockentöne — melancholisch hallte das vibrie-  
rende Erz durch die Nacht.

Pelagia ließ die Hand des Stieffohnes nicht los; sie setzte sich ans  
Fenster, und er schmiegte sich an ihre Schulter und lauschte, allmählich  
ruhiger werdend, ihren schwermütigen Worten.

„Wenn ich eine Fremde wäre!“ sprach sie — „aber so wissen doch alle  
hier, wer ich bin, daß ich ein verdorbenes Mädchen war, das der Guts-  
besitzer Bubnow aushielt, und daß Dein Vater mich für eine Schuld ge-  
nommen hat, die jener bei ihm hatte. Niemand gehorcht mir, niemand  
achtet mich — wie kann ich hier die Herrin spielen? Nicht einmal beim  
Vatersnamen nennen sie mich, einfach Pelagia sagen sie zu mir. Ich wage  
mich nirgends hinaus, hab’ keine Freundinnen... Vielleicht würde ich  
gute Leute finden, die sich meiner annehmen, aber Dein Väterchen läßt  
mich nicht aus dem Hause, er traut mir wohl nicht... Wie sollte er mir  
auch trauen? Ein öffentlicher Weg ist weder dem Teufel noch dem Popen  
verboten... Selbst Sswanka, der grüne Bursche, wagt sich an mich heran  
und sagt zu mir: ‚Vergifte den Hausherrn!‘ Bei einem andern Weibe  
würde er das nicht wagen, bei mir aber darf er’s. Mich hält jeder, wie ein  
verirrtes Schaf, für sein Eigentum... Schrecklich ist mir zumute, das  
Leben ist mir schon über...“

Sie schluchzte tief auf, und ein kummervoller Seufzer entrang sich ihrer  
Brust. Sie schlang ihren Arm um Matwej, drückte seinen Kopf an ihre  
Brust und wiederholte in langgedehntem, klagendem Tone:

„Ganz schrecklich, mein Junge, ist mir zumute...“

In seiner Brust drängten sich schmerzliche Empfindungen, und mit  
einem Gefühl der Scham mußte er sich sagen, daß die Erregung vom  
Morgen ihn wieder übermannte. Er hatte nicht die Kraft, sie nieder-  
zuzwingen, und wie er nun den Duft ihres Körpers verspürte, preßte er die  
geschlossenen Lippen auf die Schulter der Frau.

„Weine nicht,“ sprach er, „es wird nicht besser davon...“

„Mein Lieber,“ flüsterte Pelagia — „wozu sind wir nun geboren?  
Warum leben wir? Ich möchte sterben...“

Matwej hatte noch niemals über den Tod nachgedacht. Er erinnerte  
sich des blinden Arbeiters Valentin, der im Hause gestorben war: er sah  
ihn noch im Sarge liegen, und so unheimlich still war es rings um den  
Sarg. Er erinnerte sich, wie die Leute in der Küche ganz leise und vorsichtig  
umhergingen, und wie alle so sonderbare Mienen aufsetzten, als sei irgend-  
eine wichtige Person im Hause erschienen, die von allen Gehorsam und  
ehrerbietiges Schweigen verlangte. Jedesmal, wenn seither vom Tode  
gesprochen wurde, empfand er ein schauriges Gefühl der Kälte in der Brust.

„Du sollst nicht sterben“, flüsterte er und ließ einen raschen, bangen  
Blick durch das vom Mondschein erfüllte Zimmer schweifen.

Unwillkürlich, ohne es selbst zu merken oder zu wollen, hatte er sich  
dichter an die Frau gelehnt, wick jedoch plötzlich zurück.

„Du hast Dich wohl gestochen?“ fragte sie harmlos. „Er hat mir das Hemd zerrissen, und ich hab's mit einer Stecknadel zugesteckt. So — nun hab' ich sie herausgenommen.“

Sie neigte sich zum Fensterbrett vor und entblößte ihre Brust. Seiner selbst nicht mächtig, preßte er gierig seine Lippen darauf.

„D, was tust Du?“ flüsterte sie und schob ihn fort. „Mortja, nicht doch...“

Sie erhob sich von ihrem Plaze, nahm seinen Kopf zwischen die Handflächen und flüsterte in vorwurfsvollem Tone:

„Siehst Du — und vorhin wolltest von Natafcha nichts wissen...“

Sie trat vom Fenster hinweg in den Schatten des Zimmers und fuhr dann fort:

„Brauchst Dich nicht zu schämen, noch Angst zu haben — einmal mußt Du es doch kennenlernen!“ Dann streckte sie sich empor und sagte bestimmt:

„Leg' Dich nun zu Bett und riegle die Thür nicht zu!“

„Weshalb?“ fragte Matwjej zitternd.

„Ich weiß schon weshalb!“

Sie küßte ihn auf die Stirn und ging hinaus. Er drückte sich wie erstarrt in eine Zimmerecke und blickte nach den Schatten der Baumzweige auf dem Fußboden, die sich bewegten und gleich Knäueln schwarzer Schlangen zu seinen Füßen hintrochen.

Hinter der Zwischenwand, im Zimmer des Vaters, tickte das Pendel der Wanduhr, jedesmal eine Sekunde in die Ewigkeit befördernd. Im Klostergarten ließ eine Eule ihren langgezogenen Ruf: *Hu-zu!* vernehmen, den das Uhrpendel durch sein Ticken in drei Teile zerlegte.

Matwjej blickte zum Fenster hinaus, nach dem wolkenlosen, im Mondlicht schimmernden Himmel.

„Der Fensterladen muß geschlossen werden... die Rücken...“ ging's ihm wie im Traum durch den Kopf.

Wiederum lehnte er sich gegen die Wand und fuhr plötzlich zusammen: an der Thür ließ sich ein Geräusch vernehmen, dann wurde sie vorsichtig geöffnet, und das volle blaue Mondlicht fiel auf das Gesicht und die Gestalt Natafchas. Auf ihrem Gesichte lag ein süßliches, gleichsam aufgetriebenes Lächeln, ihre Zähne schimmerten kalt, sie streckte den Hals vor und begann mit ihren Augen wie mit zwei funkelnden Lichtchen das Zimmer abzuschauen. Endlich entdeckte sie den Jüngling in dem schattigen Winkel. Wie durch die Luft schwebend, glitt sie zu ihm hin und begann irgendetwas zu flüstern. Die Schatten am Boden schienen sich aufzurichten, trochen an ihr herauf und zuckten über ihre Brust und ihr Gesicht.

„Geh fort!“ rief Matwjej ihr laut zu.

Sie gehorchte nicht, sondern kam noch näher zu ihm heran; ein herber Duft von Erde, Schweiß und welkem Gras ging von ihr aus.

„Geh hinaus!“ rief Matwjej laut, als sie so nahe war, daß er sie hätte schlagen können. Er stampfte mit dem Fuße auf und rief dumpf: „Mutter!“

Er erinnerte sich dann später, wie Natafcha zurückgewichen war und die Thür laut hinter sich zugeschlagen hatte; dann war eine schwere, finstere



Wolke auf ihn herabgesunken, hatte ihn in ihren Wirbel hineingezogen und mit sich fortgetragen.

Und dann hatte er im Bett gelegen, und ein bekörender Duft von Essig und Meerrettich stieg ihm in die Nase. Am Bett aber saß Pelagia und sprach zu der gleichfalls anwesenden Wlaskjewna:

„Einen schrecklichen Tag hat uns der Herr gesandt!“

Die Wlaskjewna, die eben dabei war, noch mehr von dem Meerrettich zu reiben, sprach, das Gesicht zur Seite wendend, mit süßlich singender Stimme:

„Was bist Du ihm denn für eine Mutter? Ihr könntet Euch ja beinahe heiraten! Bei uns auf dem Dorfe gibt man solch einem fünfzehnjährigen Bürschchen immer ein älteres Mädchen zur Frau...“

„Was soll ich nur machen?“ murmelte Pelagia vor sich hin, ohne der andern zu antworten. „Wie soll ich mich nur der Verleumdungen erwehren? Nun muß auch der Junge noch krank werden!“

Ihre erschrockenen Augen umdüsterten sich, und ihr Gesicht hatte einen verstörten Ausdruck. Tief aufseufzend legte sie das Ohr an Matwjejs Brust, um auf seinen Herzschlag zu lauschen.

„Zag die Wlaskjewna hinaus...“, flüsterte er ihr ganz leise ins Ohr.

Sie richtete sich auf und stand eine ganze Weile schweigend, den Blick auf die Wand gerichtet, da. Dann sprach sie unentschieden, mit leiser Stimme:

„Er scheint zu schlafen. Geh, bitte, leg' Dich hin — ich werde Dich rufen, wenn es nötig ist...“

Als die Köchin fort war, neigte sie sich zu Matwjej hinab und fragte rasch, in besorgtem Tone:

„Was hat diese Närrin Dir angetan?“

„Nichts!“ antwortete der Jüngling und blickte verschämt zur Seite. Und dann fügte er mit einem Gefühl des Stolzes, das er selbst nicht begriff, hinzu: „Sie hat mich gar nicht angerührt!“

Pelagia trat näher zu ihm hin und fragte mit gespannter Neugier:

„Was ist denn zwischen Euch vorgefallen?“

Er erzählte ihr kurz, was geschehen, und fügte vorwurfsvoll hinzu.

„Warum hast Du sie überhaupt hereingeschickt?“

„Wie denn?“ rief sie aus, zugleich lächelnd und errötend — „Du hattest doch...“

Mit den Fingern ihrer Hand spielend, sagte er mit einem Seufzer:

„Ich dachte, Du selbst würdest kommen...“

Verwundert mit den Augen blinzeln, wick sie zurück und errötete noch mehr.

„Bleib noch ein Weilchen hier bei mir...“, lat Matwjej.

Sie lächelte still und hielt die Hand vor den Mund.

„O Gott! Was mir da eben einfällt...“

„Was denn?“

„Ach, nichts weiter...“ Das Lächeln verschwand von ihrem Gesicht, und sie stieß einen Seufzer aus. „Ich dachte nur so... an die Leute...“

Sie schwiegen ein Weilchen.

„Wer hat mich denn zu Bett gebracht?“ fragte Matwej verlegen.

„Ich und die Blasfjewna. Warum?“

Er antwortete nicht, sondern wickelte sich in die Bettdecke, stand auf und ging nach dem Fenster.

„Du solltest doch nicht aufstehen!“ sagte Pelagia besorgt, ohne nach ihm hinzusehen.

„Es ist so stidig!“ versetzte Matwej. „Und der Meerrettich heißt so in die Augen...“

Der tiefblaue Nachthimmel blickte zum Fenster herein, da und dort schimmerte vom mondbeschienenen Grunde ein vereinzelter Stern, das Laub der Bäume erzitterte leicht, als wenn es den Silberglanz der Mondnacht von sich abschütteln wollte, und die feinen, leisen Geräusche der Nacht drangen ins Zimmer...

Lange standen die beiden am Fenster, ohne auch nur ein Wort zu sprechen.

„Woran denkst Du?“ fragte Matwej endlich.

„Daran, daß Dein Vater bald zurückkommt“, antwortete die Frau zögernd. „Von allen Seiten werden sie mich dann beklatschen und bei ihm verklagen. Was soll ich tun? Gib mir einen Rat...“

Es schmeichelte Matwej, daß sie ihn um seinen Rat fragte. Er zog die Brauen zusammen und — schwieg, da er nicht wußte, was er antworten sollte. Und dann fragte er plötzlich, ganz unvermittelt:

„Wenn man zu Natascha sagt: geh heute zu Puschkarew — wird sie es tun?“

„Für ein Zwanzigkopfenstück tut sie es“, antwortete Pelagia einfach.

„Man schilt doch solche Frauen“, sagte der Jüngling nach kurzem Ueberlegen in düsterem Tone.

„Ja, man schilt sie!“ wiederholte die Frau wie ein Echo. Und von neuem ertönte ihr Geflüster: „Wenn Dein Vater kommt und Meldung bei der Polizei macht... welche Schmach, welche Schande wird das geben!“

„Still einmal!“ sagte Matwej leise und horchte aufmerksam hinaus.

Der Mond war bereits vom Himmel verschwunden, tiefes, gleichmäßiges Dunkel lag über den Baumwipfeln. Am Himmel flimmerte das Siebengestirn des großen Bären, um das die kleineren Sterne wie eine goldene Saat ausgestreut waren. Durch das Himbeergebüsch schimmerte in dem Fenster der Badstube ein trübes Licht, am Zaune ließ sich ein Kraken und Reiben vernehmen, und es war, als ob jemand leise stöhne und auspucke.

„Das ist S Sawka!“ flüsterte Pelagia und faßte nach ihrer Brust.

„Er geht fort...“, versetzte Matwej lebhaft, mit leiser Stimme. „Mag er gehen! Wir wollen ihm das Tor öffnen — über den Zaun wird er nicht steigen können...“

„Er wird Dich schlagen...“

Doch Matwej hatte den Kopf bereits zum Fenster hinausgesteckt und rief laut, doch in gedämpftem Tone, in die Stille des Gartens hinaus:

„Geh in den Hof, Sawka, ich werde Dir das Tor aufmachen, geh rasch...“

Im Garten war plötzlich alles still, dann ließ sich eine heifere Stimme vernehmen:

„Bring mir Branntwein...“

Pelagia lief aus dem Zimmer.

„Ich hole welchen...“, sagte sie.

Matwej zog sich rasch an, trat auf die Treppe hinaus und lief zum Hofstor hin. Dort kniete bereits Ssawka am Pfortchen, er röchelte und spuckte, und sein Kopf mit den entstellten Gesichtszügen wackelte kraftlos hin und her.

„Hä hä... erst prügeln sie einen halbtot...“, begann er heiser, während Matwej den Kiegel zurückschob, „und jetzt — jetzt habt Ihr wohl Angst bekommen?...“

Matwej öffnete das Pfortchen neben dem Hofstor und spähte in das Dunkel der leeren Gasse hinaus. Er stellte sich vor, wie der schwer mißhandelte Bursche an den Häusern entlang kriechen und der frische Blutgeruch seiner Wunden die Hunde anlocken würde, deren Geheul er schon zu vernehmen glaubte.

„Angst habt Ihr bekommen, Ihr Paß!“ knurrte Ssawka. „Wenn ich die Polizei nicht fürchtete, würde ich nicht ausrücken... nein... ich würde Euch...“

Pelagia kam herbei und reichte Matwej ein mit Branntwein gefülltes großes Beerglas. Ssawka roch den herben Duft des Branntweins und sog ihn begierig ein. Seine Augen waren verschwollen, er sah nichts und griff aufs Geratewohl in die Luft.

„Wo habt Ihr ihn? Ich sehe nichts...“

Matwej reichte ihm das Glas, und Ssawka trank daraus langsam und grunzte förmlich vor Behagen. Als er das Glas geleert hatte, warf er es auf die Erde und erhob sich schwerfällig.

„So—o... nun geh' ich...“, sagte er darauf.

Matwej stieß das Pfortchen weit auf, und Pelagia steckte ihm etwas Schweres, das in ein Stück Wollzeug gewickelt war, in die Hand.

„Gib's ihm... es ist Geld...“

Ssawka hörte ihr Geflüster und sagte mit höhnischem Krächzen:

„A—ah... daß ich mir ein Grab davon kaufe! Hä hä... wenn ich die Polizei nicht fürchtete, ich würde Euch!.. Mit dem Stiefsohne hältst Du es, Palaschka... Na, immer besser so... Der Alte wird krepieren, dann bist Du hier die Herrin...“

Er wankte durch die offene Pforte, trugte mit den Nägeln am Pfosten herum und jögerte, auf die Straße hinauszutreten.

„Ich würde Dir schon zeigen... Na — dumm seid Ihr ja auch nicht... Schließlich verheißt Ihr einem noch zur Knute... oder zum Gefängnis... Ihr seid eben reich... ja—a...“

Er taumelte vor das Tor hinaus, schlug dann plötzlich mit irgend etwas gegen die Pforte und rief mit deutlicher, klarer Stimme zu ihnen herüber:

„Hört mal, Ihr beiden... macht das Tor nicht wieder zu... sonst kommen die Leute dahinter, daß Ihr mich absichtlich herausgelassen habt... verstanden?...“



„Er hat recht!“ dachte Matwej, und einen Augenblick lang empfand er ein warmes Gefühl der Dankbarkeit für den Davonschreitenden.

Pelagia hatte sich auf die Rasenbank vor dem Hause gesetzt und das Gesicht mit den Händen bedeckt. Ihre Schultern bebten, und ihr Atem ging tief, daß die Brust auf und nieder wogte. Sie erschien Matwej jetzt so klein und hilflos wie ein Kind.

Es dämmerte bereits, und der blaue Himmel ward bleicher und bleicher — es schien, als entferne er sich von der Erde.

„Gehen wir ins Haus!“ sagte Matwej und faßte Pelagia an der Hand.

Die gebückte Gestalt, der unsichere Gang und die gehorsame Unterordnung der Frau — alles das rief seine Teilnahme hervor und stößte ihm ernstliche Besorgnis um sie ein. Er fühlte sich mit einemmal stärker und älter als sie.

„Es hat Dich wohl sehr angegriffen?“ sprach er leise, mit weicher Stimme.

Sie nickte mit dem Kopfe. Sie gingen ins Zimmer des Vaters und Matwej sagte, ihre Hand streichelnd:

„Leg' Dich hin und schlaf recht bald ein... Es ist gut, daß Ssawka fort ist...“

„Ja—a...“, sagte Pelagia leise und begann ihren Scharfan aufzuhaben.

Mit unwillkürlichem Erstaunen betrachtete er das von kühler Dunkelheit erfüllte Zimmer und das breite Bett mit dem Berg von roten Kissen darauf, und mit Stolz fühlte er sich als unumschränkter Herrin dieser Frau.

„Du mein Beschützer — was hätte ich ohne Dich angefangen!“ flüsterte Pelagia, und ihre Worte bestärkten ihn noch in dem Gefühle der Kraft und der Macht über sie. Im bloßen Hemd saß sie auf dem Bett, gleichsam durchsichtig auf dem dunklen Hintergrunde der Bettdecke.

Mit halbgeöffnetem Munde stand er da und betrachtete die Umrisse ihres Körpers, und er fühlte nun schon ohne Furcht, ohne Scham, mit heimlicher Freude, wie sein Blut heiß zu wallen begann und ein süßer Schwindel seinen Kopf ergriff.

„Ich hab' doch Furcht vor Dir — Du bist kein kleiner Junge mehr!“ hörte er sie leise, lockend flüstern. „Zimmer näher bist Du mir gerückt, immer näher... Sie reden schon davon — der Ssawka hat's schon ausgesaut... und auch die Wlassjewna meinte: Was bist Du ihm für eine Mutter?...“

Matwej trat zu ihr hin — sie hob die Arme empor wie ein Paar weiße Flügel, preßte ihn an sich und küßte ihn auf die Stirn:

„Hab' Dank, mein Teurer!“ sagte sie herzlich und innig.

## IX.

... Ueber vierzig Jahre waren seit jenem Morgen vergangen, und während all dieser Zeit hatte der alte Sünder Matwej Koschemjatin, so oft er an ihn zurückdachte, in seinem hartgeprüften, kranken Herzen ein sorglich gehütetes, unvergängliches Gefühl der Dankbarkeit für diese Frau empfunden, die ihm, in versengender Leidenschaftsglut lächelnd, als sein Schicksal entgegentrat. Und Dankbarkeit empfand er auch gegen Gott,

dessen Gebot er übertreten hatte, wofür er durch ein schweres, einsames, von den gestrengen Sittenrichtern des Städtchens Nturow reichlich beigeistertes Leben gestraft ward.

Er erinnerte sich noch ganz genau, wie er, von den Küssen der Frau und der eigenen Scham erschöpft, doch zugleich von stolzer Freude erfüllt, im Bett lag, während das rosige, morgenfrische Gesicht der Frau, zugleich lächelnd und weinend, sich über ihn neigte und ihre warmen Tränen auf sein Gesicht fielen, in seine Augen rannen und auf seinen Lippen einen salzigen Geschmack hervorriefen. Ihr Mund aber flüsterte gar seltsame Worte, die wie ein Gebet klangen:

„Möge mein Schmerz Dir zur Lust werden und meine Sünde zur Kurzweil, nicht mit einem Worte werde ich je bereuen, alles werde ich auf mich nehmen vor Gott und den Menschen! Wie hast Du mich beglückt und getröstet, Du mein goldenes Herz, meine stille Blume! Wie in einem Bach habe ich mich gebadet, die Seele hast Du mir abgewaschen — möge Dir Gott für Deine Liebkosung alles Glück schenten, das es nur irgend gibt. . .“

Von einem unbekannten Zauber bestrickt, lächelte er schweigend, spielte leise mit ihrem Haar, fand kein Wort der Antwort und fühlte in dieser Frau zugleich die Mutter, die Schwester und die Jugendgeliebte.

Es fiel ihm ein, wie einmal der Rüfter Korenew in seiner gezielten, doch dabei bedeutsamen Art ihm die Ehe erklärt hatte:

„Die Ehe ist das geistige Zusammenleben zweier Menschen zum Behuf der gemeinsamen Ueberwindung der qualvollen Beschwerden dieses Lebens, die Tag für Tag unaufhörlich gleich Schlangen die Seele grausam stechen.“

Er wollte jetzt Pelagia diese Erklärung wiederholen, doch sie sprach selbst in einem fort, und es tat ihm leid, den harmonisch hinfließenden Strom ihrer Rede zu unterbrechen.

Am Himmel zog feiertäglich hell der Morgen herauf, der Garten erstrahlte in rosig schimmerndem Gold, bebend erwachte das Laub und wandte sich dem Sonnenlichte zu, und mit nachdenklicher Feierlichkeit, wie im Gebete, wiegten sie die Wipfel der Bäume.

Goldige Lichtflecke fielen auf die weiße Haut der Frau, die erschrocken vom Bett aufsprang.

„O weh, gleich werden alle aufstehen und zu lärmen beginnen! Sie werden entdecken, daß Esawka verschwunden ist, werden kommen, um mich zu wecken. . . geh rasch hinaus!“

Wie sie so entkleidet dastand, erschien sie ihm seltsam klein, behend und wohlgestaltet.

In seinem Zimmer angelangt, legte Matwej sich zu Bett, schloß die Augen und war kaum leicht entschlummert, als er im Hofe Puschtarews lautes Schelten vernahm:

„Nun sag' mal, Du bockbeiniger Satan,“ fuhr er auf irgendjemanden los — „konntest Du nicht besser achtgeben? Ich glaube, Dir könnte man selbst Deinen Schädel stehlen, wenn Du im Schlafe liegst! Was wird Esawelii sagen, wenn er hört, daß Du den Burschen hast weglaufen lassen? Jetzt kannst Du Dich auf etwas gefaßt machen!“

Ein kalter Schauer überlief den Jüngling, als der Name des Vaters an sein Ohr tönte. Er sah im Geiste die höhnisch blickenden Raubvogel-  
augen des Alten, seine hängende Unterlippe und die roten Finger der  
geschwollenen Hände. Er schüttelte sich und steckte den Kopf unter die Decke.

Vier Tage lang blieb der Vater noch fort, und jeder Augenblick dieser  
vier Tage prägte sich fest und dauernd in Matwej Koscemiatins Gedäch-  
tnis ein. Sie verrieten beide der Welt sogleich ihr sündhaftes Geheimnis.  
Matwej ging wie im Traume umher, bleich, mit trüben Augen. Pelagias  
hübsches Puppengesicht aber erschien lebhafter als sonst, in ihren Augen  
war ein frohes, glückliches, ein wenig banges Leuchten, und um den kleinen,  
verlockend üppigen Mund zuckte ein heiteres, freundliches Lächeln. Sie lief  
geschäftig in Haus und Hof umher, als wollte sie von allen gesehen sein,  
runzelte wichtig die Stirn, schlug sich mit den Händen auf die Hüften und  
rief dabei laut:

„Ach Gott, das hab' ich ja vergessen...“

Die feiste Blasjewna verzog ihr breites Gesicht zu einem vielsagenden,  
bösen Lächeln; Puschtarew rieb sich mit der flachen Hand das borstige Kinn,  
blies die Backen auf und schnaufte mürrisch.

Einmal nach dem Abendbrot hörte Matwej ihn in der Küche mit der  
Blasjewna streiten.

„Daß Du mir schweigst, alte Kuh — verstanden?“ knurrte er mit seiner  
heiseren Stimme.

„Ich werde schon schweigen“, versetzte die Blasjewna — „aber wenn  
man mich fragt, sag' ich eben die Wahrheit.“

„Dumme Gans!“

„Dumm oder klug — eine solche Sünde darf ich jedenfalls nicht unter-  
stehen! Mit der eignen Mutter...“

„Soll er vielleicht mit Dir anhängeln? Was für eine Mutter ist sie ihm  
denn?“

„Wie denn? Sie ist doch mit seinem Vater verheiratet!“

„Alte Sumpfschnecke! Wenn sie Kinder hätten, wär's was anderes.“

„Was redest Du da, gottloser Mensch? Du willst ein Soldat sein?“

Kalter Schweiß trat Matwej auf die Stirn, als er dieses Gespräch  
vernahm. Er teilte es Pelagia mit, und auch sie ward ganz verzagt bei  
seiner Mitteilung. Sie schüttelte sich und ließ den Kopf sinken.

„Die Blasjewna — ja, die wird's sagen!“ flüsterte sie. „Sie hat  
mich dabei selbst auf diesen Weg... zu Dir hin... gestoßen. Sie hofft noch  
immer, daß Dein Väterchen sich ihrer wieder erinnern wird.“

Matwej suchte sie zu beruhigen und ihre Befürchtungen zu verschweigen,  
doch sie schüttelte den Kopf und fuhr fort:

„Was mach' ich mir daraus? Mögen sie tun, was sie wollen... Wenn  
Dir nur nichts geschieht!“ Sie zog ihn an sich und preßte leidenschaftlich  
seinen Kopf an ihre Brust. „Ich mache mir nichts daraus, wenn ich  
geprügelt werde — ich bin's gewöhnt... Nur das eine fürcht' ich — daß  
die Polizei sich einmischet und die Sache vors Gericht kommt!“

Sie dachte einen Augenblick nach und fuhr dann heiterer fort:



„Es ist ja auch wahr, Motja, was Puschkarew da sagte: was für eine Mutter bin ich Dir schließlich? Nur sechs Jahre älter bin ich als Du! Und was sie da von der Verheirathung sagt — so ist's wohl wahr: ich bin eine Sünderin, gewiß... aber was war das schließlich für eine Trauung? Nur daß wir eben in die Kirche gingen, keine Feier fand statt, keine Lieder wurden mir zu Ehren gesungen, und ich selbst habe nicht geklagt noch geweint, nichts von alledem ist geschehen, was der Brauch sonst verlangt! Der Pope hat wohl sein Geld bekommen — aber keine Freundinnen, keine Verwandten waren dabei, wie es sonst von alters her üblich ist...“

Und sie begann Matwej die Hochzeitsbräuche zu beschreiben und sang ihm leise die Traugesänge vor. Wie er sie so sorglos und unbekümmert sah, beschlich ihn plötzlich ein banges Angstgefühl: wie, wenn auch sie so entsetzlich mißhandelt, so blutig geprügelt würde wie der blonde Esawka? Unwillkürlich schloß er die Augen, schmiegte sich dichter an sie an und hörte, wie ihr Herz lebhaft pochte.

Mächtig in die Ruder griff der Schiffer Schar,  
Und durchs blaue Meer glitt schnell das Boot dahin.  
An das breite Thor schlug bald der Rösse Huf,  
Schlug, daß es erdröhnte, an das Götterwerk...

sang sie, er aber hat sie fast besorgt: „Hör' auf zu singen — ich fürchte mich! Wenn es Dir übel ergeht, was soll ich dann tun? Vielleicht ist's besser, wir fliehen beide von hier... Komm, laß uns zusammen fliehen!“

Pelagia preßte ihn mit ungewohnter Kraft an sich, küßte ihn auf die Brust, da, wo sein Herz schlug, und sprach:

„Du mein Goldener, lohne Dir der Herrgott dieses liebe Wort!“

Und plötzlich schlug sie die Hände zusammen und seufzte tief auf:

„A—ach, wenn ich doch noch ein Mädchen wäre! Jetzt... jetzt mußt Du mir das sagen!“

Ihre nach oben gerichteten Augen füllten sich mit Tränen, wie Blüten und Tau, und ihr Gesicht verzog sich krampfhaft im Schmerz der Verzweiflung.

Er erschrak und sprang auf. Sie faßte sich wieder, begann ihn zu küssen und beruhigte ihn, und wie er dann in ihren Armen einschlief, ließ sie vorsichtig seinen Kopf auf das Kissen gleiten, betreuete sich, legte ihre Hand aufs Herz und verneigte sich tief vor ihm.

Er sah durch die Wimpern hindurch ihre Verbeugung, und in einem Gefühle tödlicher Bangigkeit und schlimmer Vorahnung krampfte sich jäh sein Herz zusammen.

Am nächsten Morgen weckte ihn Puschkarew, der diesmal noch zerzauster, vorstiger und mürrischer ausah als sonst.

„Na, liegst Du noch in den Federn?“ sagte er. „Du sollst nicht liegen, sondern fliegen... ausrücken solltest Du, so bald wie möglich...“

„Wohin?“ fragte Matwej, der wohl begriff, worauf der Soldat anspielte.

„Wohin?“ wiederholte der Soldat und schüttelte dabei betrübt den Kopf. „Ja, jetzt hast Du gut fragen! Ach, Junge, Du hast Dir da eine

schöne Suppe eingebracht!... Es heißt zwar: „Selbst dem Zaren kann eine Dummheit widerfahren“ — na, aber es bleibt doch immer eine Dummheit. Wohin, wolltest Du wissen? Ja, da hätte ich einen Freund, ein Tatar ist's, vierzig Werst von hier wohnt er — zu dem könntet Ihr ja gehen! Was meinst Du?“ sprach er unentschlossen, während er sich am Ohr zupfte. Ich will Dir ein paar Zeilen an ihn mitgeben... es ist ein braver Mann, kann lesen und schreiben, und treibt einen Eierhandel... Bei dem könntet Ihr Euch eine Weile aufhalten, während ich hier zusehen würde, wie ich die Sache wieder einrenke... Ach, Matwej, Matwejka, armes Böckchen... tuft mir wirklich leid...“

Pelagia kam herein —, sie nickte mit dem Kopfe und stand in der Thüröffnung wie ein Bild in seinem Rahmen.

„Da steht sie nun groß und breit“, knurrte der Soldat und rieb sich die Backe. „Wie sie sich aufgedonnert hat — die reine Königin!.. Na, wie steht's also — wollt ihr zum Tataren?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Pelagia, „wie Matwej Sjawelitsch darüber denkt...“

„Wie war das? Na... Matwej Sjawelitsch?“ wiederholte der Soldat in spöttischem Tone und sah sie dabei von der Seite an. „Donnerschlag noch mal! Na... Matwej Sjawelitsch — ha ha ha!“

Es belustigte den Alten, daß sie von Matwej wie von einem Erwachsenen sprach. Der Jüngling wurde rot, Pelagia aber rief ärgerlich mit ihrer helltönenden Stimme:

„Na, was denn? Was ihm gebührt...“

„Schweig still, dummes Gänschen!“ schnitt Puschkarew ihr kurz und barsch das Wort ab, und den Mund weit aufsperrend, lachte er hell auf.

„Nein, ist das ein Volk!“ sprach er. „Morgen wird man ihnen vielleicht die Knochen im Leibe zerbrechen, und sie tun hier so...“

Er schüttelte seinen Struwelkopf, schluckte und spuckte, und seine kleinen Neuglein verschwanden in dem dichten Netz der Runzeln.

„Still mal!“ rief die Frau, richtete sich kerzengrade auf und horchte zum Fenster hinaus.

Ein dumpfes holpriges Rollen, das immer näher kam und immer lauter klang, ließ sich vom Garten her vernehmen.

„Sollte er das schon sein?“ sprach Puschkarew langsam. „Na, Kinder, dann könnt Ihr Euch auf etwas gefaßt machen!“

Es war Matwej, als fasse ein unsichtbarer Riese ihn mit einer Hand am Kopfe und mit der andern an den Füßen und als ziehe er seinen Körper, in dem alles Blut erstarrt war, mit Gewalt auseinander. Pelagia bekreuzte ihn zu wiederholten Malen und flüsterte dabei:

„Gott ist den Sündern gnädig... Gott ist den Sündern gnädig...“

In aller Eile zog Matwej sich an und lief ungewaschen und ungekämmt in den Hof, wo er in dem Augenblick ankam, als der Vater eben durchs Tor einfuhr.

„Na, wie geht's Euch hier? Was treibt Ihr?“ tönte seine heifere Stimme an Matwejs Ohr.

Dann sah er die mächtige, staubbedeckte Gestalt des Vaters dicht vor sich stehen, und der Alte neigte das sonnengebräunte Gesicht über ihn und fragte besorgt in seinem tiefen Saß

„Was ist mit Dir, he? Bist Du krank?“

Und dann erzählte Puschkarew in Matwießs Zimmer dem Vater unter heftigem Herumsuchteln irgendeine sehr lange Geschichte, und der Vater saß in dem leichten, langen Reiserock, ohne Mühe, auf dem Bett, und Pelagia kniete in demüthvoller Haltung als bußfertige Sünderin an der Thür und rief in einem fort:

„Schlag mich... schlag mich...“

Das breite, dunkelrote Gesicht des Alten hatte sich seltsam verändert, die Backen erschienen gedunsen und teigig, die Pupillen der Augen waren mit der Regenbogenhaut und dem Weißen zu einem trüben, graugrünen Fleck zusammengefloßen, der Bart zitterte, und die roten Hände zerknüllten krampfhaft die Mühe. Nun stieß er mit dem Fuße nach Pelagia hin in die Luft und brüllte laut auf:

„Fort mit Dir, Du Nas...“

Dann stand er auf, öffnete den Kragen seines Hemds, ging nach der Thür, versetzte der Frau einen Faustschlag auf den Kopf und stieß sie mit einem Fußtritt zur Seite.

„Komm mit mir, Stepan!“ sprach er zu Puschkarew und schritt über ihren Körper hinweg.

Puschkarew folgte ihm zum Zimmer hinaus und verschloß die Thür hinter sich.

Man hörte, wie der Alte mit schwerem, schleppendem Schritt sein Zimmer betrat, wie er Kleider und Stiefel auf den Boden warf, dann das Fenster weit aufriß und laut mit dem Stuhle rückte.

Als der Vater fort war, ward dem Sohne leichter ums Herz; er neigte sich zu Pelagia und streichelte ihren Kopf.

„Laß mich, rühr' mich nicht an!“ flüsterte sie und wich ängstlich zur Seite aus.

Doch er kniete neben ihr auf den Boden nieder, und beide erstarrten in banger Erwartung.

Alles, was bis zu diesem Augenblick geschehen war, schien Matwieß nicht so schrecklich, wie er es erwartet hatte, doch fühlte er, daß dadurch der Schrecken irgendeines kommenden, furchtbaren Augenblicks nur noch vermehrt wurde.

Eine unhelmliche, böse Stille erfüllte das Haus, und schwüle Schatten bläuten ins Zimmer hinein. Es war ein heißer Tag, dichtes, blaugraues Gewölk stand am Himmel, und flockige Fegen lösten sich davon los, trocken schleichend gegen die Stadt heran und warfen ihre Schatten, die über die Häuser und Bäume hinweg auf die Höfe huschten, unhörbar durch die Fenster schlüpften und sich auf den Fußboden legten. Es war, als ob das Haus sie verschluckte und sich dadurch mit schaurigem Dunkel füllte.

Dumpf und bang schlichen den beiden die Minuten hin. Jetzt hörten sie deutlich hinter der Zwischenwand die Rede des Soldaten — er erzählte,



offenbar beabsichtigt laut, wie Matwjej sich auf Ssawka geworfen hatte, und sprach mit einer Lebhaftigkeit, als habe er selbst es gesehen.

„Hat er's ihm gut gegeben?“ fragte der Vater dumpf.

„Ja, ganz gehörig! Aber Ssawka hat ihn wiedergeschlagen, über Schmerzen im Bauche klagt Matwjej...“

„D, hör' doch, mein Lieber,“ flüsterte Pelagia freudig — „er erzählt's absichtlich so, damit Väterchen Dich nicht schlägt!“

„Na, nun lag er da,“ berichtete der Soldat so laut, daß die beiden im Nebenzimmer ihn ganz deutlich hörten — „und sie pflegte ihn Tag und Nacht. Der Junge war nun zwar nicht auf dem Posten, aber er hat doch die gute Gesundheit vom Vater geerbt. Und auch die Neigungen scheint er ja von Dir geerbt zu haben. Wie der Vater, so der Sohn, da läßt sich schwer dreinreden...“

„Du willst sie wohl gar noch rechtfertigen?“ brüllte der Alte. „Hast Du vergessen, was sie ihm ist?“

„Was denn?“ versetzte der Soldat. „Seine Stiefmutter, gewiß — aber was will das heißen? Ich wollte nichts sagen, wenn ihr Kinder hättet — aber so! Sie ist zwanzig und er fünfzehn — das ist ihre ganze Verwandtschaft!“

„Na, geh schon! Schick sie hierher, und Na... der Junge soll in den Garten gehen“, brummte der Vater.

„Hör' mal: wir brauchen einen neuen Hausknecht...“, sagte der Soldat.

„Davon später.“

„Ich wüßte einen brauchbaren Menschen — ein Tatar ist's, vierzig Werst von hier wohnt er...“

„Ich sag' Dir doch: das hat Zeit!“

„Schick' mich zu ihm, und Matwjej kann mit mir reisen...“

„Bete für ihn, Motja!“ sagte Pelagia ernsthaft zu Matwjej, schlug selbst die Augen zum Himmel auf und begann lautlos die Lippen zu bewegen. Matwjej aber horchte aufmerksam nach dem Nebenzimmer hin.

„Mir ist's recht“, sprach dort der Vater zu dem Soldaten.

„Ich fahre nicht mit, ich will nicht!“ flüsterte Matwjej.

„Mein Lieber, Guter! Tu es!“ bat ihn Pelagia.

„Morgen fahr' ich hin“, sagte der Soldat.

„Fahr lieber schon heute!“ sagte der Vater.

„Es geht nicht, ich werde nicht fertig...“

„Sag' mal, Puschkarew...“

„Was?“

„Die Sache steht recht schlimm aus, wie?...“

„Wieso denn?“

„Es wird ein Gellätsch geben... in der Stadt...“

„Er fürchtet sich vor den Leuten!“ flüsterte Matwjej unwillkürlich.

„Die sind auch zu fürchten!“ versetzte Pelagia mit einem Seufzer.

„Wieso denn?“ rief der Soldat im Nebenzimmer. „Was heißt Gellätsch?... Stopf' nur der Köchin, der Wlaskjewna, das Maul...“

„Ihr hättet den Esawka vollends todschlagen und zur Nachtzeit in den Sumpf vor der Stadt werfen sollen...“, sagte der Vater.

„Ja, vielleicht wär's so am besten gewesen... Na, ich geh' jetzt. Vergiß aber nicht, Esaweltj: man soll immer Gnade vor Recht...“

„Geh schon!“ unterbrach ihn heftig der Alte.

Die Thür zu Matwjejs Zimmer ging auf, und der Soldat rief Pelagia laut zu:

„Du sollst zum Wirt kommen!“

Dann neigte er sich zu ihr herab und flüsterte ihr, mit den Augen blinzeln, zu:

„Zieh Dich recht dick an, dumme Gans! Stopf Dir etwas Weiches vor die Brust!“

Pelagia lächelte, umfaßte den Kopf des Stieffohnes, küßte ihn schweigend und ging hinaus.

Der Soldat faßte Matwjej bei der Hand.

„Komm mit!“ sagte er zu ihm.

„Wird er sie schlagen?“ fragte der Jüngling dumpf.

„Ein bißchen wird er sie wohl verprügeln,“ entgegnete der Soldat und fügte beruhigend hinzu: „Das macht nichts weiter aus, sie ist ein junges Weibchen... Die Weiber sind inwendig leer, auf die kann man schon kräftig loschlagen... Beim Manne liegen die Eingeweide eng; beis einander, aber bei der Frau ist inwendig ein Hohlraum. Sie ist 'ne Art Trommel, sozusagen...“

Matwjej hatte ein Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht. Er ging in den Garten, legte sich unter einem Apfelbaum auf den Rücken und sah zum Himmel auf. Dumpf rollte der Donner in der Ferne, rauchbraune Wolkenfetzen jagten einander am Himmel, und ein heißer, feuchter Wind fuhr durch das Laub der Bäume. Die Hühner gaderten unruhig im Hofe, ein Kind weinte im Nachbargehöft, und eine weibliche Stimme rief zornig:

„Ich will Dir's anstreichen!...“

„D—o—Kro—o—o!“ grollte träg der Donner; es klang, als wenn in der Kehle eines Riesen sich etwas löste.

Matwjej lag da und sah den dahinziehenden Wolkengebilden nach, während in seinem Kopfe die Gedanken durcheinander wirbelten. Er fühlte, daß Pelagia ihm jetzt näher stand und teurer war als der Vater, und all sein Denken stellte sich auf dieses neue Gefühl ein, das er für sie empfand. Unwillkürlich trat ihm alles das vor die Seele, was in ihm zugunsten des Vaters sprach: das gutherzige Lachen des Alten, die zärtlichen Worte, die er zuweilen für den Sohn gehabt, die spannenden Erzählungen, die er zum Besten zu geben pflegte, die Lobeserhebungen, die Puschtarew ihm reichlich spendete — doch alles das ließ ihn den liebevollen, mütterlichen Blick nicht vergessen, mit dem ihn Pelagias sanfte Augen angeschaut hatten.

Eine qualvolle Angst um sie erfüllte seine Seele und bedrückte ihn immer mehr, eine brennende Trockenheit war in seiner Kehle, und es war ihm, als ob aus der Erde, auf der er hingestreckt lag, scharfe Stacheln ihm in Rücken und Hals hineinwüchsen und seinen Körper zerfleischten...

Und plötzlich erblickte er Pelagia: mit bloßem Kopfe, ganz zerzaust, kam sie durch die Gartenpforte und schritt langsam, wie eine Betrunkene schwankend, nach der Badstube zu. Sie fuhr mit der Rechten durch ihre aufgelösten Flechten und zog die ausgerissenen Haare heraus, die sie langsam auf die Finger ihrer linken Hand wickelte. Ihr Gesicht war bleich, fast bläulich, und zu einer schrecklichen Grimasse verzerrt; die Augen blickten starr wie bei einer Blinden, sie hustete leise und beschrieb immer wieder mit der rechten Hand, die das Haar auf die Finger wickelte, Kreise in der Luft.

Matwjej sprang vom Boden auf — ein Gefühl der Empörung, das ihm sonst fremd war, trieb ihn empor.

„Hat er Dich sehr geschlagen?“ fragte er.

„Es tut nichts!“ antwortete sie seltsam ernst und einfach. „Du sollst jetzt...“

Sie wankte und mußte sich an seiner Schulter festhalten.

„Nimm den Soldaten mit...“ flüsterte sie, mühsam atmend — „geh nicht allein zu ihm! Fußtritte gab er mir immerzu... gegen den Leib... Er fürchtete wohl, es könnte ein Kind kommen...“

„Nun, mag er auch mich zum Krüppel schlagen“, murmelte Matwjej und schickte sich an zu gehen.

„Nimm den Soldaten mit... Motja...“, hörte er Pelagia noch rufen.

Blind, wie ein vom Feuer Verblendeter, stürmte Matwjej in das Zimmer des Vaters, stürzte mit geballten Fäusten auf den am Tische sitzenden Alten los und schrie, ohne erst lange hinzusehen:

„Schlag auch mich... nun, so schlag doch los!...“

Doch plötzlich hielt er, wie von einem schweren Schläge auf den Kopf getroffen, inne: mit dem Rücken an den Tischrand gelehnt, saß der Vater auf der Bank, fragte mit den Nägeln der nach hinten gedrehten linken Hand auf der Tischplatte herum und wies dem Sohne die dicke, dunkle Zunge. Der linke Fuß scharrte auf dem Boden, als suchte er eine Stütze, der rechte Arm hing schlaff und schwer herab, die Finger der Hand waren gekrümmt wie bei einem Bettler, der um ein Almosen bittet, das rechte Auge war trüb gerötet, wie tot, und stand voll Tränen, während aus dem linken ein grünlisches Feuer leuchtete. Der Mundwinkel zuckte krampfhaft und während die Backen sich aufbliesen, stammelten die Lippen hilflos:

„Esa—ppa...ppa...ppa...“

Matwjej stürzte aus dem Zimmer und stieß vor der Tür auf die Wlassjewna.

„Was fällt Dir ein!“ schrie sie ihn an, und gleich darauf vernahm er ihr lautes Klagegeheul:

„O Gott im Himmel! Erschlagen haben sie ihn! Den Va—ater!...“ Schreckliche Stunden folgten nun — sinnlos chaotisch und voll dumpfer Pein, schwer und qualvoll auf der Seele des Jünglings lastend.

Wie ein Flugbrand in der grauen Rauchsäule einer Feuersbrunst stürmte der Soldat daher, schüttelte die Wlassjewna, packte sie an der Kehle und schrie:

„Ich will Dich lehren! Erschlagen! Wer hat hier jemanden erschlagen?“



„Es ist doch Blut auf dem Fußboden...“

„Das ist von Pelagia, nicht von ihm! Euch Herren sollte man in den ersten besten Tümpel werfen!“

Pelagia, die sich mit Mühe herangeschleppt hatte und mit der einen Hand am Türpfiler festhielt, rief ihm zu:

„Laß sie los! Den Popen hol', und den Arzt...“

„Wasch' den Fußboden auf, dicker Satan!“ kommandierte der Soldat.

Der Vater lag auf dem Bett, sein linkes Auge blinzelte beständig, in der großen Pupille flimmerte der grelle Funke des Schreckens, und die Finger der einen Hand griffen immer wieder in die Luft, als wollten sie etwas Unsichtbares, das sich nicht fangen ließ, fassen.

Im Hofe, in der Küche und in allen Zimmern drückten sich unbeholfen die Arbeiter umher; Matwej lief mit allerhand Läppchen und Flaschen in der Hand von einer Ecke in die andere, glitt dabei auf dem nassen Fußboden aus, erhob sich wieder und half dann Pelagia beim Entkleiden des Vaters, rannte jedoch, als er die eine Hälfte des Körpers starr, schlaff und blau angelaufen sah, in jähem Entsetzen zur Tür hinaus.

## X.

Am dunklen Himmel fuhren hastig bleiche Blitze nieder — vergeblich schien ihr Bemühen, die dichte Wolkenschicht, die wie eine massige Filzdecke über dem Himmel lag, zu zerreißen. Mit eiliger Hast ging geräuschvoll, in großen Tropfen, der Sommerregen über die Bäume, die Dächer und den Erdboden nieder — er schien diese Stätte des Unheils nur so in aller Eile besprengen zu wollen, um sein befruchtendes Raß nach andern, ihm genehmern Orten zu tragen. Der Donner rollte, die Bäume rauschten, von den Dächern strömten helle Wasserstrahlen, und über den Hof floß dem Tore zu ein schmutziger Bach; eine Garnspule schwamm darauf kreisend umher, stieß gegen das unten am Tor vorgelegte Brett und klopfte immer wieder dagegen, als bitte sie, daß man sie auf die Gasse hinauslassen möchte.

Pelagia war dem Stieffohne hinausgefolgt, legte ihr Kinn auf seine Schulter und flüsterte ihm betrübt ins Ohr:

„Mein armer, lieber Junge... auch ich werde wohl ins Kloster gehen müssen wie Deine Mutter...“

Es wurde ans Tor geklopft. Matwej hörte das Klopfen, öffnete jedoch nicht und rief auch niemand heran. Der muntere Michajlo kam herbeigelaufen, sprang wie ein Ziegenbock über die Pfützen und ließ den kleinen schwarzen Popen und den hochgewachsenen, rothaarigen Küster in den Hof eintreten. Der Pope hob seinen Priesterrock auf, wie die Bauernfrauen den Scharafan, und brummte laut:

„Da lassen sie nun den Diener der heiligen Kirche kommen und machen nicht einmal das Tor auf! Ist das ein ungebildetes Volk!“

Als der Priester ins Haus eingetreten war, löste Michajlo lustig jauchzend den Gürtel von seinem Hemd und begann auf einer Stelle umherzuhüpfen: der Regen peitschte ihn förmlich, er aber schüttelte den Saum seines Hemdes, entblößte dabei seinen Rücken und ächzte vor Wohlbehagen:

„U—uch—ch—ty—y!“

Matwjej, der im Hausflur stand und ihm zusah, hatte nicht übel Lust, es ihm gleichzutun, doch da bemerkte ihn Michajlo, setzte sogleich eine ernste Miene auf und trollte sich in den Speicher.

„Der Vater stirbt!“ ging es dem Jüngling durch den Kopf. Er stand da und lauschte auf das, was in seinem Innern vorging — und es schien ihm, daß kein anderes Gefühl sich in seiner Seele so deutlich kundgab wie der Wunsch, bei Pelagia zu sein.

Der Regen hörte auf, das dunkle Gewölk zog sich von der Stadt hinweg. Eine Krähe krächzte zum Zeichen ihrer Freude über den erquickenden Regen.

Abermals wurde draußen am Tor geklopft. Im Speicher begannen sie zu streiten:

„Geh, mach' Du auf!“

„Ich habe dem Popen aufgemacht!“

„Dem Popen würde auch ich aufmachen...“

„Geh Du, Iwan!“

„Nein, mach Du lieber auf, Jakim!“

Der magere, eckige Jakim kroch aus dem Speicher, beguckte sich die Pfützen im Hofe, ging um die erste und zweite herum und patzte dann mitten in die dritte hinein, worauf er, alle Vorsicht beiseite lassend, aufs Geratewohl durch den Schmutz nach dem Tor zu watete.

Ein hochgewachsener Mann in einer Mütze mit Kofarde, einem drolligen grauen Halbrock und Beinkleidern mit Biesen und Vorstoß fragte:

„Ist hier der Kranke?“

Jakim dachte einen Augenblick nach, rieb sich den Magen und antwortete:

„Der Wirt? Wo sollt' er sonst sein? In der Stube ist er.“

„Esel!“ fuhr der Mann mit der Kofarde ihn an und schritt auf das Haus zu.

Matwjej stand noch immer draußen und seufzte tiefbekümmert.

„Na, was sagst Du nun, Junge?“ ließ sich plötzlich die Stimme des Soldaten vernehmen, der von hinten auf ihn zutrat und ihm auf die Schulter klopfte. „Das nennt man einen Schlaganfall! Wir hatten einen Kapitän, Semmel-Lutow hieß er, den traf's mitten bei einer Parade. Bums! lag er auf der Erde — und war weg!“

„War er tot?“ fragte Matwjej.

„Das versteht sich! Draufetot war er.“

„Wird der Vater auch sterben?“

„Dumme Frage!“ sagte der Soldat lächelnd und blickte zur Seite. „Gewiß wird er sterben, so gut wie ich und Du — dazu leben wir doch! Hast Du Deine Arbeit getan — dann streck' die Beine von Dir...“

Nach einem Weilchen sagte Matwjej leise in vorwurfsvollem Tone: „Er hat die Pelagia ganz schrecklich geschlagen...“

„N—ja, das hat er wohl!“ pflichtete der Soldat ihm bei. „Eifersüchtig war er, der alte Satan. Schämen sollte er sich was!“

Der Soldat runzelte mißbilligend die Stirn und spuckte aus. Und in freundlicherem Tone fügte er dann hinzu:

„Na, aber auch sie ist gerade keine Heilige!“

Matwej sah sich um und stellte dann flüsternd eine Frage, die ihm in diesem Augenblicke besonders am Herzen lag:

„Tut er Dir leid... der Vater?“ sprach er zu dem Soldaten.

„Ich hab' mich an ihn gewöhnt!“ versetzte Puschkarow mit einem Seufzer. „Wir sind miteinander gut ausgekommen... haben uns geachtet. Die Freundschaft mit einem Menschen ist kein Pils, mein Junge, den man im Walde findet — so was wächst sich ins Herz hinein!“

Die Beine hoch emporhebend, wie ein Kranich, schritt er fest und geräuschvoll auftretend durch den Kot davon.

„Er spricht sonst nicht gut vom Vater,“ dachte Matwej, der wieder allein im Hausflur stand. „Und doch scheint er ihn zu bedauern...“

Pelagia erschien wieder und sagte mit einem kläglichem Lächeln:

„Ich kann mich nicht länger auf den Beinen halten...“

Er führte sie in sein Zimmer, wo sie sich sogleich aufs Bett legen mußte. Ihre Augen wollten irgendwohin unter die Stirn, und ein süßlicher Duft ging von ihr aus, wie von dem blutig geschlagenen Ssawfa. Als Matwej jetzt nach ihr hinsah, ward es ihm zur schrecklichen Gewißheit, daß sie sterben müsse. Das unheimlich bleiche Gesicht, die tief eingefallenen Augen und die bläulichen, zusammenklebenden Lippen erinnerten ihn an den toten Valentin.

Er trat ganz dicht an sie heran und legte schweigend seinen Kopf an ihre Schulter. Ein Stöhnen entrang sich ihrer Brust, sie beleckte mit der trockenen Zunge ihre Lippen und bat ihn mit tonloser Stimme:

„Nimm den Kopf weg... ich kann nicht atmen...“

Ein Weilchen später stand Matwej mit dem Soldaten am Bett des Vaters. Der Kranke hielt die Hand des Sohnes fest, zerrte daran und bemühte sich, während das grünliche Auge aufleuchtete, irgendetwas zu sagen:

„Pu... Pusch...“

Der Soldat zeigte mit dem Finger auf sich und fragte:

„Meinst Du mich?... Den Puschkarow?...“

„Na...“

„Matwej? Ich soll auf ihn achtgeben — willst Du das sagen? Nun, das will ich schon tun, Ssawel, darum Sorge Dich nicht!“

Doch der Alte wehrte mit der Hand ab und flüsterle:

„Ach... Pel... Ia... Klo...“

„Ja, ja, ich versteh'!“ sagte der Soldat — „sie soll in ein Kloster!“

Der Alte stieß die Hand des Sohnes fort und fuhr mit der feinigsten nach dem Herzen. Stammelnd und lispelnd bewegte er schwerfällig die Zunge, schlug sich mit der Hand bald auf die Hüfte, bald auf die Stirn und griff dann wieder mit den dicken, schweißigen Fingern nach Matwej. Die ganze linke Hälfte seines Körpers schien sich von der rechten losreißen zu wollen, deren todesstarrtes Auge ruhig irgendwohin durch die Decke schaute. Matwej empfand Furcht, doch kein Mitleid mit dem Vater, vor seinem Geiste schwebte das bleiche, sterbensmatte Gesicht der Frau; die Stimme



des Alten erinnerte ihn an das Zischen von Pilzen, die in der Pfanne gebraten werden.

Am Fenster stand der Pope und sagte zu dem Arzte:

„Der liebste Fisch ist mir doch der Wels — denken Sie sich: ich träume sogar manchmal von Welsen!...“

Der Arzt trommelte mit den Fingern auf seiner silbernen Tabakdose und erwiderte träg:

„Ja, der Wels...“

Der lange Küster stand vor der Wanduhr und kragte mit dem Finger an dem gelben Zifferblatt herum, auf dem ein dichter Fliegenschwarm saß. Die großen blauen Fliegen schwirrten auf und flogen summend durchs Zimmer. Alles ringsum erschien in Trauer erstarrt, wie gebannt von einer unsichtbaren, düsteren Macht.

Vier trübselige, regnerische Tage gingen so hin; am dritten Tage hatte der Schlaganfall sich wiederholt, und am frühen Morgen des fünften Tages war der große, rothaarige Sawelji Koschemjakin tot. Niemand hatte ihn sterben sehen — die Nonne, die an seinem Bett wachte, war gerade nach der Küche gegangen, um ihren Tee zu trinken, und als der Soldat, der sie ablösen sollte, an das Bett trat, sah er den Alten mit dem Kopf unter dem Kissen liegen.

„Ich sage zu ihm: ‚Na, wohin hast Du Dich denn da verkrochen?‘“ erzählte der Soldat dann später — „ich sagte das aber nur zum Spaß. ‚Brauchst Dich doch nicht zu verstecken‘, sagte ich, wie ich ihn aber aufdeckte, war die Seele herausgeflogen...“

Matwej brach in lautes Schluchzen aus: eine jähe Furcht vor dem Tode gesellte sich zu dem Mitleid mit dem Vater, das zuletzt in ihm erwacht war, und zu der Angst um Pelagia, die fiebernd und phantasierend im Bett lag. Die Blasjewa und die alte Tiunowa kurierten an ihr herum, sie gaben ihr Del aus der heiligen Lampe zu trinken, das sie mit Gründonnerstagsalz und Flußschwammpulver vermischt hatten. Auch Rum mit holländischem Kienruß gaben sie ihr ein, aber diese Heilmittel verursachten ihr nur Uebelkeit, und ihr Leib schwoll mehr und mehr und wurde ganz blau. Es war Matwej ganz schrecklich zumute, als er sie so hilflos in schweren Leiden daliegen sah. Die Tiunowa suchte ihn zu trösten:

„Gräm' Dich nicht zu sehr, lieber Junge,“ flüsterte sie ihm geheimnisvoll zu — „ich habe zu einem weisen Manne, den ich kenne, nach Quecksilber geschickt, das ist ein unfehlbares Mittel! Es ist schwer, und dabei flüssig, und wenn man's einem Menschen eingibt, geht es durch und durch und nimmt die Krankheit mit fort. Kannst mir's glauben!“

Pelagia war nur selten bei klarem Verstande. Schuldbewußt sah sie dann Matwej an und flüsterte:

„Ach, wie krank bin ich doch... Und nun hab' ich Dir noch Dein Zimmer weggenommen... Wo schläfst Du denn?... Schläfst Du auch bequem?“

Matwej streichelte ihr welkes, bleiches Gesicht und suchte dabei ihrem Blicke auszuweichen, in dem etwas so Fremdes, Unheimliches flackerte.

Das Begräbniß des Vaters gestaltete sich sehr feierlich. Alle Popen der Stadt nahmen daran teil, und der Sängerkhor ließ seine Trauerlieder erschallen. Am lautesten sang der Spritzenaufseher Kljutscharew, ein Mann mit einem mächtigen, glattgeschorenen Kopfe und blauschwarzem Spitzbart, der während des ganzen Weges Matwej mit seinem neugierig forschenden Blicke lästig fiel.

Unwillkürlich lauschte der junge Koschemjatin unterwegs auf das Gespräch der Leidtragenden, und zu seiner Verwunderung vernahm er manches wohlwollende Wort des Lobes über den Vater.

„Daß er eingebildet war und hochmütige Reden führte — das stimmt wohl!“ sagte der alte Chrijapow, der hinter Matwej ging. „Aber er hatte doch auch seine guten Gewohnheiten: so schickte er den Gefangenen an jedem Sonnabend Kuchen...“

„Ja, den Gefangenen — das stimmt! Denen fühlte er sich wohl verwandt...“

„Zu Ostern bekamen sie von ihm Eier und Quark, zu Weihnachten Fleisch...“

Alles Gute, das er von dem Verstorbenen wußte, zählte Chrijapow auf und meinte dann reumütig:

„Die Leute hier in der Stadt hat er nicht sehr geachtet — doch sagt: wofür sollte man uns wohl besonders achten? Wir leben halt, essen und trinken — das ist doch kein großes Verdienst!“

Jemand meinte von dem Toten:

„Er war unduldsam und gottlos... und kein ehrlicher Mann...“

Doch man schnitt ihm das Wort ab:

„Wer ist ein ehrlicher Mann?“

„Das wird sich am Tage des jüngsten Gerichtes zeigen...“

„Wer weiß, wieviel Teufel auf uns an unserm Sterbebett lauern werden!...“

Neben Matwej schritt Puschtarew einher, er trug eine auffallende dunkelgrüne Uniform mit Treffen am Kragen und an den Ärmeln, mit Messingknöpfen auf der Brust und einem großen schwarzen Flicken unter der Achsel. Er drehte sich von Zeit zu Zeit nach den Sprechenden um, hob den Arm auf und kommandierte streng: „Still da!“ Und man gehorchte ihm.

Der schwere Sarg ward endlich in den feuchten Sandboden versenkt, und der schwarzbärtige Spritzenaufseher tat den roten Schlund ganz weit auf und sang, die erste Silbe wie einen Schuß hervorknallend:

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe...“

Matwej sank laut schluchzend zu Boden und schlug mit der Stirn auf einen benachbarten, dürftig mit Rasen bedeckten Grabhügel auf. Der Soldat hob ihn auf, drückte ihn an die Messingknöpfe auf seiner Brust und flüsterte ihm, selbst von Zeit zu Zeit schmerzlich aufschluchzend, ermutigende Worte ins Ohr:

„Nicht den Mut verlieren, mein Junge!... Immer Kopf hoch, Kopf hoch, Motja... Ich bin ja da, siehst Du... ich bin bei Dir!“

Und während des ganzen Heimwegs, bis zum Hofstor, sprach er, tapfer durch den Straßenfot hinschreitend, dem Jüngling nur von dem Verstorbenen:

„Ja, der war wirklich der Herr seines Lebens, das muß man sagen! Hätte er an einer andern Stelle gestanden, was hätte er nicht alles ausgerichtet! Blichschnell ging alles bei ihm, ganz wild war er auf die Arbeit. Wie er das Haus hier kaufte, was hat er da nicht geschafft, der rothaarige Sünder! Gott verzeih' mir das Wort, er gehört ja nicht mehr zu uns, steht schon vor seinem Richter... Die Defen hat er selbst gesetzt, und das Dach gedeckt, und Maler und Zimmermann war er — alles, was man nur wollte! Sieh Dir mal den Garten an, den er bepflanzt hat — ein Baum wie der andere, so schön und gerade, keine Raupe im Laub, keine Flechte auf der Rinde. Die Nonnen aus dem Kloster nebenan kamen zu ihm, um die Gärtnerkunst zu erlernen — ja, das war dir ein kundiger Meister! Es ist 'ne schöne Sache, mein Junge, wenn man die Leute so etwas Gutes lehren kann... Gern pflegte er zu sagen, daß nicht nur die Blumen und Kräuter, sondern auch der Mensch die Erde verschönern soll. Ob's Eisen zu schmieden galt, oder den Tanz anzuführen — immer war er bereit. Sagt' ich zu ihm im Scherz: „Du, Sawelij, dort drüben steht ein Wald, den wollen wir bis zum Abend ausroden“ — so antwortete er gleich: „Ja, das wollen wir!“ Recht wie Brüder lebten wir miteinander... und auch Du nimm Dir das zur Richtschnur: hast Du einen Menschen gefunden, der Dir zum Freunde gut scheint, so sei offen und herzlich zu ihm, wenn's auch mal ein bißchen Zank zwischen euch setzt...“

Als Matwej zu Hause ankam, mußte er zu seiner Beschämung sich eingestehen, daß er einen ganz entsetzlichen Hunger hatte. Die Vorbereitungen zum Totenmahl waren noch weit im Felde: Bettler hatten sich zwar schon genug dazu eingefunden, aber die Arbeiter waren noch auf dem Friedhof geblieben, um das Kreuz auf das Grab zu setzen. Da nahm er heimlich ein Stück Weißbrot vom Tische, ging in den Garten, verzehrte es rasch im Vorraum der Badstube und kehrte mit dem Gefühl, etwas Unrechtes begangen zu haben, in den Hof zurück.

Zum erstenmal sah er hier eine große Schar von Menschen, deren Aufmerksamkeit ausschließlich auf ihn gerichtet schien. Neun Tische waren im Hofe aufgestellt; in der Küche buk die Wlaskjewna, von „Quellwasser“ und Natascha unterstützt, Pfannkuchen über Pfannkuchen, aus dem Fenster drang der fettige Geruch und das Zischen der geschmolzenen Butter, und das Bettelvolk spähte ungeduldig nach dem Herde und sog begierig den ungewohnten Duft ein. Etliche Dugend dieser Gäste waren bereits anwesend, Gesunde und Krüppel, und wie sie so, grau und lautlos, mit tragem Schritt in allen Winkeln des Hofes umhertrochen, erschienen sie Matwej höchst widerwärtig, wie wimmelndes Ungeziefer. Der Hof war von Lumpen und Flickern angefüllt, und ein Stimmengewirr ertönte, wie in einer Versammlung miauender Katzen. Ueberall sah Matwej süßlich lächelnde Gesichter auf sich gerichtet, heuchlerische Worte des Mitleids, Seufzer, leise Gebete und Worte des Entzückens über seine Jugend, seine Schönheit und



seine feine Kleidung drangen an sein Ohr. Es entging ihm nicht, daß alle diese Augen, die so demütig, teilnahmsvoll und freundlich dreinschaute, wenn sie seinem Blick begegneten, ihn im nächsten Augenblick, sobald er sich ein wenig abwandte, mit dem Ausdruck böser Gier zu mustern begannen — und diese gar zu offenbare Lüge verletzte ihn, und er ließ den Kopf sinken.

Die grauen, zerkausten Bärte, die gedunsenen, gelben oder roten Gesichter, die in alter Gewohnheit zum Nehmen hingestreckten Hände übten auf die empfängliche Seele des Jünglings eine niederdrückende Wirkung aus. Es war, als ob aller Kehricht, alle Lumpen und Abfälle aus den Gassen der Stadt in dem Hofe auf einen Haufen zusammengelegt wären. Ein runder Dickwanst mit glattrasiertem Gesichte wackelte, die runden, an abgegriffene Münzen erinnernden, von rotem Geäder durchzogenen Augen weit aufreißend, auf Matwoje zu und begann, mit den kurzen Armen in der Luft umherfuchtelnd, laut zu deklamieren:

Umsonst sind alle unsre Mähen,  
Mit seiner Sense kommt der Tod,  
Der unsres Lebens Lust und Freude  
Mit seinem kalten Hauch bedroht...

Doch schon näherte sich dem Jüngling von der Seite her eine zweite rätselhafte Gestalt und flüsterte ihm hastig ins Ohr:

„Glaub' ihm nicht, Hochverehrter! Er gibt sich immer für einen gottseligen Narren aus, ist aber nur eine eßlige Wanze, ein ehemaliger Beamter, der wegen Diebstahls weggejagt wurde... Wir haben aber auch einen wirklichen Narren hier unter uns...“

„Mein lieber Herr“, sprach der Beamte mit lauter, kläglich-er Stimme — „ich bitte Dich, laß mich doch einmal den herrlichen und trostreichen Lobgesang aussagen, den mein Onkel, der berühmte Dichter und Hofrat, gedichtet hat...“

Er wurde jedoch von den andern zur Seite geschoben, die nun Matwoje einen langaufgeschossenen, mißgestalteten Menschen vorführten, der aus lauter Harten, eßigen, in der Eile mit einer schäbigen braunen Haut umnähten Knochen zusammengesetzt schien. Sein Kopf war auffallend klein, und die Stirn sprang weit über die Augen vor, die unbeweglich, als ob sie gar nichts sähen, auf den Jüngling gerichtet waren.

„Sing doch mal ein Liedchen, Mioscha, sing mal!“ sprachen sie zu dem Langen.

Er stampfte mit dem Fuße auf und begann undeutlich, die Worte nur mit Mühe hervorstoßend, vor sich hin zu brummen:

Es war einmal ein langer Tapp,  
Der sucht' die ganze Erde ab,  
Scharrt' Geld zusammen voller Gier  
Und kaufte sich den Tod dafür...

Wiederum näherte sich einer von der Schar Matwoje und flüsterte ihm zu:

„Nimm Dir seine Worte wohl zu Herzen: er sagt nichts ohne Absicht, alles hat seinen Sinn!... Er ist ein gottgefälliger Mensch, auch ein Kaufmannssohn, wie Du...“

Matwej konnte kaum atmen, so eng und dicht umgab ihn die übelduftende Schar. Doch plötzlich kam das Bettelvolk in Bewegung und wich auseinander.

„Flint an die Tische, ihr Habenichtse!“ rief der Soldat laut über den Hof hin und fragte darauf Matwej: „Was sehen sie Dir denn so zu?“

Matwej wollte ihm sagen, daß er vor den Bettlern Furcht und Widerwillen empfinde und nicht mit ihnen am Tisch sitzen wolle; statt dessen jedoch fragte er Puschkarow, der mit den Gästen nicht allzu zart verfuhr:

„Warum stößt Du sie denn?“

„Auf einen Stoß kommt's bei denen nicht an, mein Lieber...“

„Sie beten doch zum Herrgott für uns!“

„In den Schenken, ja...“

Matwej gestand nun dem Soldaten, daß er sich am liebsten ihrer Gesellschaft entziehen möchte; doch jener meinte stürmisch:

„Nein, das geht nicht — die Sitte verlangt's einmal, daß Du Dich zu ihnen setzt... Ueberwinde Dich nur!“

Der Jüngling bedauerte nun, daß er sich dem Soldaten anvertraut hatte. Er konnte seine Scheu nicht so rasch abtun und ging ins Haus hinein, um nach Pelagia zu sehen. Sie hatte sich in den letzten vierundzwanzig Stunden zum Erschrecken verändert: ihre Nase war ganz spitz geworden, die Wangen waren gelb und eingefallen, die Backenknochen traten hart hervor, und die dunklen Lippen waren qualvoll verzogen. Sie war bei klarem Bewußtsein, als Matwej an ihr Bett trat.

„Ich bin häßlich geworden, nicht wahr?“ flüsterte sie mit schüchternem Lächeln.

„Nein... noch schöner...“ sagte Matwej leise, in tiefer Ergriffenheit.

„Nun wirst Du ganz verwais't sein“, klang vernehmlich ihre Stimme.

„Halte Dich nur an den Soldaten...“, er ist zwar einer aus der Vorstadt; doch ein guter Mensch..., um Christi willen wird er Dir beistehen... Ich möchte' über Dich mit ihm sprechen..., nur einen Augenblick...“

„Ich werde ihn herschicken“, sagte er und verließ das Zimmer, in dem zu verweilen ihm so schrecklich war.

Er teilte Puschkarow den Wunsch der Kranken mit und ging dann nach der Badstube, wo er sich auf der Schwitzbank in einer dunklen Ecke verkroch. Das Bad war seit einer Woche nicht geheizt, ein feuchter Dufte von morschem Holz und gebrühtem Birkenlaub erfüllte den Raum, und die Spinnen hatten vor dem Fenster und in den Ecken ihr graues Gewebe gespannt. Matwej sah einer der fleißigen Weberinnen bei der Arbeit zu, und es war ihm, als ob auch sein Herz von einem feinen Gewebe stummer Gedanken fest umspunnen würde.

Er hörte, wie die Wladsjewna und Natafcha ihn riefen, hörte das laute Durcheinander vieler Stimmen im Hofe und verspürte Lust, draußen auf dem Platze, wo die Seiler sonst ihre Laine spannten, sich ins Gras zu legen und dem raschen Fluge der blaugrauen Spätsommerwolken zuzuschauen, die von den Sümpfen der Umgegend heranzogen. Als es im Hofe still geworden war und der Abend zu dämmern begann, verließ er die Schwitzbank, ging in den Garten und erblickte auf der Bank unter dem Apfelbaume

den Soldaten: er streckte die langen Beine von sich, stützte die Arme auf die Knie, neigte den Kopf vor und hatte das Schlucken.

„Na, Du hast Dich ja doch nicht sehen lassen!“ sagte er, die Augen zusammenkneisend — „verachtest wohl das arme Brüdervolk? Na, meinetwegen... Und mit Pelagia geht's zu Ende... ich laß mir nichts weiß machen, nein! Er hat sie auf dem Gewissen, der Verstorbene... Ja, die Weiber waren seine schwache Seite... Gott sei seiner Seele gnädig!.. Auch ich hab' ihn von der Seite kennengelernt... Bin wohl ein alter Hahn, hatte mich aber doch mal verlocken lassen und mir ein Hühnchen angeschafft. ‚Zeig' sie mir mal!‘ sagte er zu mir, und ich tat's. Eins, zwei drei — hatte er sie mir weggeschnappt! Ja, der verstand's, der Rottkopf...“

Matwjej rückte näher an den Alten heran.

„Wenn sie sterben sollte,“ begann er in eindringlich bittendem Tone — „dann wollen wir ihr ein stilles, schönes Begräbniß ausrichten..., ganz ohne Leute, nicht wahr?“

„Der Pelagia?“ rief der Soldat laut und kniff wieder die Augen zusammen. „Ganz im Gegenteil: ein Prachtbegräbniß soll sie haben! Neben dem Alten soll sie liegen...“

„Nein, nicht neben ihm...“

„Doch, grade!“ schrie der Soldat — „sie soll ihn einholen dort im Jenseits, soll mit ihm zusammen vor den Herrgott treten. Sie wird's ihm schon besorgen, dem roten Satan!..“

„Schimpf' nicht, es schickt sich nicht!“ sagte Matwjej.

Der Soldat sah ihn an, schüttelte den Kopf und knurrte vor sich hin:

„Ihr wollt alle wer weiß wie schlau sein und seid doch dumm wie die Sünde!.. Hol euch der Teufel!“

Er schien immer betrunkenener zu werden, schwankte auf der Bank hin und her und drohte jeden Augenblick kopfüber zu stürzen und sich den dünnen Hals zu brechen. Doch plötzlich hob er mit einer leichten Wendung seine Beine auf, beguckte sie, streckte sie lang auf der Bank aus und sagte:

„So—o, nun haben wir's bequem...“

„Das ist nun der Mann, der mir beistehen soll!“ dachte der Jüngling und sah von dem Berauschten weg in den Garten.

Gegen Abend verlor Pelagia das Bewußtsein, und am fünften Tage nach dem Begräbniß des alten Koschemjakin starb sie still und schmerzlos. Matwjej wußte es durchzusehen, daß sie ohne das übliche Trauermahl bestattet wurde. Erst nach langem Widerstreben hatte der Soldat ihm nachgegeben; die Bewirtung der Armen wurde durch eine Spende von drei Pud Fleisch, ebensoviel Weizengebäck und dreihundert Eiern an die Gefangenen abgelöst. Ihr Grab fand Pelagia, wie Matwjej es wollte, fern von der Ruhestätte des alten Koschemjakin, an einer einsamen, dicht mit Geißblatt und Heckenrosen bestandenen Stelle. Neun Tage nach dem Begräbniß säuberte Matwjej selbst den Platz, an dem sich das Grab befand, von allem Unkraut, beschnitt die Sträucher und pflanzte rings um das Grab fünf junge Birken ein: zwei zu Häupten der Toten, hinter dem Grabkreuz, und je eine zu beiden Seiten und am Fußende.



„Na, Junge,“ sagte der Soldat eines Tages in einem Tone, der zugleich freundlich und streng klang — „nun bist auch Du der Herr Deines Lebens! Jetzt heißt es die Augen offen halten! Da ist zum Beispiel der neue Hausknecht, sie Dir ihn mal an — heda, Schatir!“

J irgendwoher aus einem Winkel des Hofes kam langsam ein junger Tatar heran, nahm die mit Fuchspelz besetzte Mütze vom Kopfe, zeigte lächelnd seine weißen Zähne und verneigte sich schweigend.

„Da ist er, der Teufelskerl!“ rief der Soldat, gab dem Tataren zum Zeichen seines Beifalls einen Klaps auf den Rücken und drehte und wendete ihn wie ein neues Pferd vor dem jungen Hausherrn hin und her. „Da — wie aus Erz gegossen ist er! Wie aus Eisen!“

Der Hausknecht führte gutmütig lächelnd alle Wendungen aus, die der Soldat ihm vorschrieb, und sah dabei mit seinen grauen, schräg stehenden Augen Matwej unverwandt an. In seinem bis über die Knie hinabreichenden blauen Hanfhemd, dem weißen Schurz, den sauberen Fußlappen und neuen Basttschuhen und der runden lila Kappe auf dem glattrasierten, kugelförmigen Kopfe machte er einen neuartigen, soliden, ansprechenden Eindruck. Seine Augen blickten ernst und frei, und das sympathische Gesicht mit den stark vorspringenden Backenknochen wurde durch den dunklen Rahmen des weichen Bartwuchses, der die scharfgeschnittenen Lippen unter dem gestutzten Schnurrbart freiließ, in vorteilhafter Weise verlängert.

„Sehr gute Soldat!“ sagte er, nach Puschkarew hinblinzeln.

Matwej lächelte verlegen und wußte nicht, was er erwidern sollte. Doch Schatir half ihm aus seiner Verlegenheit und fuhr, ihm die Hand reichend, fort:

„Gib Hand, Hauswirt! Werden zufrieden sein — Du mit mir und ich mit Dir...“

Und plötzlich umfaßte er den Soldaten mit seinen Armen, hob ihn in die Luft empor und trug ihn irgendwohin, wobei er rief:

„Heda, jetzt zeig' mal — wo ist Brett? Wo ist Schrubbhobel und ganzer Dein Kram?“

Matwej lachte, senkte leicht auf und begab sich in die Stadt.

Bei Lebzeiten des Vaters hatte er sich in Gedanken viel mit seiner Vaterstadt Oturow beschäftigt und war ungehalten darüber, daß man ihn nicht auf die Straße ließ. Er dachte sich das Leben in der Stadt voll geheimer Reize und lustiger Abwechslung. Wohl hatte der Vater sich bemüht, ihm eine geringschätzige Meinung von den Leuten da draußen und Mißtrauen gegen die einzusößen, doch hatte dieses feindselige Gefühl in der Seele des Jünglings noch nicht tief Wurzel gefaßt und sein Interesse für die Stadtleute noch nicht ertötet. Mit empfänglicher Seele schritt er durch die Gassen dahin und beobachtete alles, was das Leben und Treiben von Oturow ihm vor die Augen stellte, mit teilnehmender Aufmerksamkeit.

Vor allem fiel ihm auf, daß es in Oturow niemand eilig hatte mit dem Leben, daß alles in einem sanften, gleichmäßigen Tempo, mit einer gewissen

Behäbigkeit vor sich ging und daß, wenn die Leute einander begegneten, sie jedesmal Zeit fanden, eine ganze Weile stehenzubleiben und gemütlich miteinander zu plaudern. Dort sah er zum Beispiel zwei Frauen auf der Straße, die eine mit einer Wassertrage auf den Schultern und zwei gefüllten Eimern daran, die andere mit einem Paket unterm Arme. Die Frau mit den Eimern beugte den Nacken vor, schob ihre Last von einer Schulter auf die andere und sagte mit einem Seufzer:

„Ach, nun ist schon wieder der Donnerstag da!“

„Ja, ja, die Zeit vergeht rasch, meine Liebe...“

„Morgen muß man schon wieder den Teig zum Kuchen antühren...“

„Womit bäckst Du ihn denn diesmal?“

„Eigentlich müßte ich der Jahreszeit nach Kohl oder Mohrrüben nehmen, aber mein Mann ißt ihn so nicht gern...“

Sie schielten nach Koschemjatin hinüber, der gerade vorüberging, und die Frau mit dem Bündel sagte zu der andern:

„Geh doch mal zu Chrijapows, meine Liebe, die haben einen jungen Stier geschlachtet: vielleicht verkaufen sie Dir die Leber. Ach, wie gern ess' ich Leberpastete!“

Die Frau mit den Wassereimern antwortete langsam, ohne den Blick von dem Vorübergehenden abzuwenden:

„Ja, die Chrijapows — die würden ihre eignen Kinder verkaufen! Die wissen aus allem etwas zu machen! Und den Stier haben sie auch nur geschlachtet, weil er die Abzehrung hatte...“

Nun steckten beide die Köpfe zusammen und plauderten flüsternd weiter. Matwej Koschemjatin merkte, daß von ihm die Rede war, und beschleunigte unwillkürlich seinen Schritt. Am Ende der Gasse angelangt, sah er sich um: noch immer standen die beiden Frauen da, schüttelten den Kopf und schauten hinter ihm her.

Alles erschien Matwej neu und ungewohnt in dem Städtchen. Dort schwankt ein hochbeladener Heuwagen, von dem ein dumpfer Geruch ausgeht, durch die Straße daher; der müde Gaul, der ihn zieht, tritt langsam, Schritt für Schritt, dahin, sein Kopf ist mürrisch gesenkt, und die flugen Augen blicken aufmerksam auf den Weg, der dicht mit Knochen, Eierschalen, schmutzigen Lumpen und sonstigen Abfällen bedeckt ist. Aller Abhub des Lebens von Djurow liegt hier auf der Straße; nur Papierschnitzel sind selten, und wenn der Wind ein zerknülltes weißes Blatt daher jagt, erschrecken die Späßen, Hühner und Dohlen, die sich auf der Gasse tummeln, bei dem ungewohnten Anblick. Ein Hund läuft mürrisch vorüber, unter einem Hoftor kriecht ein anderer hervor; sie beriechen sich gegenseitig, und der eine läuft weiter, während der andere sich vor das Tor setzt, den Kopf zum Himmel emporhebt und ein leises Geheul ausstößt.

Auf dem grauen Wachturm bewegt sich trägt die Gestalt des Feuerwächters in einem rosa Hemd ohne Gürtel; man hört ihn gähnen und brummen, und hoch am Himmel, über dem Turme, läßt ein Weiß seinen hungrigen Schrei ertönen. Mauererschwalben schwirren vorüber, und vom Felde tönt die Rohrflöte des Hirten Nikodem, der nicht ganz richtig im

Kopfe ist. Im Kloster wird zum Abendgottesdienst geläutet — aus den Haustüren kommen die grauen Gestalten gebückter alter Frauen heraus, die sich bekreuzen und an den Zäunen entlang zur Kirche trippeln.

Es scheint, als sei dieses ganze stille Leben auf der Erde erst mit blassen, verschwimmenden Farben angedeutet, als sei es noch nicht genügend beseelt, als fehlten ihm noch die raschen, bestimmten Bewegungen, das fröhliche Lachen, die munteren Worte, als empfinde es noch nicht die rechte Lust daran, in der durchsichtigen Herbstluft, unter dem hellen Himmel, auf dem buntgeschmückten Teppich der Erde zu pulsieren...

In der Schützenstraße wohnten und trafen sich die vornehmsten Leute der Stadt: die Esuchobajews, die Tolokonnikows, die Brüder Chrijapow, die Maslakows, die weit und breit in der Gegend als die flottesten Jungen und die streitbarsten Ringkämpfer galten, endlich der fraushaarige alte Hüne Basunow. Sie begegneten dem jungen Koschemjatin mit unfreundlichem Blick und erwiderten kaum seinen Gruß. Sie schritten noch fragiger und schwerfälliger als die übrigen Bürger in den Straßen umher, sprachen laut und herrisch und unterhielten sich, wenn sie des Sonntags in ihren Gärten oder auf den Bänken vor dem Tore saßen, über die Straße hinweg miteinander.

„Ich habe den Treffkönig, die Trumppdame und die Trumppacht...“

„Manu? Hast Du da nicht etwas nachgeholfen?“

„Und der hat hier die ganze Hand voll Trümpfe: das As, den König, den Buben...“

„Ganz gewiß hat er betrogen!“

„Ich habe also neunundzwanzigeinhalb, und er hat einunddreißig...“

An einer andern Stelle ließ sich folgendes Zwiegespräch vernehmen:

„Sag' mal, Wassil Petrow, warum hast Du den Wischka vorhin verhauen?“

„Der Bengel hat der Kaze den Schwanz mit Schusterpech eingeschnitten...“

Eine zweistimmige Lachsalve folgte diesen Worten.

Am Sonntagabend brodelten in den Häusern und Gärten die Esamoware, und die Familien der soliden Leute saßen im Feiertagsanzug eng um den Tisch herum und tranken Tee mit frischem Fruchtsaft oder mit neuem Honig. Munter klapperten die zinnernten Teelöffel in den Gläsern, im Käfig am Fensterpfeiler sangen die Vögel; gemächlich, ohne Hast, zog sich die Unterhaltung hin, es roch nach Kohlendunst, nach fetten Pasteten, Pomade, Brennöl und Birkenenteer, und durch das Gezweig der Holunderbüsche und jungen Akazien blickten neugierig feste Mädchenaugen auf die Straße.

„Wie ich gestern von der Nachtmesse nach Hause ging,“ erzählte jemand, „sah ich den Spritzenwächter auf dem Marktplatz liegen, mitten im Schmutz...“

„Darum hat er auch gestern nicht mitgesungen!“

„Ganz zerzaust lag er da, ganz schamlos entblößt... Lissaweta, geh beiseite, mein Kind...“



Die Unterhaltung der Familienväter dreht sich um wichtigere Dinge:  
„Seit die Bauern keine Pacht mehr zu zahlen brauchen, haben sie sich ganz dem Trunke ergeben...“

„Das macht alles die Freiheit...“

„Ja, die ist an allem schuld...“

„Früher ließ ihnen der Gutsbesitzer einfach das Leder vollhauen.“

Der alte Stuger Basunow saß auf der Bank vor dem Tore und gab in fließender Rede gleichfalls seine Meinung über die neuen Zeiten kund:

„Da haben sie nun Gott weiß wieviel Geld angefertigt, darum ist jetzt das Geld auch so billig; früher kostete das Pfund Fleisch eine Viertelkopeke, und jetzt muß man drei Kopeken in Silber dafür geben!“

Basunow galt in der Stadt als der beste Kenner der alten Zeit, und war als geschickter Erzähler bei alt und jung bekannt.

Man sprach von kirchlichen Angelegenheiten, man schalt mit gebührender Vorsicht die Beamten und erzählte sich gegenseitig die Träume, die man in der Nacht oder auch am Tage gehabt.

„Lag ich da gestern nachmittag auf dem Bett und machte ein Schläfchen, und mit einemmal träum' ich, daß mein Großvater auf mir liegt...“

„Und ich, mein Lieber, hatte heute nacht ein ganz merkwürdiges Traumgesicht, das ich mir gar nicht erklären kann: ich gehe an einer Kirche vorüber, ganz weiß war sie, und ich will die Mütze abnehmen, mit der Mütze zugleich aber heb' ich meinen Kopf von den Schultern! Ich stehe da, und halte den Kopf in den Händen, und weiß nicht, was ich damit anfangen soll...“

Auf der Straße hüpfen fest und unverfroren glattgesiederte Dohlen umher, sie fliegen auf die Zäune und schreien irgend etwas in die Welt hinaus. Vom Felde her ertönt der Ruf des Riedhuhns, aus der Vorstadt klingt Harmonikaspiel herüber, irgendwo weint ein Kind, und der Schlosser Koptew, ein stadtbekannter Trunkenbold, geht, mit der Schulter an den Zäunen entlang schurrend, durch die Gasse und murmelt, bitterlich schluchzend:

„Ja, ja, ich bin ja schuld... Da habt Ihr mich, ich bin schuld... Da, schlägt mich, prügelt mich... seid so freundlich!...“

Und fern im Westen leuchtet über alledem mit rötlichem Glanze die alte, strahlenlose Sonne des ringsum von sumpfigem Waldgebiet umgebenen Dkurow...

Als der junge Koschemjakin so langsam an all diesem friedlichen Leben und Treiben vorüberging, empfand er etwas wie Neid in seinem Herzen: er hätte zu diesen Menschen hingehen, mit ihnen zusammen am Tische sitzen und ihren umständlichen Reden lauschen mögen, in denen die Schilderungen der Einzelheiten so überwogen, daß es schwer war, im flüchtigen Vorbeigehen den tieferen Sinn des Gesagten zu ergründen.

Einmal jedoch, als er, in Nachdenken versunken, am Garten der Maklakows vorüberging, drangen zwei häßliche Worte an sein Ohr:

„Der hat's mit seiner Stiefmutter gehalten — hu hu!“ sagte jemand, und als er hinsah, erblickte er das Gesicht eines schwarzäugigen Mädchens, das über den Zaun blickte, ihm die Zunge wies und verschwand. Unwillkürlich war er zusammengezuckt bei ihren Worten.

Ein andermal rief ihm eine lustige Stimme aus einem Fenster zu:  
„Heda Du — fall nicht wieder in Ohnmacht!“

„Was soll das heißen?“ fragte sich Matwej verwundert, dachte über den Zuruf nach und erinnerte sich des Abenteurers mit Nataſcha.

„Alles wissen sie!“ sprach er bei sich, und er fühlte sich nicht gerade getränkt, sondern fand es nur seltsam, daß die Leute so unfreundlich gegen ihn waren, und dachte unwillkürlich über die Ursache ihres Verhaltens nach.

Als er eines Tages am Fenster der Basunows vorüberging, hörte er folgendes Gespräch:

„Da läuft schon wieder der junge Koschemjakin vorüber...“

„Was hat er eigentlich immer in den Straßen herumzustrolchen?“

„Laß ihn nur! Bei uns dürfen doch selbst die Schweine ungestört auf der Straße herumspazieren...“

„Ich kann diese Tagediebe nicht leiden — noch dazu einen, der...“

Matwej wartete nicht ab, was noch weiter folgen würde.

Am meisten ärgerte er sich über den Polizeimeister, der in derselben Straße wohnte. Des Sonntags pflegte er vom Mittag bis zum Abend am Fenster zu sitzen, rauchte seine Pfeife mit dem ungewöhnlich langen Pfeifenrohr, räusperte sich laut und spuckte zum Fenster hinaus. Sein Bart war rasiert, bis auf den gelblichen Schnurrbart und zwei von diesem nach den Schläfen reichende graue Backenbartsstreifen, die sein Gesicht dem eines Hundes ähnlich machten. Matwej zog die Mütze vor ihm und verneigte sich höflich.

„Arr—tsu!“ lautete die Antwort des ausspuckenden Polizeimeisters.

Einmal spuckte der Polizeimeister Matwej gerade auf das Wams. Der junge Mann warf beleidigt den Kopf in den Nacken, der Polizeimeister aber beugte sich aus dem Fenster und schrie, mit der Pfeife in der Luft herumfuchtelnd:

„Was ist denn das? Den Leuten in die Fenster zu gucken... Unverschämtheit!“

Matwej erschrak und lief davon.

In der Allee am Flußufer pflegten die Geislichen, Beamten und Modedamen der Stadt spazieren zu gehen; auch dort bezeugte man dem jungen Manne ein auffallendes Interesse.

„Nein, wie er aussieht!“ rief einmal eine nicht mehr ganz junge Dame in einem rosa Kleide und grünem Federhut. Ein Herr in grauem Hute und karierten Beinkleidern, der neben ihr herging, sagte laut:

„Wollen Sie ihm nicht einen Kuß geben? Er dürfte freilich stark nach Zwiebel duften!“

„Ach, Sie Spötter!“

„Und seinen Haferbrei wird er wohl mit Hanföhl essen.“

Der Herr in den karierten Beinkleidern klopfte mit seinem Spazierstock gegen den Zaun und rief Matwej nach:

„Heda, Du in dem Bauernwams da — komm mal her, Bursche!“

Koschemjakin wandte sich hastig nach einem nahegelegenen einsamen Platz, auf dem um jene Zeit eine neue Kirche errichtet wurde, und versteckte sich dort, von Scham und Unwillen erfüllt, zwischen den Ziegelhaufen.

Er spürte in sich das Verlangen, sich über diese Spießbürger zu erheben, wollte mehr sein als sie und Eindruck auf sie machen. In dieser Absicht begann er zunächst, seinem Aeußeren größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, trug sturzerhafte Stiefel und ließ die feinen Hemden des Vaters für sich umarbeiten. Eines Tages jedoch, als er vom Gottesdienst heimging, hörte er ein paar Mädchen spöttisch in seinem Rücken flüstern:

„Ei, du meine Güte — wie er sich herausgeputzt hat!“ sagte die eine, und die andere meinte:

„Nichtig wie ein Truthahn!“

Es war ihm, als schauten die Fenster aller Häuser voll Hohn und Spott auf ihn, und als läge in den Augen aller Leute, die ihm begegneten, nur Mißtrauen und Haß. Nur selten einmal traf ihn ein sanfterer Blick, und er glaubte zu bemerken, daß gerade die älteren Frauen ihm freundlicher gesinnt waren.

Mit Vorliebe ging er nach dem „Hahnenberg“, einer Stadtgegend, die weit draußen nach dem freien Felde hin lag und eine weite Aussicht nach den Anhöhen und Wäldern der Umgegend hatte. Ganze Reihen kleiner Häuschen erhoben sich dort, niedrige Zäune liefen von einem Hause zum andern, und aus den Böttcherwerkstätten in den Höfen schallte lautes Hämmern und Pochen. Auch hier aber fand Matwjej einen Widersacher: es war der Schuster Sjetunow, der mit seiner Arbeit vor seinem alten Häuschen zu sitzen und die Vorübergehenden mit Spottversen zu begrüßen pflegte. Er selbst machte einen ebenso kläglichen und verwitterten Eindruck wie seine windtschiefe Hütte; er hustete und krächzte in einem fort und ließ das besondere Talent, das in ihm steckte, nicht vermuten. Sah er den herausgeputzten jungen Burschen von weitem ankommen, dann kreuzte er die Arme über der Brust, ließ einen durchdringenden Pfiff ertönen und blickte wie verloren in die weite Ferne, als wenn er nur so ein wenig ausruhen wollte. War dann Matwjej ganz in seiner Nähe, so sprang er wie in jähem Schreck empor, verneigte sich tief vor ihm und sagte zu ihm mit komisch verstellter Füstelsstimme:

„D, Vergebung — machen sich wohl hier Bewegung?“

Oder auch:

„Ei, Herr Hahn — wohin führt Ihre Bahn?“

Anfangs fand Matwjej die Reime des Schusters ganz belustigend, bald jedoch machten ihn die spöttischen Anspielungen des hinfälligen Menschen verlegen.

„Sag', mein Freund, was suchst Du nur? Suchst — und findest keine Spur!“ begrüßte ihn der Schuster eines Tages.

„Er hat eigentlich recht,“ sagte sich Koschemjakin — „was suche ich hier eigentlich?“

Und er begab sich nach dem Friedhof, um nach den Birken an Pelagias Grab zu sehen. Zwei von ihnen hatte irgendein unnützer Mensch kurz, nachdem Matwjej sie gepflanzt hatte, mitten entzweigebrochen, eine hatte er herausgerissen und mitgenommen. Matwjej pflanzte ein paar neue Bäumchen, setzte auch noch eine junge Lanne auf das Grab, zog eine



breite Umfriedung um das Ganze und stellte eine Bank hinein. Mit Vorliebe begab er sich nach diesem stillen Winkel, saß da im Schatten der Holunder- und Weißdornbüsche, lauschte dem Gezwitz der Vögel, beobachtete das Spiel des Sonnenlichts und den Zug der Wolken und ließ die Eindrücke, die er in den Straßen der Stadt empfangen hatte, an seinem Geiste vorüberziehen. Auch an Korenew, den Küster, dachte er zurück, und er hatte den lebhaften Wunsch, wieder solch einem wackeren, verständigen Menschen zu begegnen, mit dem er des Abends seine Gedanken austauschen und über den Vater, über Pelagia, über sich selbst und die Leute in der Stadt sprechen könnte.

„Wenn dieser Mensch so eine Tochter hätte, die er mir zur Frau gäbe!“ ging's ihm durch den Sinn.

Er begann nun auch nach den Mädchen in der Stadt zu schauen. Das wurde sogleich bemerkt, und die jungen Burschen lachten häufig höhnisch und boshaft hinter ihm her. Kam er aufs Feld hinaus, wo das junge Volk sich beim Ballspiel oder sonstwie vergnügte, so bekam er gar manche anzügliche Bemerkung zu hören:

„Heda, Du — verdreh' Deine Augen nicht so, sonst müssen wir sie Dir zurechtpuffen!“

Oder man riet ihm wohl auch:

„Geh erst mal zur Esomicha in die Schule, bevor Du hierher kommst!“

„Ach, das braucht er nicht — er ist so schon ein Gelehrter!“

Von Puschtarew und den Gesellen hatte Matwej erfahren, daß die Esomicha ein schmutziges, dickes altes Weib war, das für eine Flasche Branntwein und ein Pfund Weißbrot die Jugend der Stadt in den Angelegenheiten der Liebe unterwies.

Die Kinder wurden von den Erwachsenen gegen ihn geheßt und riefen ihm nach:

„Witwer! Witwer! Hat's mit der Stiefmutter gehalten!“

Blas und verwirrt hörte er diese Worte, schwieg jedoch und dachte nur voll Befremden:

„Was geht Euch das alles an? Wenn ich schuldig bin, so bin ich es nur vor dem Vater... und vor Gott... Warum mischt Ihr Euch darein?“

Er ließ all die Spottreden und Kränkungen, die ihm zuteil wurden, unerwidert und merkte nicht, daß seine Bescheidenheit, sein verlegenes Lächeln, sein zielloses Hinundherwandern in der Stadt und sein linksches Wesen bei den Leuten, mit denen er so gar nicht in Beziehungen zu kommen verstand, nur ein mitleidiges Achselzucken hervorrief, wie es etwa einem Idioten, einem Bettler oder irgendeinem närrischen Sonderling zuteil ward.

In seinem Innern aber wuchs unbemerkt das Bestreben, das äußerlich friedliche, von träger Langeweile, unbegreiflicher Härte und heimlicher Sehnsucht erfüllte Leben dieser Menschen zu begreifen. Es schien ihm, daß, wenn er alles, was er sah und hörte, in einer gewissen besonderen Ordnung still für sich zerlegte, untersuchte und eingehend überdachte, sich für all das Unerfreuliche, das ihm entgegentrat, doch vielleicht eine befriedigende Erklärung und Rechtfertigung finden würde, daß ein einziges, alles umfassendes

Wort, eine Lösung gietwam, ihm mit einemmal das Wesen dieser Menschen enträtseln und ein Band zwischen ihm und ihnen herstellen würde.

Fast ungeheuerlich waren freilich zuweilen die Erscheinungen, die ihm entgegentraten. So stand er einmal am frühen Morgen auf dem Bauplatz, auf dem die neue Kirche errichtet wurde, und sah, wie die Maurer einen schwarzen Hund in die Kalkgrube warfen. Der Kalk war noch nicht gelöscht, er siedete und brodelte noch, und der Hund ward ganz verbrüht: die Augen waren ihm schon ausgebrannt, und er winselte und schnappte nach Luft und machte krampfhaftige Anstrengungen, aus dem siedenden Brei herauszukommen, die Arbeiter aber standen lachend in dem weißen Dampf und Staub rings um die Grube, lachten und schlugen mit den langen Rührhölzern nach dem Kopfe des Tieres.

„Warum quält Ihr den Hund so?“ fragte Matwej.

Ein junger Bursche mit rundem, pausbäckigem Gesicht und kalkbepudertem Schnurrbärtchen versetzte spitz:

„Ist es Dein Hund?“

„Nein.“

„Dann kümmere Dich nicht — es macht uns eben Spaß, zuzusehen, wie er dort so herumplätschert.“

Und ein zweiter Arbeiter erklärte:

„Er ist hier so herumgelaufen... na, und mit einemmal ist er da hineingeplumpst, der dumme Rötter. Wir wollten ihn herausziehen, aber er war gar nicht zu fassen — ist wohl blind geworden, glaub' ich... laß ihn schon...“

Matwej ließ betroffen den Kopf sinken und ging davon: er hatte selbst vorher gesehen, daß eben dieser dunkelblonde, stumpfnäsige Bursche den Hund an sich gelockt, gestreichelt und mit einem Fußtritt in den Kalksud geschleudert hatte, wobei er den Genossen zurief:

„Taucht ihn! Taucht ihn unter!“

Ein andermal sah Matwej den kurzbeinigen „Beamten“ Tschernolastin, der am Begräbnistage des Vaters sich ihm als gottbegnadeter Narr vorgestellt hatte, durch den nach allen Seiten auseinanderstreichenden Straßentot gleich einer runden Sonne daherkugeln: ein Schwarm von Kindern jagte pfeifend und johlend hinter ihm her, und einzelne rannten voraus, nahmen Kotklumpen von der Straße auf und warfen sie nach dem welken, zitternden Gesicht des Männchens, wobei sie sich bemühten, ihn gerade in die hilflos blickenden, von ohnmächtigem Zorn erfüllten Augen zu treffen. Er war schon von Kot bespritzt, der an seinem unförmlichen, am Kinn beginnenden und bis auf die Knie herabhängenden Leibe niedertröpf, die kleinen Uebeltäter gaben ihm jedoch keinen Mardon, sondern hüpfen und sprangen um ihn herum und riefen ihm, mit den Händen fuchtelnd, zu:

„Peter Tschernolastin! Alter Sauffack! Hat im Loch gefressen — hat Salz gestohlen und seine Frau verkauft! Alter Sauffack, ho!“

Aus den Fenstern steckten die Erwachsenen die stumpfsinnigen Gesichter heraus und sagten in einem Tone, der mehr billigend als tadelnd klang:

„Nein, diese Kinder — seht doch, nun sind sie wieder hinter dem Beamten her!...“

Und eine zornige Weiberstimme schrie drohend dazwischen:

„He, Koska, hast wieder die neuen Stiefel angezogen, Du Bengel?“

„Warum verfolgt Ihr den Mann?“ frazte Matwej einen Lockenkopf mit sommersprossigem Gesichte, der ganz außer Atem war.

„Schon vom Kloster an... jagen wir ihn!“ versetzte der Gefragte kedd.

„Weshalb denn?“

„So-o...“

„Laßt ihn doch in Ruhe!“ sprach Koschemjakin, sich vorsichtig umsehend, mit leiser Stimme zu dem Knaben. „Sieh doch, wie abgeheßt er ist!“

„Ich bin selber abgeheßt!“ erwiderte der Kleine und wischte sich das schweißbedeckte Gesicht mit dem Hemdärmel ab.

Ein älterer Knabe, mit kleinen Mauseohren und spitzer Nase, sagte in vorwurfsvollem Tone:

„Wenn er ein richtiger Narr wäre, würden wir ihn in Ruhe lassen...“

Noch zwei, drei Stimmen werden laut:

„Den Moscha lassen wir in Ruhe...“

„Wir jagen immer nur den hier und die Hundemutter...“

Der spitznastige Knabe trat zur Seite, stützte die Ellbogen in die Hüften und fragte:

„Bist Du nicht der Koschemjakin?... Der es mit seiner Stiefmutter gehalten hat?“

Und Hals über Kopf stürzte er davon, den andern nach, die schon wieder den Beamten jagten.

An der Ecke der Feldstraße stand die Ruine eines niedergebrannten zweistöckigen Hauses. Das Haus war augenscheinlich schon vor langer Zeit abgebrannt: Regen und Schnee hatten die Kohlenreste von dem angefangenen Gebäud fast ganz abgewaschen. Durch die offenen Fenster des oberen Stockwerks blickte der Himmel hinein, während die Fenster des unteren Stockwerks mit Brettern vernagelt waren. In den öden, dunklen Räumen dieser Ruine hauste die „Hundemutter“, eine alte Frau von hoher, gerader, stämmiger Gestalt, die barfuß in der Stadt umherzugehen pflegte. Kopf und Schultern hatte sie in einem grauen Schal gewickelt, während ein zerfetzter Rock und eine ebensolche Jacke ihren übrigen Körper ganz dicht, wie die Rinde den Baum, umgab. Unter dem Schal, der über ihre Stirn herabfiel und auch ihr Kinn verbarg, blickten ein Paar runde Eulenaugen zornig hervor, und eine große Nase, wie aus Eisen geformt, starrte unbeweglich in die Luft. Festen Schrittes ging sie daher und muß den zurückgelegten Weg mit einem dicken Stocke aus Rußbaumholz, den sie kräftig schwang. Sie klopfte gebieterisch an die Fenster der Häuser, und wenn der Besitzer den Kopf heraussteckte, sprach sie zu ihm mit unangenehm heiserer, rauher Stimme:

„Reich mir ein Almosen!“

Hinter ihr her lief beständig eine ganze Herde von unden, alte, solide Hofhunde mit schäbigem Fell und grauem Haar um die mürrisch verzogenen



Schnauzen, ruppige Köter mit eingezogenen Schwänzen und scheuem, hungrigem Blick, die offenbar schon alle Selbstachtung verloren hatten, magere Hündinnen, die ihre Nasen neugierig in alle Winkel steckten, und muntere junge Hündchen, die aus den naiven Kenglein erstaunt in die Welt hinausblickten und die rothigen Zungen zum Maul heraushängen ließen. Sie alle umschlang wie ein einigendes Band das Gefühl der Unabhängigkeit von den Menschen, das den Parasiten ganz besonders eigen zu sein pflegt, sie lebten und bettelten stets mit ihrer Nährmutter zusammen, die ihnen oft das Almosen, das sie eben empfangen hatte, gleich vor den Augen des Spenders als Beute hinwarf.

Man fürchtete sie, und es hieß, daß sie mit den Mächten der Hölle im Bunde sei und daß die Hausgeister ihr gehorchten — sie brauche nur zu wollen, und schon verlören die Kühe die Milch, die Hühner bekämen den Pips, und die Pferde würden von bösen Kobolden gehekt. Man glaubte auch, sie könne den Menschen Geschwülste, Fieber, Krämpfe und die Abzehrung anheben.

Sie erhielt reichliche Almosen und nahm sie schweigend entgegen. Man legte ihr dafür auch keine Verpflichtungen auf, und wenn jemand aus Gewohnheit zu ihr sagte: „Bete für das Seelenheil des verstorbenen A. A.“ oder: „Für die Genesung des P. P.“ — dann brummte die Hundemutter vor sich hin: „Unflun, wozu das?“ — und warf die Gabe, die sie soeben empfangen hatte, ihren vierbeinigen Begleitern hin.

Matwej kannte ihre Lebensgeschichte: er hatte gehört, wie die Blasjewna einmal der Stiefmutter erzählte, der Besitzer des in der Nähe der Stadt gelegenen Dorfes Wosmodino habe sie einmal vor langer Zeit als junges Fräulein nach Oskrow gebracht, habe ihr da ein Haus gebaut, eine Zeitlang mit ihr zusammen gelebt und sie dann verlassen. Darauf sei sie bei den Beamten des Kreises von Hand zu Hand gegangen, sei krank und alt geworden und habe es sich als Buße für ihre Sünden auferlegt, bis ans Ende ihrer Tage nur mit Hunden zusammenzuleben.

Matwej erinnerte sich, daß Pelagia damals leise und nachdenklich sagte: „Vielleicht hat sie das darum getan, weil ihr die Menschen schon gar zu widerwärtig waren!“

„Was redest Du da, Mütterchen“, hatte die Blasjewna erwidert, „die Menschen hat doch Gott der Herr erschaffen!“

„Und sie?“ fragte Pelagia, nachdem sie eine Weile nachgedacht hatte.

„Was — sie?“

„Wer hat sie, die Hundemutter, erschaffen?“

Die Blasjewna hatte darauf Pelagia in lehrhaftem Tone den Unterschied zwischen Hunden, Menschen und der Hundemutter dargelegt, und er erinnerte sich noch des spöttischen Gesichtsausdrucks, mit dem der Vater ihre Ausführungen angehört hatte.

Die Kinder folgten der Hundemutter zunächst nur von weitem und warfen aus der Ferne mit Steinen nach ihren Vierfüßlern. Erwischten sie sie jedoch irgendwo in einer stillen Gasse oder auf einem einsamen Plage, dann umringten sie sie plötzlich und schrien:

„Hundemutter, zeig' Deinen Paß!“

Sie blieb stehen, hob ihren Rock hoch empor, zeigte ihnen die gelben Beine und den Leib, und sagte mit dumpfer Stimme:

„Da habt Ihr... meinen Paß!..“

Die Kinder quiekten und lachten und warfen mit Steinen und Kot nach ihr; sie aber wandte sich mit dem Gesicht nach ihnen um und wiederholte nochmals, ohne mit den Eulenaugen zu blinzeln:

„Da habt Ihr... meinen Paß!..“

Zuweilen suchte irgendein Erwachsener, der die Szene beobachtete, die Kinder zu beschämen und rief ihnen zu:

„Habt Ihr's nun gesehen? Schämt Euch was, Ihr freches kleines Volk!“

Ein unheimliches Gefühl der Pein und der Furcht befiel Matwej, wenn er die Unglückliche sich so schamlos entblößen sah: er schloß die Augen, und es schien ihm, als seien all die Kinder und Hunde aus diesem graugelben, zottigen Leibe entsprungen, der ihn an die trostlos einförmigen alten Hügel rund um die Stadt erinnerte.

Nicht selten traf Matwej in den Straßen auch den schwachsinrigen Mjoscha, im langen grauen Leinwandhemd, mit offener Brust und einem großen Messingkreuz darauf. Den schmalen Oberkörper vorneigend und den dünnen, schwarzen Hals weit herausstreckend, lief Mjoscha eilig durch die Gassen, wobei er sich mit der rechten Hand am Gürtel festhielt und zwischen den Fingern der Linken beständig ein Holzflöschchen drehte, das durch die stetige Reibung schon ganz glatt poliert war, — es machte den Eindruck, als verfolge er etwas, das sonst für jedermann unsichtbar war und ihm immer wieder entschlüpfte. Seine dünnen, schwachen Beine klapperten über das Holzrottoir, und die trockene Zunge murmelte dabei beständig:

Es war einmal ein langer Tapp,

Der nahm das Geld den Leuten ab...

Die Erwachsenen wichen ihm aus und bekreuzten sich, und die Kinder liefen, wenn sie auf ihn stießen, ängstlich zur Seite. Selbst der tapfere Polizeidiener Antubin, ein Escheremisse, der es ganz allein mit einer Schar von trunkenen Handwerksburschen aufnahm, ging Mjoscha aus dem Wege und legte, scheu mit den Augen blinzeln, seine Fäuste auf den Rücken, sobald er ihm in den Wurf kam.

## XII.

An den Markttagen ging Koschemjatin auf dem Marktplatz umher und belauschte das Gezänk der Stadtleute mit den Bauern. Die Männer vom Lande waren stämmig und bärtig; sie glichen moosbedeckten, kernigen Baumstümpfen; die Bürger erschienen neben ihnen klein, und sie hatten in ihrem geschäftigen Wesen etwas Hastiges, wie die Ratten, die sich um die Hütte eines Kettenhundes tummeln. Die meisten Stadtleute verhehlten die Geringschätzung nicht, die sie den Bauern gegenüber hegten; nur wenige zogen es vor, ihnen mit geheuchelter Freundlichkeit zu begegnen. Sehr oft bekamen die Bauern Worte wie die folgenden zu hören:

„Zu Eurem Verderben hat man Euch die Freiheit verliehen, Ihr Tölpel!“

„Wie teuer sind die Rüben?“ fragte der alte Basunow einen Bauern.

„Drei Silberkopfen das Maß“, lautete die Antwort.

„Was? Viel zu teuer! Du selbst warst noch vor kurzem samt Deiner ganzen Familie, Deine Eltern nicht ausgeschlossen, für drei Kopfen zu haben, und niemand hat Dich haben wollen!“

„Nein, wie wichtig unser Jeremje Petrow ist!“ lachten die Bürger.

Die alte Chrijapowa, die einen Badequast aus Lindenbast von einem Bauern kaufen wollte, schalt diesen so laut aus, daß es über den ganzen Marktplatz zu hören war.

„Gott bewahr' mich, was fällt Dir ein? Du bist doch ein getaufter Christ, und benimmst Dich ganz wie ein Räuber! Zehn Kopfen — was fällt Dir ein? Das ist ja ein Heidengeld!“

Alle Stadtleute waren empört über die Habgier der Bauern, schimpften über die Aufhebung der Leibeigenschaft, die sie eine verderbliche Maßregel nannten, und belegten die Bauern mit allerhand häßlichen Schmähworten. Diese verhielten sich anfangs ruhig gegenüber den Herausforderungen der Städter; hatten sie jedoch erst zwei oder dreimal in der Schenke vorgesprochen, dann waren auch ihnen die Zungen gelöst; sie riefen laut ihre Waren aus und erwiderten die Schimpfworte und Spottreden mit gleicher Münze. Gegen Mittag waren sie fast alle betrunken, und nicht selten wurde der Hader mit den Stadtleuten in handgreiflicher Weise ausgetragen. Dann erschien der Marktaufseher Liesnow, gefolgt von dem Polizisten Antudin und seinem Kameraden Mochojedow, und die Betrunkenen und Raufbolde wurden nach dem Spritzenhause gebracht. Die soliden Bürger aber meinten, sich wichtigtuerisch räuspernd, zu den Bauern:

„Ja, hier bei uns kommt Ihr mit Euren Noheiten nicht weit — hier seid Ihr in der Stadt und nicht in Eurem Walde...“

Mit Erstaunen vernahm Matwej all die Schimpf- und Scheltworte, deren sich die Marktleute in wahren Ueberfluß bedienten, und er wunderte sich darüber, wie geläufig ihnen diese Worte waren, mit welcher Leichtigkeit sie sich ihrer bedienten und wie unempfindlich sie gegen die ihnen zugesägten Beleidigungen waren. Die ganze Atmosphäre des Marktes schien ihm förmlich von einer kalten Bosheit gesättigt, von der die Menschen berauscht wurden, daß sie voll Mißtrauen und Furcht, betrogen zu werden, aufeinander blickten und dabei selbst nur daran dachten, die andern zu betrügen. Es war, als ob auf diesem engen Raume zwischen der Feuerwache und dem Glockenturm der Kirche, den die niedrigen Marktbuden umgrenzten, zwei fremde, einander feindlich gesinnte Völker zusammengestoßen wären.

Zwischen den Streitenden aber krochen gleich Wärmern die Bettler umher, die sich an den Zwist der Parteien nicht kehrten und haben wie drüben ihr Geschäft zu machen suchten. Mitten in dem Lärm und Getriebe des Marktes ertönten ihre scheineheiligen Schmeichelworte:

„Ihr Wohltäter und Ernährer, gedenket unser...“



Nur allzu häufig wird in dem Geschimpf und Gezänt der Name Christi genannt, und er klingt so seelenlos, so hohl, wie irgendein abgebrauchtes Wort, dessen Sinn niemanden mehr bewußt ist.

Neben den Buden der Schnittwarenhändler sitzen die Blinden auf der bloßen Erde — drei verstaubte Gestalten, deren leblose Gesichter wie aus porösem Stein gemeißelt erscheinen. Mit zahnlosem Munde stammeln sie die monotonen Worte ihres Klagegesanges:

Ach, schon müd' sind unsre Knöchelchen,  
Zeit wär's, daß wir fahren in die Gruft,  
Doch noch müssen wir hier Duse tun...

Der junge Peter Tolokonnikow zupft an den roten Härchen auf seiner Oberlippe und sagt im tiefen Baß:

„Da bitten sie nun um den Tod, und sammeln doch Groschen zum Leben...“

Wasja Chriapow guckt mit seinen Itisaugen forschend in die Gesichter der Blinden und meint laut:

„Sind sie denn wirklich blind? Betrügen sie auch nicht?“

Der ungeschlachte, lange Matlatow, der in seiner Bude Heiligenbilder, Tongeschirr und musikalische Instrumente feilhält, schlägt ihm vor:

„Wirf ihnen doch mal eine Handvoll Staub in die Augen!“

Wasja läßt sich das nicht zweimal sagen, er greift eine Handvoll Straßensaub auf und bestreut damit die Gesichter der Blinden. Diese haben jedenfalls schon öfter eine solche Probe ihrer Sehkraft über sich ergehen lassen müssen: sie hören auf zu singen und wischen sich in aller Seelenruhe mit der flachen Hand den Staub vom Gesichte.

Der alte Chriapow fährt dem Sohn für diesen Unfug in die Haare, schüttelt ihn kräftig und hält ihm eine kurze Strafrede. Peter Tolokonnikow blinzelt pfiffig zu Matlatow hinüber und sagt:

„Nein, der alte Wassilij ist doch zu grausam!“

Diese drei jungen Burschen galten als die ersten Spaßvögel auf dem Markte. Sie fingen Hunde, banden ihnen alte Blechimer an die Schwänze und sahen lachend zu, wie die erschrockenen Rösser bellend und winselnd unter lautem Klirren und Dröhnen über den Platz jagten. Sobald es regnete, seiften sie die Bretter des Bürgersteiges ein und hatten ihre Freude daran, wenn die Passanten auf der eingeseiften Stelle ausglitten und hinfielen. Mit Vorliebe warfen sie auch kleine Bündel und Euten, die sie mit irgendwelchem Unrat gefüllt hatten, auf die Straße und hatten ihre Freude daran, wenn jemand den Fund aufhob und sich damit beschmutzte. Sie rissen junge Bäume samt den Wurzeln aus, zerbrachen die Bänke an den Toren, zerstörten durch wohlgezielte Steinwürfe die Starhäuschen in den Gärten und warfen den Leuten verdorbene Eier durch die Fenster.

Doch waren diese drei nicht die einzigen, die sich durch solche und ähnliche Heldentaten auszeichneten: Matwej wußte, daß die ganze städtische Jugend an einer wahren Zerstörungswut krankte. Im Frühjahr wurden die blühenden Fliederbüsche, Apfelbäume und Magnen geplündert; waren

die Kirschen, Himbeeren und Pappel reif, so begann eine wahre Verwüstung der Obstgärten, deren Besitzer die frechen Räuber verfluchten und dabei ganz vergaßen, daß sie es in ihren jungen Jahren nicht besser getrieben hatten.

Den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ließ sich Straße für Straße und Haus für Haus das Schreien und Weinen geprügelter Kinder vernehmen. Sie bekamen Maulschellen, Kopfnüsse und Rippenstöße, sie wurden an den Haaren und an den Ohren gezogen, sie wurden mit Ruten, mit Stöcken und mit Riemen geschlagen. Koschemjakin, der nie eine solche Behandlung erfahren hatte, gedachte mit innigem Danke seines Vaters und achtete ihn nun doppelt hoch.

Die Kinder, die von den Alten so mißhandelt wurden, bedachten sich auch gegenseitig wieder mit Prügel und Spott. Mitleid mit den Tieren kannten sie nicht; im Herbst, wenn die Flugzeit eintrat, fingen sie die Singvögel massenweise ein und quälten sie nutzlos in engen, schmutzigen Käfigen; im Frühjahr legten sie ihnen Schlingen aus Pferdehaaren — geriet ein Vogel in die dünne, feste Schlinge, so brach er sich oft das Bein, und nicht selten wurden die gefiederten kleinen Gefangenen tot in den Schlingen gefunden.

Kinder wie Erwachsene machten den Eindruck von Leuten, die sich nur vorübergehend an diesem Orte niedergelassen hatten: nichts darin schienen sie zu lieben, nichts verschonten sie. Die Gassen waren eng und trumm angelegt, und zwischen den einzelnen Häusern gab es viele öde, mit Unrat und Geröll bedeckte Plätze; fast überall auf den Höfen wuchs dichtes Unkraut, der Wind trug seinen Samen in die Gärten, zwei- und dreimal mußten die Gemüsebeete gejätet werden. In den Obstbäumen wucherten Flechten; sie wuchsen langsam und kümmerlich und gaben schlechte Ernte.

Am peinlichsten jedoch wurde Koschemjakin durch das Verhalten der Bürger von Durow gegen die Frauen berührt. Er fand darin einen bestialischen Zug, und er schloß von diesem auf eine in den finsternen Seelen lauernde grausame Lüsterheit, die, wie er deutlich fühlte, unbemerkt sich auch in seine Seele einschlich, sie vergiftete und unruhige, geile Gedanken in ihr weckte. Wenn er den Spielen der jungen Leute auf dem Felde hinter der Klostermauer zusah, konnte er beobachten, daß selbst halbwüchsige Burschen sich herausnahmen, die Mädchen zu beleidigen: sie kniffen und stießen sie, warfen ihnen Kletten in die Haare, jagten sie beim Fangspiel bis dicht an die Mauer, wo sie sie mitten in den Brennesseln niederzuwerfen suchten. Weinten die beleidigten Mädchen dann, so lockten ihre Tränen nur das zufriedene Lächeln der Burschen hervor, wie es denn bei allen Spielen das Bestreben der jungen Leute war, dem schwächeren Geschlechte Schmerz zuzufügen und so auf rohe Art die Ueberlegenheit der männlichen Kraft zu beweisen.

Koschemjakin verurteilte anfangs dieses Benehmen der jungen Männerwelt von Durow nicht allzu streng. Wenn er sah, wie die jungen Leute gleich Hähnen um die Mädchen herumtrippelten, wie sie ihnen die Schalen der Sonnenblumenkerne und Nüsse auf die Röcke spuckten, wie sie sie mit

den Ellbogen fließen und ihnen wehzutun suchten, dann schmunzelte er insgeheim und dachte nicht ohne ein gewisses Neidgefühl:

„Sie wollen nur zeigen, daß sie sich ungezwungen zu benehmen wissen. . .“

Auch in der Frauenwelt herrschte im übrigen nicht der beste Ton — auch da gab es Streit und Hader im Ueberfluß. Schwestern, Schwägerinnen, Nachbarinnen zankten sich miteinander; die Schwiegermutter prügelte die Schwiegertochter, und die Mutter machte es mit der Tochter nicht besser. Weiberzank ertönte in den Gärten wie auf den Straßen, auf dem Markte wie vor der Kirche. Alle kleinlichen Reibereien, aller Neid, alle Eifersucht wurden aus dem Innern der Häuser auf die Straße hinausgetragen und kamen dort in beleidigenden Worten und wütendem Geschrei zum Ausdruck. Zuweilen schien es dem Jüngling, als ob über die ganze Stadt ein ununterbrochenes Ach- und Wehgeschrei hintöne.

Fast an jedem Feiertage, gegen Abend oder in der Nacht, erscholl irgendwo in der Stadt das herzerreißende Geschrei irgendeiner Frau, und mehr als einmal sah Matwej eine halbnackte weiße Gestalt mit zerzaustem Haar die Gasse entlang laufen. Mit innerem Erschauern gedachte er Pelagias, wie sie das ihr ausgerissene Kopfhaar sich um den Finger wickelte.

Am abstoßendsten aber erschien Matwej die Art, wie die Männer, wenn sie unter sich waren, von den Frauen sprachen: alles, was er früher an unflätigen Worten von den Arbeitern gehört oder als unfreiwilliger Zeuge der schamlosen Gespräche zwischen dem Vater, Puschkarow und der Wlassjewna erlauscht hatte, erweitert sich nun vor ihm zu einer tiefen, schmutzigen Pfütze, in der das Weib, entblößt von den schlüpfrigen Worten, wie von ecklen Blutegeln bedeckt, schamvoll versank.

Der rohe, widerwärtige, zynische Ton, in dem allgemein von den Frauen gesprochen wurde, schuf um den Jüngling eine stidig schwüle Atmosphäre, die ihn bis zur Abstumpfung bedrückte. Es schien ihm zuweilen, als sehe er das Weib nackt und bloß mitten auf die Straße geworfen, wo plumpe, schmutzige Stiefel auf ihrem Schoße — dem Schoße der Mutter — umherstampften und ungebohrne Leben, unerzählte Märcen zuschanden traten. Er war überzeugt, daß alle Frauen — außer der Wlassjewna — ebenso schlicht und lieb, ebenso froh empfänglich für Zärtlichkeiten waren wie Pelagias, daß sie ebenso voll Mitleid für die Menschen waren, wie nach den Erzählungen des Vaters seine Mutter es gewesen: sie alle erschienen ihm wie Mütter, wie gute Schwestern und Bräute, die gleich der Blume, die des Sonnenstrahls harret, den Bräutigam erwarten. Verwandte dem Blute nach, waren sie ihm alle gleich nahe und teuer.

Jetzt aber begann er ihnen gegenüber eine Art heimlicher, begehrllicher Neugier zu empfinden, als ein ihnen Fremder, der ihnen in nichts glich. Mit einem Gefühl der Scham hatte er früher die Erzählungen von ihrem listigen Wesen, ihrer fleischlichen Lust, ihrem verlogenen, ganz auf das Geschlechtliche gerichteten Sinne angehört; nun aber hörte er alle diese Dinge mit aufmerksamem Schweigen an, die Augen zur Erde gerichtet, der vor seinem Blicke das nackte Weib schemenhaft entstieg.



Des Nachts, wenn ihn das Gefühl überkam, daß in seinem bereits vergifteten Herzen etwas ihm Teures, Gutes langsam verwese, und stürmische Begierde seinen Körper durchloderte, weinte er oft hilflos — schmerzlich und bitter war ihm das Bewußtsein, daß jeder neue Tag an seiner Seele einen Raub beging, statt ihr etwas zu geben, daß es kahl und leer in ihr wurde wie auf dem Felde draußen vor der Stadt.

Überall trat ihm Noheit entgegen, in dem trüben Strome des alltäglichen Lebens trat sie allein mit greller Färbung hervor, drängte sich schroff dem Auge auf und brachte dem Jüngling immer häufiger die wegwerfenden Neußerungen des Vaters über die Leute von Dkurow in Erinnerung.

Jenes andere Leben, von dem der Vater immer so begeistert und schwungvoll gesprochen, schien abseits von dieser Stadt zu rinnen, in der alles Menschliche bis zur Erbärmlichkeit klein erschien. Mehr als einmal dachte Matwej traurig:

„Es war doch früher weit schöner, als ich alles nur ahnte; nun, da ich ein Wissender bin, gefallen mir die Dinge gar nicht mehr.“

Auch zu Hause herrschte jetzt eine drückende Stimmung. An Stelle der Blasjewna, die Puschkarew entlassen hatte, war jene Natafcha aus der Vorstadt getreten, die damals im Garten das Unkraut mit ausgejätet hatte. Ein herber, aufreizender Geist schien mit ihr zugleich eingezogen zu sein; die Arbeiter zankten und prügeln sich und veranstalteten eine förmliche Hehjagd auf den armen Schafir: sie gaben ihm den für einen Anhänger Muhameds tiefstränkenden Spottnamen „Schweinsohr“, fragten ihn, wieviel Frauen er in seiner Heimat besitze und ob es wahr sei, daß sie sich am Leibe ganz kahl rasieren müßten. Er sah sie mit seinen schielenden Augen ernst und traurig an und sagte leise, doch eindringlich:

„Ei, ei, das nicht gut sein! Gar nicht gut sein! Nicht sollst Du über alles lachen! Ueber den Menschen lachen, über Muhamed lachen, über Allah lachen — was dann noch Großes übrig bleibt? Ei, ei — russische Junge schwächt viel dummes Zeug!“

Seine Ohren, die wie ein paar Henkel vom Kopfe abstanden, wurden rot, und die klugen grauen Augen schimmerten feucht.

Die Regenzeit von Dkurow trat ein. Nässende Rebel verhängen die blaue Ferne, zwischen den Hügeln brachen kalte Wasserläufe sich Bahn und rissen Löcher in die Wände der Schluchten. Auf den Straßen der Stadt breiteten sich trübe Pfützen aus, die mit grauen Luftblasen übersät waren, die Fenster der Häuser waren wie von Tränen benezt, die Bäume im Garten erschienen geschwärzt von der Feuchtigkeit — die Erde schien überzufließen von dem nassen Segen. Die Stadt lag öde und still da, naß, fröstelnd, vom Regen aufgeschwemmt; die Dohlen, Krähen und Späßen hatten sich verstreut, alle Laute waren durch die Nässe gedämpft, nur das melancholische Schluchzen des Regens ließ sich vernehmen, und in der Nacht war es, als ob irgendein unsichtbarer, müder Riese hoffnungslos flehte:

„Helfst mir! Habt Mitleid mit mir...“

Eines Abends, als es bereits ganz dunkel geworden, ging Koschemjakin in den Hof und vernahm in der feuchten Stille einen seltsamen Laut: wie

das Schluchzen einer Frau klang es, die vom Schluchzen schon müde geworden. Zugleich aber ward Matwej an die schwermütigen Lieder erinnert, die Schafir bei der Arbeit oder an den Feiertagen draußen auf der Bank am Tore vor sich hinzusummen pflegte.

„Bist Du es, Schafir, der da singt?“ fragte Matwej.

Der laut verstummte, und aus dem Dunkel trat die schlanke Gestalt des Tataren hervor. Er kam auf seinen jungen Herrn zu und begann mit einer Geste der Verzweiflung:

„Sehr schwer ist, o Herr! Ach, die Hand möchte schlagen... jedes Gesicht! Nicht länger ich bleiben... nicht zum Aushalten! Entlaß mich!“

Er setzte hastig seine Mütze auf, zog sie mit beiden Händen auf die Ohren herunter und schluchzte tief auf. Matwej ließ stumm den Kopf sinken — er fand kein Wort des Trostes für diesen Menschen, der doppelt so alt war wie er selbst und Tränen vergoß.

„Ich hab' ertragen!“ klang es dumpf und gebrochen an sein Ohr. „Ich hab' geschwiegen... hab' gedacht: halt aus, Schafir! Ich hab' mit Zähne geknirscht, zu Muhammed gebetet — hab' alles getan! Entlaß mich!“

Eine zornige Wallung ergriff Matwejs Herz. Mit fester Stimme sagte er: „Warte noch, geh nicht! Ich werde ihnen meine Meinung sagen, wart' noch...“

Seine Stimme überschlug sich wie bei einem jungen Hahn, und er schrie:

„Du solltest ihnen... eins aufs Maul geben!“

„Du bist gut“, sagte Schafir, mit den Lippen schnalzend. „Ueber Menschen lachen — ist nicht schlimm, über Gott lachen — ist böse, a—ach!“

Als Matwej zum Abendbrot in die Küche kam und das niedergeschlagene Gesicht des Tataren erblickte, stieg von neuem der Zorn in seiner Brust auf.

„Hört einmal, Ihr da“, begann er mit zitternder Stimme, und zum erstenmal erging er sich, ohne Scheu, ja sogar mit Genuß in einer Flut von häßlichen, beschimpfenden Worten. Alle machten große Augen, frohen gleichsam in sich zusammen, und das ermutigte ihn. Er holte tief Atem und sagte ruhig und bestimmt:

„Wer sich noch einmal über Schafir lustig macht, den werf' ich aus dem Hause!“

Alle schwiegen, Puschtarew aber sagte nach einem Weilchen triumphierend:

„Was sagt Ihr nun, Ihr Teufelskerls? Das war Euch ganz recht!“

Der junge Hausherr aber konnte sich nicht entschließen, sich mit den Leuten, die er eben erst ausgescholten hatte, zu Tisch zu setzen: er ging in den Garten, der von den rauhen Oktoberwinden schon ganz seines Laubes entkleidet war, und spazierte dort lange auf den mit welken Blättern bestreuten Wegen auf und ab.

Die kalte Jahreszeit trat ein, und der Himmel bedeckte sich mit undurchdringlichen feuchten Wolkenschichten, die Mond und Sterne verbargen und die Purpurflammen des herblichen Sonnenuntergangs auslöschten. Ein scharfer Wind wehte über die Stadt hin, schüttelte die Bäume, heulte in den Schornsteinen, drohte mit nahenden Schneestürmen, zerriß die wenigen

menschlichen Laute, die sich noch draußen auf der Gasse vernehmen ließen, und trug bald einen Wortsegen, bald einen unvollendeten Schrei an das lauschende Ohr. Stunde um Stunde ließ in der heimlichen Stille der tief zur Erde geduckten Stadt der langgedehnte, zitternde Schall der Klostersglocke sich vernehmen. Schüchtern und dumpf ertönte das Erz, wie die Stimme eines im Dunkel Verirrten, der seinen müden Ruf ertönen läßt und nicht mehr glaubt, daß man ihn hören werde. Die aus dem Schläfe geweckten Hunde kläfften ein paarmal, und wieder versank die Stadt in die tiefe, feuchte Stille.

Am Sonntagabend erschien in der Küche der Sänger Klutscharew — ein „Verwandter Natafchas“, wie der Soldat naserrümpfend und zur Seite ausspuckend sagte.

Matwjej saß gern in der Küche an dem großen, sauber geschauerten Tische. An einem Ende des Tisches saßen Klutscharew und der Tatar beim Dambrett, am andern hatte der Kanonier sein Hauptbuch und die große neue Rechenmaschine placiert und machte die Abrechnung über die letzte Woche. Auch Natafcha saß am Tische, mit einer Näharbeit in der Hand; sie machte jetzt einen solideren Eindruck als früher, und in ihren grünen Augen lag etwas gutmütig Sorgendes, Gesehtes. Im Schornstein heulte der Wind, hinter dem Ofen raschelten die Schwaben, der Frost knisterte draußen, die Kugeln der Rechenmaschine klapperten, Schatir summite seine Lieder vor sich hin, und Natafcha lächelte gutmütig über ihn.

Klutscharew schien sich anfangs durch Matwjejs Gegenwart bedrückt zu fühlen, er erhob sich schnaubend bei seinem Eintritt, wandte die großen schwermütig blickenden Augen zur Seite und brummte im tiefen Bass:

„Einen guten Abend dem Hausherrn...“

Und jedesmal tönte nach seinem Gruß gleichsam aus der Ecke ein dumpfes, zweifelndes Echo:

„U—u—u...“

Schatir schlug mit der flachen Hand auf die Bank und sagte zu Matwjej:

„Seh' Dich! Lern' das Spiel! Du ziehst, Spritzenmann. Hier — mein Stein!“

Und er blinzelte Matwjej freundschaftlich zu und stieß ihn leicht in die Seite.

Klutscharew spielte schlechter als der Tatar; er dachte bei jedem Zuge lange nach, wobei er die Ellbogen auf den Tisch stützte, die Finger in das schwarze, krause Kopshaar vergrub und mit den großen Augen von unbestimmbarer Farbe mitten auf das Dambrett starrte. Schatir brummte, mit der Hand seine Wange stützend, leise in den Kehllauten seiner Mutterssprache:

Umdl, Kalda, Kilain?

Kunum, notschuk, fogain?

„Na, so zieh doch!“ rief er dem Feuerwächter zu.

Klutscharew hob den Kopf empor, sah ihn schweigend an und verfiel dann wieder in sein Brüten.

„Was singst Du eigentlich, Schatir?“ fragte Natafcha lächelnd.



„Auf russisch ist so: was ich werde tun, wie ich werde leben? Das ich immer singe!“

„Zu lächerlich sind doch Eure tatarischen Kieder!“ meinte Natascha, einen Seufzer ausstößend.

Matwej ließ sein Auge auf Klutscharew ruhen — es fiel ihm ein, wie unheimlich ruhig dieser Mensch gesungen hatte, als er hinter dem Sarge des Vaters herging und dann am Grabe stand. Das Gesicht des Sängers prägte sich gleich auf den ersten Blick ein: es bildete ein Dreieck, dessen Grundlinie die große, dunkle Stirn und dessen Spitze die nach links gebogene lange Nase war. Die Wangen waren ganz von dem schwarzen, struppigen Bartwuchs bedeckt, auch unter dem Schnurrbart sah man weder Lippen noch Zähne. Matwej hatte den Eindruck, daß Klutscharews Gedanken gar nicht beim Spiel waren und daß er eben darum jede Partie an Schafir verlor. Er erwartete von dem schwarzbärtigen Menschen irgendwelche interessanten Erzählungen, und er täuschte sich nicht in seiner Erwartung. Eines Abends nahm der Sänger, ohne die Augen vom Spiel wegzuwenden, das Wort:

„Ich hatte einen Traum: daß ein großer, grauer Mann im Bauernrock über die Erde ging, den Kopf bis an die Wolken, und in den Händen eine Sense, wohl eine halbe Wersa lang, und er mähte. Wälder, Dörfer — alles mähte er nieder. Ohne jedes Geräusch.“

„Das deutet auf eine Seuche“, meinte Natascha ruhig. „Vielleicht kommt die Cholera...“

„Die Cholera?“ wiederholte Klutscharew zweifelnd und fuhr nach kurzem Nachsinnen fort: „Wenn so ein Riese plötzlich käme, und er packte den Glockenturm oben am Knauf und legte damit über die Häuser und Dächer und Köpfe hin...“

Der Soldat schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Du redest wieder mal Unsinn, Jakim!“ sagte er.

Schafir aber schüttelte sich vor Lachen.

„Ei, ei,“ rief er aus, „was der Geschichten erzählt!“

Klutscharew warf dem Soldaten aus seinen weitgeöffneten Augen einen ernsten Blick zu.

„Wenn ich's doch geträumt habe!“ sagte er. „Ein Traum ist doch kein Unsinn! Ich hab' auch von einem Fisch geträumt, wie ein Wels sah er aus, nur daß er Zähne hatte... Und auch Flügel hat er gehabt, an die fünfzig Ellen lang...“

„Nun?“ fragte Matwej, als der Spritzenwächter schwieg und sich wieder in das Dunkel seiner Träume versenkte.

„Nun — und er flog! Ganz leicht und rasch flog er, und sein Schatten fiel auf die Erde. Sowie jemand in seinen Schatten trat, war er hin. Der Fisch verwandelte sich dann in ein Pferd, wenn das unterwegs an einen See kam, spritzte es mit einem einzigen Hufschlag das Wasser aus dem See über die Erde aus...“

Seine Worte schienen, während sie das dicke schwarze Barthaar durchdrangen, gleichfalls schwarz und zottig zu werden, wie große, häßliche Spinnen.

„War's ein weißer Fisch?“ fragte Nataſcha nachdenklich.

„Nein, ein grauer. So grau wie der Staub auf der Straße.“

„Das ſcheint auf Regen zu deuten“, verſetzte Nataſcha. „Wäre er weiß geweſen, ſo hätten wir Schnee zu erwarten. Und das Pferd — ob's am Ende Tauwetter gibt?“

Der Zatar lachte plötzlich laut auf. Die andern ſahen ihn an, und Matwej fragte:

„Warum lachſt Du, Schafir?“

„Ueber Fiſch mit Flügeln“, antwortete der Zatar. „Dummes Zeug redet ruſſiſche Zunge! Denkt ſich vieles aus, ruſſiſcher Mann. Zunge — eine Berſt lang, Seele — leer... Fiſch mit Flügeln — lächerliche Sache.“

Es ſchien Matwej, daß in den Worten des Tataren etwas Richtiges liege. Einmal fragte er Kljuſcharew, woher er ſtamme, und zu ſeinem Erſtaunen vernahm er, daß ſeine Wiege in der Vorſtadt geſtanden habe.

„Und ich dachte, Du ſeiſt Gott weiß wo zu Hauſe!“ ſagt er enttäuſcht.

Der Spritzenwächter hob ſein dreieckiges Geſicht auf, ſah Matwej durchdringend an und ſagte:

„Es gibt zwei Familien Kljuſcharew, die einen ſtammen von Matar, die andern von Grigorij Kljuſcharew. Ich ſtamme von Matar ab.“

„Wirklich?“ ſagte der Soldat mit zweifelndem Lächeln. „Das iſt doch ſchwer zu beweisen. Wer weiß, ob Du nicht dem Rentmeiſter Pereſopow Dein Daſein verdankſt! Bei uns in der Vorſtadt iſt das ſchwer nachzuweiſen, von wem jemand abſtammt. Das macht die Armut!“

„Das gehört nicht zur Sache“, bemerkte Kljuſcharew ruhig im tiefen Baß. „Ich ſage es ſo, wie es im Kirchenbuch ſteht. Nach dieſem bin ich der Sohn Matar Kljuſcharew's. Alles andere geht mich nichts an.“

Und zu Matwej gewandt, fuhr er fort:

„Ich bin in der Welt weit herumgekommen. Fünf Jahre, oder ſechs hab' ich bei der Kavallerie geſtanden... Es wird bei der Kavallerie überall mächtig viel getrunken... Wir waren in Romny in Garniſon — dort leben Kleinruſſen und Polen, kein Wort kann man verſtehen. Dann haben wir in Pinſk geſtanden, da gab es ungeheuer große Sümpfe. Auch dort war's langweilig... Wie ich ausgedient hatte, ging ich zur Feuerwehr, da gibt's doch noch manchmal 'ne Abwechslung.“

Seine düſteren, tiefflingenden Worte tönten dumpf in der Küche nach und ſtimmten die Zuhörer melancholiſch; ſelbſt die Schwaben hinter dem Ofen raſchelten leiſer.

„Ich habe ſchon als kleiner Junge gern das Feuer gelöſcht. Wenn die Kameraden ſich auf dem Felde ein Feuer anmachten, habe ich es ausgetreten und mit Sand zugeſchüttet.“

„Weſhalb?“ fragte Matwej.

„So... Am Tage iſt's auch ohne Feuer hell, und die Nächte ſollen dunkel ſein.“

„Allah hat es ſo gemacht“, ſagte Schafir nachdenklich. „Die Menſchen ſollen nicht dran ändern!“

Er warf jedoch einen Blick auf die andern und fragte lächelnd, als sei er seiner Sache nicht ganz sicher:

„Wenn aber Pferdchen in der Nacht auf der Weide ist, und ist kalt, und Wolf kommt — dann ist doch Feuer nötig, nicht wahr?“

Zuweilen begann auch Puschkarew von seiner Dienstzeit zu erzählen, und da kam es wohl vor, daß er mit Klutscharew in Meinungsverschiedenheiten geriet.

„Was bist Du mir für ein Soldat, Du schwarzer Satan!“ sprach Puschkarew und schwang im Scherz sein Buch gegen den Spritzenwächter.

„Und Du!“ versetzte dieser mit unerschütterlicher Ruhe, ohne ihn anzusehen. „Kennst Dich einen Soldaten — und drehst Stricke!“

„Hier handelt es sich nicht um Stricke, Du Eölpel, sondern um die Arbeit. Jedermann hat seine Arbeit zu verrichten. Alle Arbeit ist Dienst, man dient damit dem Kaiser, für Rußland verrichtet man sie. Weißt Du überhaupt, was das ist — Rußland? Das ist ein Land ohne Ende: voll von Schluchten und Sümpfen, von Steppen und Sandwüsten — die müssen alle in Ordnung gebracht werden, verstehst Du, Gevatter des Satans? Rußland hat das alles nötig, ich kenne es, hab' es nach allen Richtungen durchwandert — da gibt's wenigstens für zweihundert Jahr Arbeit! Greif also zu, und hilf es in Ordnung bringen!... Mach' Dich nützlich und schaffe etwas, damit alle sich wohl fühlen, abgemacht... Das ist Rußland, verstehst Du?“

„Ich brauch' keinen zu binden. . brauch' keine Stricke...“

„So—o — Du brauchst sie nicht?“ schrie Puschkarew ihn zornig an. „Du willst also nicht mitmachen, was? Und die Schiffe — die brauchen sie auch nicht, brauchen keine Stricke, kein Tauwerk, können schwimmen, wie sie wollen? Ja — was denkst Du Dir denn, hä? Du kriechendes Gewürm auf dieser Erde...“

„Laß mich doch so, wie ich bin... Beflag' ich mich denn?“

„Du Müßiggänger!“

„Ich bin Spritzenwächter.“

„Ja, weil Du ein Faulpelz bist! Ich durchschaue Dich, alter Freund: dreißig, viermal im Jahr haben wir hier ein kleines Feuerchen, und da hast Du Dir's so ausgedacht, Dich als Spritzenwächter zu verdingen, weil's da nichts weiter zu tun gibt, als auf dem Turm zu stehen und die Dohlen zu zählen...“

„Ich tue, was mir als Pflicht aufgegeben ist, weiter kann ich nichts sagen.“

Während die beiden stritten, spielte der Tatar mit sich selbst weiter, wobei er bald das eine, bald das andere Auge zukniff. Matwej hörte auf das laute Schreien des alten Soldaten, blickte in das unerschütterlich starre Gesicht Klutscharews und suchte zu ergründen, wer von ihnen recht hatte..

„Jeder Mensch soll für sein Werk eintreten — so heißt das Gesetz! Darin liegt die Rechtfertigung alles Lebens! Arbeite, Mensch!“ schrie Puschkarew wütend, klapperte dabei mit der Rechenmaschine, schlug mit dem Buche und der flachen Hand auf den Tisch und stampfte mit den Füßen



Klutscharew aber entgegnete ihm, indem er die Worte höchst gelassen durch den dichten Bart hindurchpreßte:

„Ich spude auf alles das! Die Hauptsache ist, daß das Herz ruhig bleibt. Schließlich kommt alles auf eins heraus: tummelt man sich, so stirbt man, und liegt man auf der Bärenhaut, stirbt man auch.“

„Aha, da kommt's heraus! Dir ist's gleich, alter Faulpelz, ob Du auch verreckst, wenn Du nur nichts zu tun brauchst! Dich sattfressen und dann sterben — das ist Deine ganze Aufgabe, Du Heide!“

Matwej fiel das Lied ein, das der lustige Arzt Markow so gern gesungen hatte:

Und der Pope muß sterben,  
Und der Edelmann muß verderben,  
Und nur der bleibt am Leben,  
Bei dem der Tod greift daneben. . .

### XIII.

Düstere, drückende Langeweile bemächtigte sich des Jünglings und hielt ihn wie mit zottigen Pfoten fest. Er hätte sich am liebsten ins Bett legen und eine Woche, einen Monat, den ganzen Winter durchschlafen mögen.

Pfeifend und laufend spielten die Schneewirbel auf den Feldern, jagten auf weißen Fittichen über die Hügel hin und bedeckten die Stadt mit schwellend hohen Schneemassen. Zur Nachtzeit erklang das Geheul der hungernden und frierenden Wölfe, und mit keifendem Gebell antworteten ihnen die fetzen Hunde von Dkurow. Selten nur war der Himmel frei von dem grauen Gewölk, herrlich aber waren die wenigen klaren Nächte, in denen sein mildes, dunkles Blau bis in die tiefsten Tiefen von den goldenen Strahlen der Sterne durchdrungen ward und, ganz zitternd, erglühend und zerschmelzend, in seiner eignen unsterblichen Schönheit zu schmelzen schien. Wie ein freudiges Schimmern lag es über der blinkenden Schneedecke, in deren weichem, warmem Schutze die Erde zu neuen Frühlingsgeburten ausruhte. Demütig senkten sich die Aeste der Bäume unter der Last des Raufreißs, der sie mit seinem diamantenen Gefunkel gleich köstlichem Spitzenschmuck bedeckte. Die Kreuze der Kirche sind wie mit Silber beschlagen, die Starhäuschen in den Gärten prangen in schwellenden Kappen, und die Dächer der Häuser erscheinen wie von dichten Schneemähnen gekrönt. Die frostkalte Luft hat etwas hell Klingendes, und das würdevolle Krächzen der mit der Kälte unzufriedenen Krähen, das muntere Gezwitzcher der Meisen, das lustige Pfeifen der Gimpel tönt leicht und lebhaft durch die ganze Stadt. Ringsum aber auf den schneebedeckten Hügeln lagert eifige Stille, und wie Dkurow so mitten zwischen ihnen daliegt, scheint es gleichsam auf ein silbernes Präsentierbrett gestellt, das der Frost geschmiedet hat.

Auf dem Eise des Flusses haben die üblichen Winterkämpfe begonnen. An jedem Sonntagnachmittag wälzen sich aus der bis noch an die Dächer von Schnee verschütteten, kaum noch am Erdboden sichtbaren Vorstadt wie

lebendig gewordene graue Erblumpen ganze Scharen von jungen Bärshen hervor. Sie überschreiten den Fluß und rufen zur Stadt hinauf:

„Heda, kommt her! Wir wollen kämpfen!“

Sie haben die Jacken ihrer Schwestern und Mütter an, manche sind einfach in ein Tuch gehüllt, viele tragen die schweren Stiefel ihrer Väter, und statt der Mützen haben etliche ein Tuch auf dem Kopfe. Handschuhe haben nur die wenigsten an. Oben auf dem Berge, in der Stadt, erwartet sie die feindliche Heeresmacht. Die Städter sind besser und wärmer gekleidet als die Kämpfer aus der Vorstadt, sie spotten über die zerlumpfte Gesellschaft:

„Seht doch die Schwaben, die unter Mutters Rock hervorgetrochen sind! Heda, Ihr Weibervolk, kommt nur heran, wir werden Euch schon die Schnauzen krummschlagen...“

Die Vorstädter nehmen den Kampf recht ernst: mutig klettern sie in dichten Ketten den vereisten Berg hinan, klammern sich mit den bloßen Händen an den gefrorenen Lehmschollen fest und rufen sich gegenseitig zu:

„Hört mal, Jungen: nur zusammengehalten! Wagt Euch nicht zu weit vor, laßt Euch nicht hinreißen!“

Die Städter versuchten zuerst, die Anrückenden den Berghang hinunterzuwerfen, doch das hat seine Gefahren: die Vorstädter klammern sich an ihren Stiefeln fest, und wenn sie hinunterkollern, so ziehen sie die Gegner auch gleich mit hinunter. Diese ziehen es nun vor, die Vorstädter bis zur Uferallee vordringen zu lassen, und hier kommt es dann zum fröhlichen Streit.

„Holla, nur los auf sie, immer drauf!“ ruft das junge Volk der Vorstadt und rückt dem Gegner in geschlossener Schlachtreihe auf den Leib. „Haut sie, die Weizenbrotesser!“

Sie sind schlanker, geschickter und tapferer als die Stadtburschen, sie bekommen zu Hause öfter Prügel als diese und sind daher unempfindlicher gegen körperlichen Schmerz.

Die Stadtjungen führen den Kampf nach dem Beispiel ihrer Väter mit allerhand Listen: sie schieben aus ihrer Phalanx fünf erlesene Streiter vor, gerade der Mitte der feindlichen Schlachtreihe gegenüber, und sobald diese nun gegen sie anrückt, suchen sie sie zu durchbrechen und auf die beiden getrennten Flügel loszuschlagen. Doch die Vorstädter kennen diesen Kniff des Gegners schon — sie weichen dem Stoße geschickt aus, wissen die Städter einzukreisen und jagen sie, nachdem sie sie zurückgeworfen, in wilder Flucht nach dem Marktplatz zu, wobei sie sie ihre nackten Fäuste kräftig fühlen lassen.

Auf dem Markte haben sich bereits die größeren Burschen versammelt und erwarten den Augenblick, da sie selbst in den Kampf eingreifen werden. Die beiden feindlichen Schlachtreihen kommen hier zum Stehen und überschütten sich gegenseitig mit Spott und Schimpfreden.

„Habt Ihr nun genug?“ fragten, stolz auf ihren Sieg, die aus der Vorstadt.

Die Stadtjungen stimmen, nicht allzu harmonisch, ein Spottlied an:  
Vorstädter Humpelbein,  
Verkauft für Schnaps sein Mägdlein...

Die Vorstadt bleibt ihnen nichts schuldig und singt ihrerseits:  
Spießbürger, Fresser Ihr,  
Fresset Eure Eltern auf vor Bier!...

Durch die frostkalte Luft tönen ununterbrochen die Kinderstimmen, dem Feinde immer neue Schmähworte zureufend:

„Ihr Bettler!“

„Ihr Fressfäcke!“

„Diebesvolk!“

„Betrüger!“

Sie halten ein Weilschen inne, stürzen dann, durch die beleidigenden Worte erhit, von neuem freischend und schreiend aufeinander los und zerschlagen sich die Nasen und Lippen. Nun, da sie vor den Augen der Älteren kämpfen, will jeder von ihnen seinen Mut, seine Stärke und Geschicklichkeit in möglichst hellem Licht zeigen.

Neben den Buden, unter den Schuttdächern der Läden, stehen zuschauend die Erwachsenen, darunter die berühmtesten Kämpfer der Stadt: Tolokonnikow, die beiden Maflakow, der Schlosser Koptew und der dicke Feuermann Sjewatschew. Sie alle sind für den Kampf gerüstet: sie tragen kurze Halbpelze aus den leichten, billigen Fellen der kirgisischen Steppenschafe, grellfarbige Binden gürten ihre Hüften, und die Hände stecken in festen lederen Fausthandschuhen, der ältere Maflakow hat sogar solche von grünem Safftanleder.

Von Zeit zu Zeit verläßt der eine und der andere der jungen Kämpfer mit blutender Nase oder gespaltenen Lippe die Schlachtreihe und kommt, in den Schnee spuckend und nur mühsam die Tränen zurückhaltend, auf die Zuschauer zu.

„Na, Du Löpel?“ begrüßt ihn unfreundlich der Vater, der Bruder oder Onkel — „Haben sie Dich ordentlich vertobacht?“

Der Anblick des Blutes wirkt aufreizend auf die Gemüter, und es ertönen höhnische Worte:

„So brüll' doch los! Da, was für einen Flunsker zieht! Na, so brüll' doch!“

Der Junge brüllt drauf los, der Vater, Bruder oder Onkel aber faßt ihn am Ohr oder beim Schopfe, schüttelt ihn und belehrt ihn dabei:

„Wenn man kämpfen will, darf man nicht brüllen, verstanden, Burschen? Nicht gemuckst, mein Junge!“

Auch aus der Vorstadt sind die älteren Burschen herbeigezogen, sie stehen hinter ihrer Schlachtreihe und fordern ihre Altersgenossen aus der Stadt geringschätzig heraus:

„Heda, Ihr jungen Freier, heran! Sollen wir Euch mal zum Tanze aufspielen?“

„Immerzu, kommt nur, daß wir Euch mal gehörig verplätten!“

„Kommt her, wir wollen uns an Eurem Fett die Finger wärmen...“



„Das könnt Euch so passen, Ihr feigen Kerls...“

Aus der Reihe der Vorstädter tritt Witscha Kljutscharew heraus, ein Nefse des Kirchensängers, ein schlanker, kräftiger Bursche von sechzehn Jahren.

„Weg da, Ihr Kroppezeug!“ ruft er den kleinen Buben aus der Stadt zu, die sich vorgedrängt haben, und scheucht sie mit einer Handbewegung wie die Spaten weg. Sie weichen respektvoll zurück, und einige von ihnen eilen zu den Erwachsenen, denen sie nicht ohne Besorgnis verkünden:

„Witscha Kljutscharew ist vorgetreten! Er selbst! Los auf ihn! Seht doch, wie er sich breitmacht!“

Witscha entledigt sich der Lumpen, die seine Schultern bedecken, wirft seine Mühe hinter sich und fordert die Gegner laut heraus:

„Los da, Ihr feinen Jungen! Na, wer wagt's? Mann gegen Mann! Nur heran, Ihr Großmäuler!“

Das straffe Haar sträubt sich auf seinem runden Schädel, die kleine Nase ist in dem breiten, knöchigen Gesicht nach unten gebogen wie der Schnabel eines Ahus, die dünnen Lippen sind geringschäftig vorgezogen. Breitbeinig steht er da, die Arme in die Seiten geklemmt, und blickt mit seinen hellen, boshaft blühenden Augen herausfordernd auf die Feinde.

Die Städter strecken halblaut miteinander — sie müssen dem fecten Witscha einen Partner von gleichem Alter gegenüberstellen, die Altersgenossen Witschas aber kennen seine Gewandtheit und haben keine Lust, sich ihm zu stellen.

Endlich tritt der stämmige, breitmäulige Alexej Basunow vor. Die Vorstädter empfangen ihn laut lachend und pfeifend — Basunow vollendet nämlich im nächsten Frühling schon sein neunzehntes Jahr.

„Hahaha! Was für einen Mummelgreis sie da vorschicken!“

„Nur keine Bange, Großväterchen!“

„Immer munter heran, alter Mann!“

Basunow schämt sich — er wendet sich zurück und ruft mit kläglichem Stimm:

„Laßt doch lieber den Wasjka Kulugurow vorgehen!“

„Ich gehe nach Dir“, versetzt Kulugurow im tiefen Bass, fügt jedoch offenerzig hinzu: „Ich hab' mich ja schon mit ihm gemessen, hab' ihn aber nicht bezwungen.“

Ohne Witscha anzusehen, fragt Basunow:

„Willst Du's mit mir versuchen?“

„Meinetwegen auch mit Deinem Vater!“ versetzt Witscha prahlerisch.

Basunow streckt die geballte Faust des linken Armes vor, beugt den rechten Arm im Ellbogen und bereitet so, finster die Brauen zusammenziehend, den Schlag gegen den Gegner vor. Der Schnee knirscht unter seinen schweren Stiefeln, ringsum herrscht erwartungsvolles Schweigen, und die beiden Schlachtreihen schließen, den Kampf aussehend, um die Kämpfer einen weiten Kreis.

„Immer zurück!“ ruft man sich gegenseitig zu. „Gebt ihnen Raum, Ihr da!“

Auf den Kuppelkreuzen der St. Barbarakirche sitzen die Dohlen, blicken aufmerksam herunter und stoßen von Zeit zu Zeit einen Schrei aus.

Mischka beobachtet gespannt die Bewegungen des Gegners, von Zeit zu Zeit macht er eine zuckende Bewegung mit dem rechten Arm; Basunow springt zurück, worauf Mischka, als ob er gar nichts Schlimmes beabsichtigte, mit der Hand nach dem Kopfe fährt und sich kratzt.

„Hab' keine Angst!“ spottet er — „das Leben wird's Dich nicht gleich kosten, ich will Dir nur die Nase etwas näher zum Ohr hinschieben. Das heißt, Du hast auch 'ne ganz stramme Faust: ein halbes Pud wird sie wohl wiegen? Die arme Frau, die das Fäustchen mal zu kosten kriegt!“

„Erst sollst Du sie zu kosten kriegen!“ knurrt Basunow.

„Na, los doch, ich warte schon!“

Der städtische Kämpfer holt aus und schlägt zu. Mischka weicht dem Schläge aus, duckt sich zur Erde und versetzt ihm von unten her einen Stoß gegen das Kinn.

„Wie befinden sich Euer Gnaden?“ fragt er höhnisch.

Während stürzt sich Basunow auf den Gegner und läßt seine Fäuste wuchtig durch die Luft sausen, der Vorstädter aber weiß seinen Hieben geschickt auszuweichen und führt Schlag auf Schlag gegen seine linke Seite.

„Nicht so hitzig, Mesej!“ rufen die Städter ihrem Kämpfer zu. „Was machst Du denn, Dummkopf? Nur Ruhe, Ruhe!“

„Nicht so hitzig, hörst Du?“ wiederholt der Mann der Vorstadt, während er gleich einem Gummiball um den unbeholfenen Gegner herumspringt. Und plötzlich bückt er sich, rennt mit dem Kopfe gegen seine Brust an und wirft, gleichzeitig einen Faustschlag gegen seinen Leib fahrend, den Städter zu Boden. Die Vorstadt brüllt und pfeift vor lauter Freude, die Stadtleute aber sind bestürzt durch die Niederlage, können indes dem Sieger ihre Anerkennung nicht versagen.

„Das hat er gut gemacht, der Schelm!“

„Ja, ein geschickter Bursche!“

„Gewandt und kräftig dabei...“

„Gegen den kommt Mjoscha nicht auf!“

„Biel zu pappig ist er...“

Basunow sitzt schwer atmend auf der Erde und brummt vor sich hin:

„Wenn er um einen so herumschwirrt wie 'ne Mücke... das ist doch kein Faustkampf mehr!“

„Heda, Kulugurow!“ ruft der Sieger stolz — „wie wär's denn? Jetzt bist Du an der Reihe!“

„Ich bin kein Freund von Einzelkämpfen...“ antwortet Kulugurow.

„Ach so! Sieh doch mal an...“

„Ich bleib' lieber in der Reihe...“

„Oder noch besser auf dem Ofen, wie?“

Die Schar der Vorstädter lacht hell auf und singt aus voller Kehle:

Auf den Ofen — hört Ihr's, Jungen? —

Ist die dicke Raß' gesprungen!

Sagt doch nur — was ist geschehen?

Prügel hat sie wohl gesehen?

Unter den Städtern macht sich eine vorsichtige Bewegung bemerkbar, und dumpfes Gemurmel läßt sich vernehmen.

„Heda, Kinder, jetzt heißt es: Aufgepaßt!“ kommandiert Klutscharew. „Fedka Ordynzew, stell Dich dahin! Ihr beide, Grischka und Tomka — hierher, zu mir!“

Und plötzlich gibt er mit einer Handbewegung das Zeichen zum Angriff, lenkt die Seinigen gegen den Haufen der Städter und ruft mit seiner durchdringenden Stimme:

„Los auf die Burschen vom Berge! Haut die feinen Jungen! Schont sie nicht, die Krämerseelen!“

Sie stoßen aufeinander, und mit Eifer arbeiten die Fäuste, während knirschende Zähne, dumpf fallen die Schläge gegen die Brust. Immer wieder tritt einer der Kämpfer aus der Reihe und färbt mit seinem Blute den festgetretenen Schnee rot.

„Nur mutig vorwärts, Jungs!“ ruft Kulugurow den Städtern zu.

„Haltet Euch brav, Ihr Vorstädter!“ ertönt Mischkas Altstimme.

Auch diesmal zieht die Stadtjugend den kürzeren, sie vermag dem Anprall der Vorstadt nicht zu widerstehen. Von jeher ist es so gewesen, daß die Vorstadt auf dem Markt den Sieg davonträgt und die Städter bis an die Kirchenmauer zurückwirft.

Doch nun tritt die Wendung ein. Die zuschauenden Großen, die ihre Kinder überwunden sehen, werden hitzig und rufen ihren erwachsenen Kämpfern zu:

„Was steht Ihr und guckt zu? Seht Ihr nicht, wie sie unsern Jungen auf dem Rücken sitzen! Vorwärts, jetzt ist's Zeit für Euch!“

Und den Vorstädtern, die ganz in Hitze geraten sind, fallen nun die beiden Maslakovs, Koptew und Tolokonnikow in die Flanke, und sie werfen die jungen Burschen vor sich nieder, als ob sie Gras mähten.

„Dhoho! Die Unsrigen siegen, holla!“ rufen die Zuschauer freudig, durch den lauten Zuruf die Ihrigen ermutigend. Und während sie den Kämpfenden nachrücken, traktieren sie die niedergeworfenen Vorstädter wie von ungefähr mit kräftigen Rippenstößen.

„Wer am Boden liegt, darf nicht mehr geschlagen werden, Ihr Teufel!“ rufen die Besiegten voll Ingrimm und suchen sich aus dem Getümmel zu retten. Um sich gegen die Hiebe der triumphierenden Städter zu schützen, halten sie die Ellbogen vor das Gesicht und suchen einen günstigen Augenblick zu erspähen, um unbemerkt über den Fluß zu fliehen.

Matwej Koschemjakin befand sich mitten in der Schar der Städter, deren Sieg er in freudiger Erregung mitfeierte. Als er jedoch sah, wie die am Boden liegenden mißhandelt wurden, blieb er stehen und ging still zur Seite. Er wollte den Schlagenden zurufen: „Das ist kein ehrlicher Kampf, warum schlagt Ihr sie?“ Doch fand er weder Zeit noch Mut dazu und sagte sich, daß sein Tadel ungehört verhallen würde.

Wie eine Schlange windet sich Mischka Klutscharew zwischen den Beinen der Fliehenden hin, während der dicke Fedka Ordynzew, der Sohn des



besten Faustkämpfers der Vorstadt, wie eine Bombe bergab tollert und sich dabei, vor Wut keuchend, das blutig geschlagene Gesicht mit Schnee kühlt.

Die Vorstadt ist in wilder Flucht begriffen, als wenn ein Wirbelwind in sie hineingefahren wäre.

„Dhoho!“ jauchzen die Sieger laut, während sie am Ufer stehen.

Von unten her aber, vom Eise des Flusses, tönen Rufe:

„Haltet aus, Ihr Vorstädter, wir kommen schon!“

Der kurze Wintertag geht zur Rüste, blaue Dämmerung senkt sich bereits auf den Fluß. Von der Kirche tönt Glockengeläut, das zur Abendandacht ruft und die Dohlen von den Kuppeln verschreckt. Der Frost setzt schärfer ein, seine, spitze Schneeflocken zittern still durch die Luft.

Ueber das Eis des Flusses kommen langsam, wie eine dunkle Wolke, die alten, bewährten Kämpfer der Vorstadt gegen die Stadt angerückt. Die Stadtleute sehen sie herannahen und suchen sie schon von weitem zu erkennen:

„Dort kommt Strjelzow, der alte Satan...“

„Ist Kwaschnin dabei?“

„Ja, da drüben ist er...“

„Auch der Schuster Makedon ist bei ihnen...“

„Drdynzew ist natürlich voran...“

„Heut' sind wir aber auch alle dabei!...“

„Heda, Ihr nicht sehr Verehrten!“ ruft vom Flusse her der ewig betrunkene Vorstadtschuster Makedon. „Kommt mal herunter zu uns, wir möchten Euch verhauen!“

Die Städter ziehen ihre Gürtel fester an, und während sie aufs Eis herabsteigen, besprechen sie sich untereinander:

„Du, Koptew, stellst Dich in die Mitte, und die beiden Matlafow bleiben Dir zur Seite...“

„Sjewatschew mit Jermil und Tolokonnikow gehen auf den linken Flügel, und noch ein paar kräftige Burschen dazu — dort wollen wir nämlich den Hauptschlag führen.“

„Na, Kameraden — dann los auf sie!“ rufen die Vorstädter und stellen sich in einer Reihe auf. Es liegt etwas Wildes, Furchterregendes in der zerlumpten Schar dieser Kämpfer, die zum Teil schon betrunken sind und mit höhnischen Reden den Stadtleuten bitter zusetzen. Der Schuster Makedon beginnt zu tanzen und brüllt, so laut er kann, übers Eis weg:

In Dnurow, werthe Herr'n,  
Zieht man Hühner viel und gern.  
Satte Menschen leben dort,  
Stehlen sich die Hühner fort...

Und eine muntere Stimme fügt hinzu:

Trommeln ihren lieben Weibern  
Mit den Fäusten auf den Leibern!  
Juch—hu!

„He, Ihr da,“ ruft Tolokonnikow finster, „kommt endlich heran! Wer will's mit mir aufnehmen, Ihr lustigen Spigbuben?“

— „Ei, wie geht's Dir denn, Du tapferer Held? Sieh mal meine Faust hier — die möchte gern mit Deinen Knochen Bekanntschaft machen!“

„Immer heran, mir ist's recht!“

„So wart's doch ab, alter Freund?“

„Du traust Dich wohl nicht recht?“

„Deine Ohren werde ich mit meinen Fäusten trauen!“

„Nur zu — laß mal sehen, wie Du das anfangen willst!“

„Drauf, Kinder, mit Gott!“ rief der Schlosser Koptew, und er zog seine Mütze mit beiden Händen über den Kopf. „Los auf die Spitzbuben! Schlagt sie nieder!“

Mit wildem Kampfschrei, das ihren eigenen Mut erhöht, stürzen die Kämpfer der Stadt auf die Schar der Gegner. Der Schlosser Koptew stürzt auf den hochgewachsenen, rothaarigen Drdynzew los, der sein alter Freund und Gevatter ist.

„Sieh da — Jegor Zwanytsch!“ begrüßt ihn Drdynzew und versetzt ihm zugleich einen wuchtigen Hieb gegen die Schläfe.

„Isot Kusmitsch — da, nimm's hin!“ antwortete Koptew und gibt ihm einen Stoß vor die Brust.

Der Schuster Matejon hat sich, die Mütze zwischen den Zähnen haltend, auf den älteren Maflafow geworfen und bearbeitet laut brüllend mit raschen Schlägen seinen Kopf. Maflafow sucht ihn abzuwehren, er sieht einen günstigen Augenblick und streckt ihn mit einem Hiebe über den Scheitel auf das Eis hin.

„Da hast Du!“ ruft er ächzend und holt zu einem zweiten Hiebe aus, der Drdynzew hinstrecken soll, doch der langbeinige Sattler Kwaschnin versetzt ihm mit der einen Faust einen Stoß unter die Achsel, mit der andern einen ebensolchen in die Zähne, und der Städter sinkt zusammenknirschend auf das Eis.

„So — jetzt sind wir quitt mit einander! Jetzt brauchst Du mir für den Geschirriemen nichts mehr zu zahlen!“ ruft Kwaschnin dem Daliegenden zu, mit dem er noch eine kleine geschäftliche Verrechnung hat.

Der alte, stämmige Strjelzow, der mit seinen Varentagen nach links und rechts an die Stadtleute Püffe austheilt, ruft dem Sattler mit heiserer Stimme zu:

„Schwak' nicht, sondern hau zu! Deine Rechnung kannst Du ein andermal mit ihm ausgleichen...“

Die Städter werden ans Ufer gedrängt; mit wildem Ungetöse stürmen die Gegner laut schreiend und schimpfend ihnen nach und schon ist die Reihe jener durchbrochen, als plötzlich Fedjka Drdynzew voll Besorgnis seinem Vater zuruft:

„Guck, Väterchen, sie kommen von der Seite!“

„Zurück die Unsrigen, zurück!“ schreit Wischka Aljutscharew, doch es ist zu spät: von rechts her und von hinten drängen die Städter, durch frische Zugänger verstärkt, gegen die Feinde heran und suchen ihnen den Rückzug abzuschneiden. Der Feuerwehrmann Sjewatschew bewährt sich hier als ein waderer Streiter, der die Vorstädter seine Fäuste gehörig spüren läßt, bis

der alte Strjelhow, mit vorgeneigtem Kopfe wie ein Stier gegen ihn anrennend, ihn zu Fall bringt. Doch auch er wird aufs Eis gestreckt, schwer getroffen von einem Faustschlag Solokonnitows, den die Städter mit lautem Beifallgeschrei beantworten.

„Immer schlag zu!“ schallt es hüben, vom Berge, wo die Stadtleute zusammengeeströmt sind, um den Ihrigen zuzuschauen.

„Zahl's ihnen heim! — Laßt Euch nicht unterkriegen! — Nur feste drauf los!“ rufen die jungen Leute der Vorstadt ihren Vätern und Brüdern zu, deren Reihen zu wanken beginnen.

Doch nun ist eine Wandlung des Kampfbildes eingetreten, die die jungen Leute nicht verstehen: die Erwachsenen sind in Wut geraten und führen den Kampf nicht mehr regelrecht. Auf jeden Vorkämpfer der Vorstadt haben sich fünf, sechs Städter geworfen — der Kampf ist zu Ende, die Prügelei hat begonnen. Alter Haß und Streit, alte Kränkungen und Beleidigungen sind den Kämpfenden wieder eingefallen, all das Finstere und Häßliche, das im Laufe der Jahre zwischen sie getreten, ist wieder erwacht, Wut und Bosheit bemächtigt sich ihrer, und der Kampf bekommt etwas Tierisches, Wildes.

„Laßt Euch nicht unterkriegen“, schallt es immer wieder auf Seiten der zerstreuten Vorstädter, doch vermögen sie sich nicht mehr zur geschlossenen Reihe zu sammeln: in kleinen Häufchen jagen die Städter sie übers Eis des Flusses und durch die engen Gassen der Vorstadt ins freie Feld hinaus, in die mächtigen, lockeren Schneehaufen.

Dann wenden die Sieger sich heimwärts, brüllen in den Gassen der Vorstadt zotige Pieder von den Mädchen und Frauen der Vorstädter, spucken gegen die Fensterscheiben, öffnen die Tore und rufen den Frauen, die ihnen begegnen, unzüchtige Worte ins Gesicht.

Mit aufmerksamem Blicke hat Matwej Koschemjakin den Gang des Kampfes verfolgt, doch das bunte Bild, das ihn zuerst begeistert hatte, die Geschicklichkeit der Kraft, die kampffrohe Heiterkeit und Geringschätzung körperlichen Schmerzes — alles dies verblaßte und verschwand vor seinen Augen angesichts der finsternen Feindseligkeit, die zwischen diesen Menschen wie zwischen Wildfremden zutage trat und ihm ebenso unverständlich war wie die Feindschaft zwischen Städtern und Bauern.

Defters hatte er bemerkt, wie die eine oder andere Partei einen einzelnen gegnerischen Kämpfer von den Seinigen getrennt und seine Handschuhe revidiert hatte — fand sich in diesem ein Stück Blei, ein Gewicht oder eine Anzahl großer Kupfermünzen, so wurde der Unglückliche, der sich einen solchen Verstoß gegen die Kampfregel hatte zuschulden kommen lassen, unarmherzig mißhandelt.

Als die beiden Kämpferreihen zum letztenmal aufeinander stießen und, in dichtgedrängtem Haufen um den Sieg ringend, sich unter wildem Schreien und Brüllen gegenseitig die Rippen zerbrachen, fühlte Matwej sein Herz stoßen, und er hatte die beklemmende Empfindung, daß er mit diesen Menschen nichts gemein hatte. Je mehr ihm seine Vereinsamung zum Bewußtsein kam, desto heftiger war er von einer Art erbitterten



Jornes ergriffen, er hätte, wie er so ihre helferen, verwegenen Kampfkruse vernahm, am liebsten mitten unter sie springen und wahllos auf die einen und andern bis zur Erschöpfung seiner Kraft los schlagen können.

Er sollte auch noch mit in den Kampf hineingezogen werden. Als er nach Hause ging, überholten ihn einige der heimkehrenden städtischen Kämpfer; er sah, wie sie mit den Fingern ihre zerklopfen Kinnladen und geschwollenen Augen untersuchten und vernahm ihr Räuspern, Spucken und Husten. Drei von ihnen kamen dicht hinter ihm her, und plötzlich fühlte er sich an der Schulter gefaßt:

„Was ist denn das für ein Mensch?“

„Das ist ja der Koschemjatin!“

„Koschemjatin? Was für ein Koschemjatin?“

„Sfawelij's Sohn“, versetzte sichernd ein zweiter Bursche.

„Sfawelij? Was für ein Sfawelij?“

„Laß mich in Ruhe!“ sagte Matwjej finster. Er hatte die drei Burschen an der Stimme erkannt: es waren Matlakow, Chrijapow und Kulugurow.

„Sfawelij's Sohn?“ stichelte Chrijapow weiter. „Wer weiß, vielleicht bist Du gar einer Hündin Sohn, wie?“

Die Herzlosigkeit und Frechheit dieses Burschen hatte Koschemjatin von jeher empört, und die beleidigenden Worte, die er jetzt gebrauchte, ließen seinen Zorn auflockern. Er versetzte ihm einen Fußtritt gegen den Leib, daß jener ächzend zusammenbrach, und ging schweigend weiter. Kulugurow und Matlakow aber fielen von hinten über ihn her, warfen ihn in den Schnee und traten ihn mit Füßen.

„Du stoßt mit dem Fuße... gegen den Leib?“ riefen sie entrüstet.

Matwjej hatte einen dicken Schafpelz an und konnte sich ihrer nicht erwehren. Sie schlugen lange auf ihn los, wobei sie immer nach seinem Gesichte zielten. In zerrissenen Kleidern, blutig, mit Beulen auf der Stirn und blaugeschlagenen Augen kam er heim.

„Um Gottes willen! Wie haben sie ihn zugerichtet! Wer ist's denn gewesen?“ fragte Natafcha erschrocken, als er sich in der Küche wusch.

Matwjej antwortete nicht, Puschkarew aber erklärte ihr mit Stolz:

„Wer soll's sonst gewesen sein, als unsere Leute aus der Vorstadt? Er ist ein Städter — also haben sie eben auf ihn losgeschlagen! Na, das tut nichts, mein Lieber — es war halt die erste Schlacht, das nächste Mal verhaßt Du sie. Ach, wie ich diese Kämpfe auf dem Flusse liebe, als ich noch ein junger Bursche war...“

Matwjej ging jedoch nicht mehr nach dem Flusse und hielt sich auch vom Marktplatz fern: er wußte, daß es bei einem Zusammentreffen mit Chrijapow und seinen Freunden gleich wieder zu einer Prügelei kommen würde.

#### XIV.

Im Kloster war eine neue Chornonne aufgetaucht, so stattlich und schlank wie eine junge Birke. Ihr demutsvoller Blick erinnerte Matwjej lebhaft an Pelagia: sie hatte einmal ihre Augen auf dem Gesichte des Jünglings ruhen lassen und ihn im Augenblick bezwungen. Auch ihr

kleiner, roter Mund erinnerte ihn an Pelagia, und wenn sie mit ihrer hohen hellen Stimme sang: „O Herr, erbarme Dich...“ — dann war es Matwej, als ob sie Gott um Erbarmen für ihn ansehe, und er gedachte seiner Mutter, die alle Menschen so herzlich bemitleidet hatte und in das Dickicht der Wälder gegangen war, um für sie zu beten. Wer weiß, ob sie dort, vom Gebet erschöpft, nicht schon gestorben war...

In ihrer schwarzen Kappe und dem grobwoollenen Rock sah die junge Nonne aus wie ein kleiner Glockenturm, der mit seinem zum Herzen dringenden silbernen Geläut die Menschen zum Frieden, zu einem stillen, liebevollen Leben rief. Ganz vorn, vor allen andern stand sie auf dem Kirchenchor, als schwebte sie in der Luft, und der Schein der Kerzen, im Verein mit den durchsichtigen Weihrauchwolken, umgab sie wie ein überirdischer Nimbus. Die strengen Gesichter der Heiligen an den Wänden schienen durch ihren Unblick ebenso gebannt wie Matwej.

Es entging ihm nicht, daß sie seinen auf ihre Augen gerichteten Blick bemerkt hatte, und es schien ihm, als strecke sie ihren schlanken Leib, um sich höher emporzuheben und als klinge ihre Stimme immer lauter und süßer, um irgendjemandes schüchterne Hoffnung zu ermuntern.

Seltene Gedanken weckte ihr blaßes Gesicht und ihr von der undurchdringlichen schwarzen Klostertracht umhüllter Leib in Matwej. Es schien ihm, als würde sie dereinst alles Dunkle von ihren Schultern abwerfen und vor den Menschen in ihrer ganzen reinen Schönheit erscheinen, wie der weiße Schwan des Märchens, und als würde sie den Menschen ihre Arme hinrecken und mit der Stimme der weisen Wassilissa ihnen zurufen:

„Ich bin die Mutter alles Seienden...“

Und dann würden alle von Scham und Reue erfüllt werden, und sich vor ihrer weisen Schönheit beugen, und durch die helle Macht der Liebe ihr Leben erneuern.

Er fragte nicht, woher die Nonne dort auf dem Chore kam, noch, wer sie war, als fürchtete er etwas Ueberflüssiges zu hören. Und als die Klosterpförtnerin, die gutmütige alte Taisija, ihn freundlich fragte: „Hörst Du der neuen Chornonne zu?“ — da sagte er nur, sich vor der Alten verneigend: „Eine schöne Stimme... Leb wohl, fromme Schwester!“ — und ging seiner Wege.

Doch plötzlich war die Chornonne verschwunden: weder bei der Abendandacht, noch bei der Frühmesse, noch beim Hochamt war sie zu sehen.

„Vielleicht ist sie krank geworden“, dachte Matwej voll Besorgnis.

Am Abend von Mariä Verkündigung aber hörte er, wie Nataſcha, die über alle Vorgänge in der Stadt trefflich Bescheid wußte, in der Küche die Geschichte der jungen Nonne sehr eingehend erzählte:

„Reiche Leute sind's, und Tschornosubow heißen sie, im Glinischtschenskischen Kreise sind sie wohl die ersten: haben große Barken auf dem Strome, und Flöße, und ein eignes Sägewerk. Na, also, meine Lieben, wie der Schwiegervater bemerkte, daß auch der jüngere Sohn es auf sie abgesehen hatte, auf diese Katarina nämlich, da schickte er sie hierher in unser Kloster, der größeren Sicherheit wegen. Nun kam ihr Bräutigam zurück, der ist

aber einäugig, weil ihm nämlich eine Aule, die er einmal als Junge fangen wollte, ein Auge ausgehackt hat. Seine erste Frage war: „Wo ist Katarina?“ Der Vater aber, dieser alte Satan, hatte so seine eignen Gedanken: „Dein Bruder“, sagt er, „wollte sich an sie herannmachen, ‘s ist ihm aber nicht gelungen!“ — „Wer? Mein Bruder Jegor?“ — „Ja, gewiß, derselbe!“ Der Einäugige aber hieß Lewon, Lewon Petrow. Na, dieser Lewon also ging nach der Sägemühle, schlug den Bruder mit einem schweren Knüttel übern Schädel und traf ihn so unglücklich, daß der arme Jegor gleich seinen Geist aufgab. Nun kam die Polizei und die Beamten, und die na<sup>men</sup> eben jene Katarina ins Verhör und führten sie unter Bewachung ab...“

„Sprichst Du von der neuen Chornonne?“ fragte Matwjej leise.

„Ganz recht, von der sprich‘ ich. Es heißt auch, meine Lieben, daß sie nicht ganz ohne Sünde sein soll: mit dem Schwiegervater soll da etwas passiert sein. Sie ist eine Waise — du lieber Gott, da ist so mancherlei möglich...“

Matwjej stand in der Tür, mit den Armen gegen die Pfeller gestützt; wie ein ans Kreuz Geschlagener stand er da und murmelte:

„Das ist erlogen, alles erlogen...“

Natascha suchte ihm zu beweisen, daß sie die Wahrheit sprach, er hörte jedoch nicht auf sie, sondern begab sich in sein Zimmer. Ein Chaos von trüben Gedanken in der Seele, trat er ans Fenster und blickte ins Freie hinaus, wo soeben der Glanz des jungen Frühlingstages erlosch.

Am ersten Osterfeiertage begab sich Matwjej nach dem Friedhof, um an den Gräbern des Vaters und Pelagias zu verweilen. Mit stiller Freude bemerkte er, daß die Bäumchen, die er hier eingepflanzt hatte, Wurzel gefaßt hatten: die dünnen Zweige der Birken waren dicht mit Blattknospen besät, und an den Astspitzen der Tanne hingen mit Harztropfen bedeckte, im Sonnenlicht schimmernde gelbe Zapfen. Aus dem Nasenbelag des Grabes blickten schüchtern blaßblaue Leberblümchen zum Himmel empor, die Primeln hatten ihre atlasweichen Blüten geöffnet, und die Köpfe des Löwenzahns prangten in sattem Gelb.

Zwischen den Kreuzen gingen schweigend die Besucher auf und ab, und schon von weitem bemerkte Roschemjakin den zottigen Kopf des Chorsängers Klutscharew, der unbedeckten Hauptes auf einem Grabe saß und mit einer dünnen Rute leise den Stengel einer Blume hin und her bewegte, als wollte er ihn zwingen, sich vor der Sonne zu verneigen.

Sie begrüßten einander mit dem Ofterkuß, und der schwarzhaarige Riese murmelte irgendetwas vom frühen Frühlingsanfang vor sich hin.

„Wer ruht da in dem Grabe? Ein Verwandter von Dir?“ fragte Matwjej.

Klutscharew stieß mit dem Absatz gegen den Grabhügel und antwortete:

„Nein, es ist ein fremdes Grab. Ich habe hier keinen liegen.“

Er ließ seinen Blick in die Runde schweifen und sagte dann:

„Laß uns gehen. Es ist hier feucht und kühl.“

Von den Grabkreuzen fielen leichte Schatten auf den Weg, die das junge Grün des Grases dunkler erscheinen ließen.



„Du langweilst Dich wohl?“ fragte der Sänger den Jüngling, während sie langsam dahinschritten, mit einem Blick zur Seite.

„Nein“, entgegnete Koschemjakin zögernd.

„Schafir hat schon recht!“ fuhr der schwarzhaarige Mensch fort. „Wir Russen sind ein Volk, das von der Langweile geplagt ist. Aus Langweile denken wir uns dies und das aus. Namentlich wir Hiesigen...“

„Aber der Schafir ist doch auch ein Hiesiger!“

Kljutscharew zog seine Mütze tief in die Stirn und meinte dann:

„Er und Puschkarow — das sind zwei ganz besondere Menschen. Sie glauben beifolgsweise beide fest an Gott...“

Matwjej wich erstaunt vor ihm zurück.

„Glaubst Du denn nicht an Gott?“

„Ich spreche nicht von mir, sondern im allgemeinen,“ versetzte der Sänger unlustig.

„Was heißt das — im allgemeinen?“ sagte Matwjej streng. „Alle glauben doch an Gott!“

„So eben: im allgemeinen“, versetzte Kljutscharew gähmend. Und dann blickte er um sich und fuhr geheimnisvoll staunend fort: „Ich weiß nicht, wie ich's sagen soll — aber sieh mal: da ist auf der einen Seite Gott, Jesus Christus, und auf der andern Seite das Schicksal! Wenn ein Gott ist, dann braucht man doch kein Schicksal mehr. Dann existiert eben nichts weiter als — Gott! Er ist überall, und alles ist von ihm! Bei uns aber gibt's einen Gott, und ein Schicksal, und dann noch den Satan, und allerhand Teufel, Hausgeister, Wassergeister, Waldteufel und Sumpfsgeister. Und an alles das glauben wir, und auch die Geistlichkeit glaubt daran. Nichts kann man mehr unterscheiden — was von Gott kommt, und was vom Schicksal: alles läuft durcheinander. Unser Pope bei St. Nikolas, der glaubt fest an die Hausgeister, kann ich Dir versichern. Und auch ans Schicksal glaubt er: ‚Das ist mal so Dein Schicksal, Jafim‘, sagte er neulich zu mir. Dagegen kannst Du nichts machen“, sagte er. Ich erwiderte ihm drauf: ‚Was soll denn das Schicksal, wenn's doch einen Gott gibt?‘ Und da lachte er: ‚Das ist nur so ein Wort‘, sagte er — ‚das Schicksal‘...“

Er streckte den Arm in die Luft vor und sprach in einem Tone, als wollte er jemandem drohen:

„Ich weiß schon, was für ein Wort das ist: das ist kein bloßes Wort, sag' ich, nein!...“

Matwjej fielen die Worte des Sängers schwer auf die Seele: es entging ihm nicht, welche Rolle das „Schicksal“ in der Vorstellung der Menschen spielte, mit welcher scheuen Ergebenheit sie von ihm sprachen und es in zahllosen Sprichwörtern nannten. Er wollte nicht, daß der Sprigenwächter noch weiter von diesem Gegenstande rede, und verabschiedete sich von ihm.

Ein paar Tage darauf fragte der Sänger Matwjej plötzlich, ganz außer allem Zusammenhang, in seiner gleichgültigen, stumpfen Weise:

„Sag' mal — besuchst Du keine Mädchen?“

„Nein“, antwortete Matwjej erröthend.

„Warum nicht?“

„Ich habe niemanden, der mit mir ginge“, sagte Matwej nach einigen Besinnen, nicht ohne Verlegenheit.

„So—o!“ versetzte der Sänger gedehnt, in einem Tone, als wenn ihm der Grund, den der Jüngling angegeben, vollkommen ausreichend erschiene. Und gleich darauf fügte er hinzu: „Komm doch mit mir. Brauchst keine Angst zu haben, wenn Du mit mir gehst. Morgen können wir gehen — heute ist Sonnabend, da wär's Sünde, aber morgen...“

Matwej warf einen Blick auf sein ausdrucksloses Gesicht und dachte:

Soll ich mit ihm gehen? Wie einen Stier zur Ruh will er mich hinführen... Was für ein plumper Bursche ist er doch! Und wie sonderbar ist er dabei: erst zerbricht er sich den Kopf über das Schicksal — und nun kommt er plötzlich auf etwas... und die sonderbaren Träume, die er hat... Jetzt will er den Sonnabend nicht entweihen — als ob das nicht ganz gleichgültig wäre!

Es war ihm peinlich, an den Vorschlag zu denken, den der Sänger ihm gemacht hatte, doch war es nicht Scham, was er empfand. Immer schwerer fiel ihm die Enthaltsamkeit, und wenn er Natascha ansah, gedachte er oft unwillkürlich jener Nacht, da sie, von Pelagia geschickt, in sein Zimmer gekommen war. Die Erinnerung an Pelagia war mit der Zeit in ihm verblaßt und hinderte ihn kaum noch, sich in Gedanken mit andern Frauen zu beschäftigen.

Am Abend des folgenden Tages saß er in dem kleinen Gastzimmer einer Vorstadtspele, vergeblich bemüht, seine Aufregung zu verbergen. Auf dem Tische vor ihm land ein brodelnder Samowar. Die Dielen des Fußbodens knarrten, und auch die ziegenledernen Schuhe des Mädchens, das ihn bediente, knarrten — so flink lief sie im Zimmer auf und ab, daß Matwej nur den dunklen Zopf, die weißen Schultern und das rosa Kleid sah.

Kljutscharew redete ihm mit seiner tiefen Bassstimme zu:

„So trink doch! Hier mußt Du etwas trinken.“

Er selbst war bereits betrunken. Auf seinem Schoße saß ein großes Weibsbild, und er rief dem Mädchen mit dem schwarzen Zopfe zu:

„He, Dunjascha, so bewirte ihn doch!“

„Er will ja nichts trinken!“

„Red' ihm nur zu!“ sprach Kljutscharew aufmunternd.

Dann ging er mit dem großen Weibsbild hinaus, worauf Dunjascha sich lächelnd neben Matwej setzte und ihn fragte:

„Darf ich Dir einen Kuß geben?“

„Wenn Du willst...“ murmelte er, ohne sie anzusehen.

Sie umarmte ihn, sah ihm mit ihren leeren Augen ins Gesicht und fragte verwundert:

„Du bist ja gar nicht lustig! Warum nicht?“

„Ich sehe Dich zum ersten Mal...“, sagte er verlegen, während er näher zu ihr hinrückte.

„Auch ich sehe Dich zum ersten Mal!“ antwortete sie mit sorglosem Lächeln.

Von diesem Tage an weihte Klutscharew den jungen Mann gemächlich in die Geheimnisse des Sumpflebens von Dkurow ein und ließ sich seine Mentordienste reichlich mit Geld bezahlen. Er forderte es nicht gerade, nahm aber, was er irgend bekommen konnte, und er nahm so oft, daß Matwej mehr als einmal zu ihm sagte:

„Du läßt Dir viel zu viel bezahlen... Puschtarew brummt schon mächtig darüber...“

„Laß ihn ruhig brummen, es ist doch alles gleich!“ erwiderte Klutscharew, und er schenkte an diesem Tage den Mädchen noch schönere Tücher, bewirtete sie noch reichlicher mit Rüßen, Pfeffertuchen und süßen Likören.

„Es ist doch alles gleich!“ tönte es wie ein dumpfes Echo in der Seele des Jünglings nach, und folgsam, wie ein gefesseltes Schlachtthier, ging er mit dem Kirchensänger überallhin, wohin dieser ihn führte.

Es fiel Koschemjakin auf, daß der Spritzenwächter immer schleichsamer wurde, daß er trank, ohne berauscht zu werden, daß sein Gesicht immer länger wurde und seine Augen Farbe und Glanz verloren. Sein Gang wurde langsam und schleppend, und er stolperte häufig, als wäre er nicht mehr imstande, seinen Schatten, der dichter und schwerer geworden, hinter sich herzuschleppen.

Natascha empfing den Sänger mütterlich und unfreundlich. Schatir drückte sich schweigend zur Seite, sobald er seinen schwarzen Bart erblickte, und der Soldat schrie ihn an:

„Bist Du wieder da? Du Aufwiegler, Teufel...“

„Bist Du krank?“ fragte ihn Matwej, der das Gefühl hatte, daß irgend etwas diesen Menschen schwer bedrückte.

Klutscharew richtete den trüben Blick in die weite Ferne und sprach nur das eine Wort, das man in Dkurow gar oft zu hören bekam:

„Langweilig ist's...“

Der Jüngling erinnerte sich, daß auch sein Vater dieses Wort, das wie eine Anklage des Lebens klang, so manchesmal gebraucht hatte.

Eines Tages, als der Sänger mit Matwej auf dem Felde hinter dem Kloster einen Spaziergang machte, wurde er ein wenig lebhafter und erzählte einen seiner langweilig grauen Träume.

„Mit einemmal sehe ich: das Meer liegt vor mir!“ tönte seine tiefe Bassstimme, während er die Arme ausbreitete und die Augen weit aufriß. „Der Djean! Und an einer Stelle erhebt sich ein Berg, bis an die Wolken. Ich saß dort, in halber Berghöhe, mit dem Gewehr in der Hand, als wäre ich auf der Jagd. Plötzlich kommt ein Mensch auf mich zu, ohne Gesicht erschien er, und war in Lumpen gekleidet, und spricht weinend zu mir: ‚Dieser Berg ist aus meinen Sinnen aufgebaut, er ist der Thron des Satans!‘ Und dann stürzte er sich mit der Schulter gegen den Berg, und es gab einen Ruck, und er stürzte ihn um... Ich aber flog davon!“

„Und da erwachtest Du?“

Klutscharew antwortete nicht. Er hielt die flache Hand über die Stirn und schaute, den Hals vorstreckend und die Beine breit auseinander stellend, nach den fernen Hügelreihen.



Am Sonntag darauf, ganz früh am Morgen, gab es in der Stadt ein Hallo, es habe sich jemand auf dem Grundstück der Polizeiwache mit einem Gewehr erschossen. Es war kein anderer als Klutscharew, der seinen Kräutern dort hinter dem Sprigenschuppen, unter der krummen, alten Weide ein Ziel gesetzt hatte. In den Mund hatte er sich geschossen, und sein Schädel war ganz zertrümmert. In einer großen Blutlache lag der lange Körper mit dem zottigen Stumpf, der von dem Kopfe übriggeblieben war.

Die gestrenge Polizei von Skurow zwang den buckligen Mützenmacher Samson, die zerstreuten blutigen Knochenstückchen aufzulesen. Samson, der so betrunken war, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte, sammelte die Schädel splitter in ein Körbchen; bei jedem einzelnen, den er aufnahm, fuchtelte er mit der Hand in der Luft, als ob er sich verbrannt hätte.

„Wer ist's denn eigentlich?“ fragten die Leute von Skurow einander erschrocken.

„Herr Gott, der Sprigenwächter ist's!“

„Der bei St. Nikolaus gesungen hat?“

„Ja doch, derselbe!“

„Der ganze Schädel ist weg, schrecklich sieht er aus...“

Die Budeninhaber auf dem Marktplatz erörterten den Vorfall auf ihre Weise:

„Ja, dieses Handwerkervolk stellt schon etwas an!“

„War er denn ein Handwerker?“

„Na, oder Sprigenwächter, das kommt auf eins heraus...“

„Die Handwerker tun so etwas nicht am Sonntag. Bei denen ist's meistens der Dienstag.“

„Ganz recht. Den Montag müssen sie noch zum Saufen haben.“

„Und die Handwerker erschießen sich auch nicht, die hängen sich gewöhnlich auf.“

Die meisten schwiegen und starrten nur erschrocken nach der mit Blut und Hirnteilen bedeckten Stelle, an der der Tote lag. Die Frage, ob dem Selbstmörder nicht mit Rücksicht darauf, daß er auf dem Chor gesungen, ein ehrliches Begräbniß zuteil werden würde, kam zur Erörterung, ward jedoch lebhaft verneint.

„Das ist nun, solange ich lebe, schon der siebzehnte, der in unserer Stadt auf gewaltsame Weise umkommt“, meinte der alte Chrapow, und er zählte alle Selbstmörder, Erfrorenen, Ertrunkenen und durch den Branntwein zu Tode gekommenen, deren er sich erinnern konnte, an den Fingern her.

Vater Basunow aber, der ohne Mühe dastand, schüttelte das graue Haupt und sprach laut, als wenn er im Psalter läse:

„Es wohnt keine Gottesfurcht im menschlichen Herzen; nicht Menschen sind es, die die Erde bevölkern, sondern unnützes Vieh!“

Aufs tiefste erschüttert, stand Matwzej unter der alten Weide und blickte auf den Toten. Es war im August, im Laub schimmerten bereits zahlreiche gelbe Blätter, und obschon die Sonne sich längst über die Stadt erhoben hatte, war die Erde doch hier, in dem kühlen Winkel unter dem

Baume, wo der Feuerwehrschruppen seinen Schatten warf, noch von grauen Tautropfen bedeckt.

„Komm mit nach Hause!“ sagte Puschtarew, der mit Matwej und dem Tataren gekommen war, und stieß den brütenden Jüngling mit der Schulter an.

Sie gingen. Es war Matwej, als schwankte die Straße unter seinen Füßen und als blicke der Schrecken aus den Fenstern der Häuser. In der sonnigen Stille des Sonntagmorgens hallte seltsam beunruhigend Schafirs vorwurfsvolle Stimme wieder:

„Was doch ausdenken diese Russen...“

„Schweig!“ fuhr der Soldat ihn brummig an. „Was verstehst Du davon!...“

„Warum? Ich versteh' schon! Mir tut's leid... Warum sie mit Absicht ausdenken solche verschiedene Worte? Lauter solche schreckliche Worte... Nein, nein, das ist nicht gut!... Fürchtet sich selbst und will andere schrecken...“

„Schweig!“

„Warum soll ich schweigen?“ versetzte der Tatar hartnäckig, wenn auch mit freundlichem Tone. „Drum leben in Rußland so langweilig, weil immer sie etwas ausdenken, arbeiten zu wenig! Mit Absicht suchen immer eure Russen, welches schwerste Gedanken sind. Du selber weißt, daß sie die Arbeit nicht lieben...“

„Hör' endlich auf, sag' ich, Du Satan...“

Während der ganzen folgenden Woche verließ Matwej das Haus nicht ein einziges Mal. Er fühlte eine innere Betäubung, als wäre jener Schuß in seiner Brust gefallen und hätte all die beunruhigenden und unklaren Vorstellungen wieder emporgerüttelt, die sich dort beinahe schon zu der dumpfen Gleichgültigkeit eines Menschen, der vom Leben ohne Kampf besiegt war, verdichtet hatten. Ganz mechanisch hatten sich die empfangenen Eindrücke durch ihr Schwergewicht, dem sein Wille nicht entgegenwirkte, in seiner Seele zu einer festen, zähen Masse verdichtet und in ihm ein niederdrückendes Ohnmachtsgefühl erzeugt. Jeder Keim des Widerspruchs, der Auflehnung gegen diesen Prozeß der Aufsaugung des Menschen durch das Leben erstikte rasch und leicht in diesem trägen Gedankensumpfe, und das Leben, dieses in seiner Eintönigkeit, Schwunglosigkeit und inneren Armut so schreckliche Leben von Dnurow, trug den Sieg davon.

Um die festen Schlingen dieser trostlosen Langweile von Dnurow zu zerreißen, die in dem Menschen zuerst das Tier weckt und ihn dann, seine Seele ganz unmerklich ertötend, in ein stumpfsinniges Stück Vieh verwandelt, bedarf es einer ununterbrochenen Anspannung der ganzen geistigen Kraft und eines unerschütterlichen Glaubens an die menschliche Vernunft. Diesen Glauben aber gibt dem Menschen nur die rege Teilnahme an dem großen Leben der Welt, wie die Sterne am Himmel müssen ihm stets die Leuchtfeuer aller Hoffnungen und edlen Bestrebungen, die unverlöschlich auf dem Erdenrund flammen, deutlich sichtbar bleiben.

Von Dnurow aus sind diese Leuchtfeuer freilich schwer zu erspähen...

...Langsam und eintönig ging der Winter vorüber, im Frühjahr aber erlebte Koschemjatin einen neuen, herben Schmerz. Eines Tages kam Natascha ins Zimmer gestürzt und rief ganz erschrocken:

„Geh doch mal rasch nach dem Schuppen, Matwjej Sjawelitsch, mit dem Soldaten ist irgendwas passiert!“

Der alte Puschkarew saß in der Tür des Speichers auf einem großen Bündel frisch geschlichteten Hanfes, stützte sich gegen den Pfosten und spuckte Blut aus.

„Hm ja, Matwjej... es scheint da... etwas nicht richtig... in meiner Brust...“ murmelte er halblaut.

Die Arbeiter, die hinter ihm standen, tadelten ihn träg:

„Was brauchtest Du Dich auch mit einer solchen Last zu schleppen...“

„Fort mit Euch!“ sprach der Soldat mit schwacher Stimme, während er sich das Blut von den Lippen wischte. „Was ist das nur, hä? Es fließt und fließt...“

Er versuchte aufzustehen, schwankte jedoch und wäre fast hingefallen. Verwirrt mit dem Kopfe schüttelnd, murmelte er scherzend:

„Da habt Ihr's! Vom Jahr hab' ich mich betrunken, und jetzt erst bin ich umgesunken...“

Man hob ihn auf, und es zeigte sich, daß das Hanfbündel ganz von Blut durchnäßt war. Er wurde nach der Küche gebracht; hier bekreuzte er sich vor den Heiligenbildern, streckte sich auf der Ofenbank aus und schickte die Arbeiter hinaus. Die Köchin ging nach dem Keller, um ein Stück Eis für ihn zu holen, und er blieb mit Matwjej allein.

„Das ist nun mein Ende, siehst Du“, begann er leise. „Halt Dich an den Tataren, wenn ich nicht mehr bin — der ist ein verständiger Mensch, der Schafr! Glaub' mir's, Matwjej: unter den Tieren sind die Hunde die treuesten, und unter den Menschen die Tataren... Behandle ihn gut... leg' ihm zu... Du bist leider noch so jung... ich dachte noch so fünf Jahre Dir zur Seite zu bleiben, doch nein... da ist er schon, der Tod!“

Er runzelte die Stirn und schloß die Augen. Von der Bank fielen die Blutstropfen schwer auf den Fußboden. Natascha brachte das Eis und blieb betrübt an der Tür stehen.

„Na, was willst Du denn? Geh schon, geh...“, sagte der Soldat.

Und als sie fort war, fuhr er bestimmt und ruhig fort:

„Behalt sie, die Natascha... sie ist ein tüchtiges Weibsbild! Schafr hat sie gut abgerichtet... Mit den Weibern sei vorsichtig! Man soll mit ihnen nicht sein Spiel treiben, sie haben auch ihren Menschenwert. Solltest Du Lust haben zum Heiraten, dann nimm Dir eine von uns, aus der Vorstadt... Unsere Mädel sind zwar arm und verhungert, aber dafür sind sie klüger als die aus der Stadt. Kannst mir's glauben!“

Seine Augen ruhten müde auf Matwjej, und sein Gesicht ward runzelig und schwarz, als wenn es, von einem unsichtbaren Feuer verzehrt, sich in Kohle verwandelte. Die gekrümmten Finger, die auf Matwjejs



Knie ruhten, bewegten sich zitternd; es war Matwej, als ob ein alter Schauer von ihnen ausgehe und seinen Körper durchbringe.

„Es raschelt so in meinem Kopfe“, sprach der Soldat leise, „als ob darin Schwaben herumläufen, n—ja... Mit dem Heiraten beeil' Dich nicht: Deinem Schicksal kannst Du auch auf allen vierten nicht entgehen...“

Matwej hätte ihn trösten mögen, doch er schämte sich, vor diesem Menschen auch nur ein unwahres Wort zu sagen, und so verharrte er in dumpfem Schweigen.

„Wenn ich tot bin“, sprach der Alte mit müder, lispelnder Stimme, dann ruf' den Barbier, daß er mir den Bart abträgt. Ein Gedächtnismahl brauchst Du nicht auszurichten, bist ja ohnedies kein Freund der Bettler... Faulpelze sind's meistens, das ist sicher... Noch eins: ich habe zwei Nissen, Sawatejka und Sossim... Laß die nicht ganz im Stiche...“

„Sei unbesorgt“, brachte Matwej mühsam hervor. „Sei nicht zu gut gegen die Menschen — fressen Dich sonst bis auf die Knochen auf... Zieht mir nur ja die Uniform an... ganz vorschriftsmäßig! Und heul' vor allem nicht...“

„Es tut mir leid um Dich!“ sagte Matwej aufschluchzend.

„Laß schon gut sein...“ kam es wie ein heiseres Zischen aus dem Munde des Sterbenden, dessen Augen geschlossen waren. „Ich sterbe nicht gern... aber es muß sein! Vergiß nur nicht... die Uniform... Kann sein, ich beegne dort dem Kaiser Nikolaus...“

Plötzlich schien noch einmal Leben in ihn zu kommen, und er sprach laut, mit deutlicher Betonung:

„Zweiundsiebzig Jahre hab' ich tadellos gedient... hab' immer redlich meine Pflicht getan... Das ist beim Herrgott oben aufnotiert! Er ist gerechter als alle Zaren, unser Vater im Himmel...“

Er stieß Matwej leicht von sich und sank wieder entkräftet zusammen.

„Warum ist der Pope nicht da?“ flüsterte er kaum vernehmlich. „Mir ist so übel... geh, schick' den Schakir nach ihm... Mach' rasch...“

Matwej lief in den Hausflur — dort stand der Tatar in einer Ecke, hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt und murmelte etwas vor sich hin. Im Hofe lief Nataſcha wie kopflos hin und her: aus ihren zusammenhanglosen, schmerzlichen Ausrufen entnahm Matwej, daß der Arzt einen Mordbrausch habe und nicht wach zu bekommen sei, daß der Pope von St. Nikolaus nach dem Mühlteich gefahren sei, um Welse zu fangen, und der von der Barbarakirche krank zu Bett liege: die Bienen hätten ihn so zerstoehen, daß er nicht sehen könne.

Der Jüngling stand auf der Freitreppe und sah durch die offene Thür des Speichers die grauen Fäden, die sich auf der Seilerbahn eiförmig hinzogen.

„Jetzt hab' ich mich selbst um alles das zu kümmern“, ging's ihm durch den Kopf.

Er lief zurück nach der Küche, um nach dem Alten zu sehen. Durch das offene Küchenfenster hörte er sein heiseres Flüstern, das von kurzen, wehmütigen Ausrufen Schakirs unterbrochen ward:

„Sei ruhig, Väterchen... ich... immer tren bin... ach!“

Dann erschien der Kopf des Tataren in dem Fenster, und er rief in den Hof hinaus:

„Herr!...“

Matwej betrat die Küche. Der Soldat erschien noch dunkler, noch mehr verfohlt, die grauen Stoppeln auf Kinn und Wangen starrten wie die Stacheln eines Igels, und sein Gesicht hatte einen finsternen, strengen Ausdruck angenommen. Die kleinen Augen, aus denen die letzte Zähre rann, schimmerten kaum noch, und die rechte Hand, deren Finger wie zum Kreuzzeichen gespitzt waren, lag unbeweglich auf dem Herzen.

„Er hört nicht!“ sagte Schafir und schob seine Kappe von einem Ohr aufs andere. „Er rührt nicht die Hand...“

„Matwej, bist Du da?“ fragte der Soldat. „Leg' mir die Finger zusammen... zum Kreuzmachen...“

„Ich hab' sie schon gelegt“, sagte Schafir.

„Die Hände auf die Brust... Warum ruft Ihr... den Popen nicht?“

Auf dem Fußboden rann langsam, als ein dunkles Band, das Blut des Sterbenden.

„Es wird ins Ofenloch rinnen, es wird danach riechen...“, dachte Matwej, unwillkürlich erschauernd.

Die Kinnlade des Soldaten begann bereits abzufallen, seine Lippen bewegten sich jedoch noch und flüsterten kaum vernehmlich die letzten Worte:

„In Deine Hände, Vater... Vergiß den Esawatejka nicht... Matwej... und den Sossim... Leb' wohl... Ist Schafir da?“

„Hier, Väterchen, hier!“

Der Tatar stand da, den Blick auf seine Handflächen gerichtet, und murmelte etwas vor sich hin, als ob er in einem unsichtbaren Buche lese.

„Sag' Deinem Onkel... Rachmetulla... vielen Dank für seine Freundschaft... Frag' ihn um Rat... Matwej... wenn etwas nicht stimmt... Rachmetulla... versteht alles... Ich dank' ihm für seine Freundschaft... sag' ihm...“

Der hochgewachsene, grauköpfige Klosterpope, den man schließlich gerufen hatte, kam herein. Als er den Sterbenden erblickte, sprach er freundlich:

„Nun, jetzt laßt uns allein...“

„Wie ist er groß, ach!“ sagte der Tatar leise zu Matwej, als sie beide auf der Nasenbank vor dem Hause saßen. „Wieviel Blut da ist, bis letzten Tropfen hat er gelebt...“

„Er tut mir leid“, versetzte Matwej, recht von Herzen betrübt — „so bitter leid... Um den Vater selbst hab' ich mich nicht so gekränkt...“

„Ich ihn als Kind schon kannte... Er mich auf Knien gehalten, und Trommel geschlagen, und Trompete gespielt — über zwanzig Jahre ist schon her!... Rachmetulla, mein Vater, immer zu ihm sagte: Dein Herz ist stark, ist tatarisches Herz, Dein Kopf ist rund, wie tatarischer Kopf — immer tren! Es ist nur ein Gott!“

Matwej sah den Tataren an und fragte leicht gekränkt:

„Ihr liebt wohl die Russen nicht?“

„Gute Menschen — alle wir lieben, schlechte Menschen — gar nicht. Tatar ist grade und einfach. Russen — keinen lieben, nicht Guten, nicht Schlechten, lieben nur zu lügen. Puschtarew — war grade und einfach, ja—a! Unser Volk liebt so zu sein...“

Der Tatar sprach noch weiter, doch Koschemjatin hörte nicht auf ihn, sondern lauschte nach dem Fenster, aus dem die leise Stimme des Priesters, der das Sterbegebet las, zu ihm herüberklang. Auf dem Dache des Dubnowschen Hauses saßen mit gestäubten Federn die Krähen und wärmten sich in der Sonne...

Nach einem Weilchen trat der Pope auf die Vortreppe hinaus und sagte: „Nun tretet ein und nehmt Abschied von ihm, der die Reise in die Ewigkeit antritt...“

Schakir rief die Arbeiter heran; die Krähen schüttelten sich, neigten die Köpfe und blickten argwöhnisch über den Hof hin. Von allen Seiten gingen Leute nach der Küche zu, die Männer klopften ihre Hemden zurecht, entfernten die Hanffschäben aus dem Barre und guckten düster vor sich hin.

Als Matwej die Küche betrat, hörte er, wie Natascha leise sagte:

„Man muß ihm gleich zwei Münzen auf die Augen legen, sonst verglasen sie, schließen sich nicht und holen bald einen andern...“

Der junge Hausherr sah über die Schultern der Leute hinweg in das dunkle Antlitz des Verbliebenen und fügte düster hinzu:

„Bindet ihm ein Tuch um die Kinnlade...“

Dann ging er nach dem Arbeitsplatz, saß dort lange und sah zu, wie der bärtige Michajlo rückwärts schreitend die Seile schlichtete, indem er sie abwechselnd, eins nach dem andern, mit Pferdehaaren und mit einem nassen Lappen abrieb. Nach seinen Armbewegungen schien es, als wolle er vorwärtsschreiten, und als stoße ihn jemand vor die Brust, daß er wider Willen rückwärts gehen mußte. Eine Spule geriet ihm dabei zwischen die Füße, er stieß sie mit der Ferse fort, daß sie zur Seite flog. Sie beschrieb jedoch nur einen Halbkreis und kam ihm wieder zwischen die Füße, und von neuem stieß er sie fort, nur so weit, daß sie gleich wieder im Bogen zurückkehren konnte.

„Wie dumm er ist!“ dachte Matwej. „Er sollte kräftiger zustoßen, dann flegt das Ding ganz zur Seite...“

Er blickte an den grauen, zitternden Linien der Hanffäden entlang in die Ferne, hörte die Arbeiter von Zeit zu Zeit ein paar mürrische Worte miteinander tauschen und dachte bei sich:

„Was soll mir das alles? Am liebsten ließe ich den Kram hier im Stich und jöge hinaus in die Welt...“

Der Frühlingstag ging zur Rüste, ein leichter Wind bewegte das vorjährige dürre Steppengras; die Herde kehrte vom Felde zurück, satt und verschlafen klang das Brüllen der Kühe. Ein feuchter Duft stieg von dem erst jüngst aufgetauten Erdboden empor, der fetten Graswuchs und üppigen Blumenflor versprach. Man hörte das Hämmern der Wöttche und das schrille Geläut einer kleinen Glocke, die zur abendlichen Fastandacht rief. Im Klostergarten wurde der Boden umgegraben, man



vernahm das jugendliche Lachen und Plaudern der Arbeiterinnen; die Sonne schien, eine Lerche trillerte in der Luft, und von den Hügeln hinter der Stadt stieg ein leichter blauer Dunst auf.

Die heitere Frühlingsstimmung vermochte den Gram im Herzen nicht zu bannen. Die Tränen traten ihm in die Augen, als er so in seiner Verlassenheit dasaß und vor sich hinbrütete.

„Alle gehen davon,“ sagte er sich, und ein Gefühl der Kränkung ging wie ein leichter Hauch über sein Herz hin. „Gerade die Besten sterben, oder sie gehen fort, wie Sason und Markow, oder man jagt sie fort, wie den Küster...“

Schafir kam und bat ihn, die Mütze vom Kopfe nehmend, um Geld.

„Setz' doch die Mütze auf!“ sagte Matwej verlegen und ärgerlich zugleich. „Was willst Du?“

„Du bist in Gedanken... ich fürchtete, Dich zu stören darin...“

„Was ist da zu fürchten!“ sagte der Jüngling leise, in freundschaftlichem Tone. „Ich selbst fürcht' mich hier vor allen...“

„Macht alles nichts!“ sagte der Tatar und schüttelte wie ermutigend den Kopf. „Alles wird gut sein! Mußt nicht in Trübsinn fallen... Jetzt bald der Frühling ist da! Wollen reden, was nötig ist: müssen ein Grab besorgen, müssen den Alten begraben...“

Am Begräbnistage regnete es, und nur wenige Leidtragende folgten dem Sarge; selbst von den Bettlern waren nicht alle gekommen.

Schafir folgte, ein wenig abseits, dem Leichenzuge — ohne Mütze, in der bloßen Kappe, die so durchgereget war, daß das Wasser über sein Gesicht niederfloß. Immer stärker wurde der Regen, der Weg war ganz aufgeweicht, und die wenigen Leute aus der Stadt, die mit zum Grabe gingen, blieben zurück. Nur die nächsten Angehörigen und etliche Bettler gingen schließlich mit der Leiche.

Der mackere alte Soldat wurde neben Pelagia, in derselben Umfriedung bestattet. Der Pope von St. Nikolaus sang, vom Regen ganz durchnäßt, in aller Eile die Liturgie herunter, der Küster schwang den klirrenden Weihrauchfessel, in dem die Kohlen erloschen waren, und beide beeilten sich, den Schoß ihrer Kutte hochnehmend, schleunigst in die Wachtstube des Friedhofsaufsehers zu gelangen. Michajlo, Iwan und Jakim ließen hastig den Sarg in das Grab hinunter und schaufelten hastig die nasse Erde darauf, unter der der Sargdeckel einen dumpfen Ton gab, wie eine feucht gewordene Trommel. In kleinen Rinnsalen sickerte das Wasser an den Seiten der Gruft hinab, und von den dünnen Zweigen der Birken und den Nadelbüscheln der Tanne fielen große, glänzende Tropfen in die Tiefe.

Mit dem Kopfe gegen das eichene Kreuz auf Pelagias Grab gelehnt, stand Koschemjakin da und weinte still.

„Run wollen wir heimgehen, Matwej Sjawelitsch!“ sprach Michajlo dumpf. „Was bleibt uns schon übrig!“

Matwej hob den Kopf empor, und durch das graue Netz des strömenden Regens sah er außerhalb des Friedhofsaumes den Tataren, der den Friedhof nicht betreten hatte. Das Gesicht gen Osten gewandt, stand er da;

auf dem Rasen zu seinen Füßen lag die Mähe, die der Regen in einen dunklen, formlosen Knäuel verwandelt hatte.

Roschemjakin winkte den Leuten nach Schafir hin, und alle blickten auf seinen gebeugten Rücken und den vom Regen überströmten runden Kopf.

„M—ja“, sprach Michajlo leise — „wenn er auch nicht unseres Glaubens ist, so fühlt er's doch schmerzlich...“

„Ein prächtiger Mensch war er, der Soldat... streng, aber gut von Herzen!“ meinte Iwan nachdenklich.

Sie schwiegen eine Weile, runzelten die Brauen und schüttelten die nassen Bärte. Dann fragte Michajlo:

„Wer wird jetzt nach ihm das Geschäft leiten?“

Matwej antwortete nicht. Da sprach Iwan, tief aufseufzend, in gleichgültigem Tone:

„Uns ist's gleich, wenn nur jemand da ist...“

Alle sagten nacheinander ihre Meinung, ohne dabei den jungen Herrn oder ihre Nebenmänner anzusehen:

„Wenn er nur was vom Geschäft versteht...“

„Unserwegen kann's ein Tatar sein, oder ein Tschumwasche, ein Mordswine...“

„Alles eins...“

„Wir tun eben unsere Arbeit...“

Roschemjakin glaubte aus den gleichgültig klingenden Bemerkungen der Leute doch allerhand stille Hoffnungen herauszuhören.

„Das wird manche Enttäuschung geben“, sagte er sich. „Schafir wird's nicht leicht haben... schwerer jedenfalls als ich.“

Auf dem Heimwege ging er neben dem Tataren her, und die Arbeiter schritten hinterdrein. Ab und zu räusperte sich jemand laut, und blies sich den Regen vom Barte...

Von diesem Tage an gestaltete sich Roschemjakins Leben so, als wenn er in einem bequemen, behaglich warmen Schlitten auf glatter Bahn daherkäme. Die einförmige, weite Fahrt scheint ohne Ziel, wiegt den Dahinfahrenden in einen Zustand schläfriger Gleichgültigkeit, lullt seine Gedanken, seine wenigen flüchtigen Gemütsaufregungen ein. Von Zeit zu Zeit gibt es einen Ruck, ein leichtes Schleudern — der Mann im Schlitten fährt empor, wendet trüg den Kopf zur Seite, sieht halb im Schlaf den gewohnten Weg, die längst bekannten Derlichkeiten, und schlummert glücklich wieder ein.

In der Seele aber ruhen, wie in der vom Schnee bedeckten Erde, tief eingebettet die Keime unausgetragener Gedanken und Gefühle, die nicht zum Erblühen gelangt sind. Durch die dicke Dberschicht träger Gleichgültigkeit und lähmenden Mißtrauens in die eigne Kraft dringen unmerklich in die geheimen Tiefen der Seele die neuen Samentörner der äußeren Eindrücke, häufen sich dort an, bedrücken das Herz und sterben zumeist mit dem Menschen zugleich, aus Mangel an Licht und Wärme, die für das Wachstum alles Lebens außerhalb wie innerhalb der Seele unumgänglich notwendig sind.

## XVI.

Seit einer Woche bereits fiel ein dichter, feiner Regen, der für eine oder zwei Stunden aufhörte und dann von neuem gleich schwerem, feuchtem Staub niederzufiedern begann.

Die Stadt war ganz durchnäßt und aufgeschwemmt und zerlief gleichsam, überall floß das Wasser in kleinen Bächen daher; die Erde hatte sich sattgetrunken und konnte nicht mehr von dem niederströmenden Naß aufnehmen, und wie sie so dalag mit all den schmutzigen Pfützen und den grauen Wasserblasen darauf, sah sie aus wie eine in Lumpen gehüllte franke Bettlerin.

Die Sonne schien ausgelöscht, ihr Licht zerfloß als ein grauer, dünner Nebel in der Luft, und man konnte nicht unterscheiden, welche Tageszeit gerade über den leeren, schweigsamen, im Kot erstickenden Gassen der Stadt stand. In den kurzen regenlosen Pausen schimmerte an dem bläulich grauen Himmel ein kalter, formloser Fleck — „die Sonne der Toten“ nannten ihn die alten Weiber.

Matwej Koschemjatin saß am Fenster und sah gelangweilt zu, wie der Regen im Garten die letzten Blätter von den Bäumen schlug — frampshast hüpfen sie auf der krausen Oberfläche der Regenbäche dahin.

Schafir trat ins Zimmer und sagte, vor sich hinlächelnd:

„Eine Dame mit kleinem Jungen sitzt in der Küche, sind beide ganz naß...“

„Was für eine Dame? Wer ist's denn?“ fragte Matwej verwundert.

„Weiß nicht. Drei Tage hat Wohnung gesucht — hat nicht gefunden!“

„Wo soll sie hier eine Wohnung finden?...“

Schafir schob seine Kappe von der Stirn in den Nacken, fuhr mit den Fingern über den leicht ergrauten Schnurrbart und schlug vor:

„Gib ihr die Siebelstube, ist doch leer, was soll sie? Der Kleine sehr munteres Kind ist...“

„Gut, gib ihr die Stube“, sagte der Hausherr ohne langes Nachdenken. „Kann man darin überhaupt wohnen?“

„Kann sie selbst zusehen!...“ meinte Schafir.

„Es hat nie jemand dort gewohnt... Nur meine Mutter lebte da... Ich selbst erinnere mich nicht mehr...“

„Einen Rubel monatlich wollen wir nehmen!“ sagte der Tatar und ging blinzelnd hinaus.

„Das fehlte mir auch noch gerade“, dachte Koschemjatin für sich.

Seine kleinen, kurzlebigen, schüchternen Gedanken warfen immer gleichsam einen Schatten: kaum war solch ein Gedanke in ihm aufgedämmert, so folgte ihm auch schon ein zweiter auf dem Fuße, der den ersten zu verneinen schien. Koschemjatin kannte das schon an sich und wußte eigentlich nie, woran er sich zu halten hatte in dem wirren Gang dieser ihm selbst als etwas Fremdes erscheinenden Gedanken, die über die Oberfläche seiner Seele hinhuschten.

Er hörte, wie über seinem Kopfe hin und her gelaufen wurde, und er sagte sich, im stillen lächelnd:



„Da habe ich nun mit einemmal eine Mieterin! . . . Ganz plötzlich wie eine Krankheit, kommt sie mir ins Haus. Wenn sie jung ist, wird man natürlich klatschen. . . Und das Bürschchen wird schreien, mit Steinen werfen und die Fenster einschlagen. . . Wozu das alles?“

Schafir erschien von neuem und meinte vergnügt:

„Für einen Rubel hab' ich vermietet!“

„Sag' ihnen nur, sie möchten sich still verhalten. . . Der Hauswirt liebt den Lärm nicht. . .“

„O, sie sind friedlich!“ versetzte der Tatar zuversichtlich und lächelte still. Koschemjatin aber dachte:

„Warum ist er nur so vergnügt?“

Am nächsten Morgen, beim Tee, sagte Natascha lächelnd:

„Ach, Matwej Sjawelitsch, diese neue Mieterin ist doch zu pudig!“

Schafir verzog sein Gesicht zu einem gutmütigen Lachen, daß es mit lauter Fältchen bedeckt ward, und während er mit dem Finger unter seiner Nase hin und her fuhr, sagte er, fast ersickend vor Lachen:

„Die Zähne sie putzt sich mit eine Bürste!“

„Nicht möglich!“ versetzte Matwej höchst erstaunt und ungläubig.

„Ja, bei Gott!“ versicherte Natascha voll Eifer. „Und Kreide nimmt sie dazu, die sie in einer kleinen Büchse hat. . .“

„Sie hat vielleicht Zahnschmerzen?“ meinte der Hauswirt, den die Sache sehr zu interessieren schien.

„Nein. . . sie hat wenigstens nichts gesagt. . .“

Und über ihr ganzes, breites, verschmitztes Gesicht lachend, fuhr Natascha in rascher Rede fort:

„Sie muß sehr weit her sein und hat so 'ne merkwürdige Art: so höflich ist sie, sagt immer ‚Sie‘ zu einem, und ‚bitte, bitte!‘ Ich hab' ihr Wasser gebracht — da bedankt sie sich großartig: ‚Ich dank' Ihnen sehr, bitte, bemühen Sie sich nicht, ich kann's mir ja auch selber holen‘, und so weiter. . .“

„Ist sie hübsch?“ fragte Koschemjatin nachdenklich.

„Gar nicht übel ist sie. So runde Schultern hat sie, und dabei gut gewachsen. Das Gesicht ist ernst, doch kann sie so angenehm lächeln, so freundlich und gut. . .“

„Sie ist also noch jung? . . .“

„So fünf- bis achtundzwanzig, nach dem Söhnchen zu urteilen. . . Reich scheint sie nicht zu sein: zwei Handkörbe und ein kleiner Lederkoffer, mit Messing beschlagen — das ist ihr ganzes Vermögen.“

Der Wind trieb den Regen gegen das Fenster, und im Hofe floß das Wasser vom Dache aus der Traufe gluckend in die Regentonnen. Schafir schlürfte zufrieden lächelnd seinen Tee, Natascha wußte mit ihrer störenden Stimme noch immer Neues von der Mieterin zu erzählen, und Koschemjatin, der eine ihm unbegreifliche Unruhe empfand, sah sich rings im Zimmer um.

„Run laßt sie schon!“ sagte er und blickte zur Seite. „Wenn sie sich nur still verhält. . . Wie ist denn der Junge?“

„Ein sehr nettes, freundliches Bürschchen: wie ich hereinkam, war er ganz eingeseift, rief aber gleich: ‚Guten Tag, wie heißen Sie?‘ Zu pudzig!“

„Nun, wenn sie freundlich sind, wollen auch wir zu ihnen freundlich sein“, erklärte der Hansherr, und es war ihm selbst wohl bei seinen Worten.

Schafir nickte zustimmend mit dem Kopfe, und Natascha sagte ein wenig beschämt:

„Ja doch — aber daß sie sich die Zähne bürstet, das ist doch zu pudzig! Steckt so eine kleine knöcherne Bürste in den Mund, und nun geht’s hin und her, immer hin und her... Daß sie sich dabei kein Loch in die Backe stößt?“

Nach dem Mittagessen erschienen am Himmel helle blaue Flecke, die sich in den Regengpfützen auf dem Hofe spiegelten. Vor der größten dieser Pfützen hockte ein spitznasiger kleiner Strubbelkopf, der mittels einer Rute ein Klößchen in dem Wasser auf und ab trieb und irgendetwas schrie. Das Wasser träufelte und runzelte sich, als ob es ihm ins Gesicht lachte.

Matwjej öffnete leise das Fenster, und ins Zimmer drang eine hell klingende Kinderstimme:

It’s ein Traum, was ich gesehen?  
Drang mein sehnsuchtsheißes Flehen  
Hin bis an des Zaren Thron?

An der Haustreppe stand, den Kopf zur Seite gewandt und an seinem Barte zupfend, der Tatar, und in der Tür des Speichers bewegte sich die schiefe Gestalt des Hausknechts Markuschka hin und her. Hinter dem Fensterepfeiler versteckt, blickte Matwjej Sswelitsch auf die zierliche Gestalt des Knaben und dachte:

„Ein bißchen mager ist er... die Beinchen sind etwas dünn... Ich sah in diesem Alter anders aus... war besser genährt...“

Der Kleine richtete sich auf, wuschte die Hände an den Höschen ab, zog diese hinauf und sang wieder, die Worte des Liedes silbenweise, ganz scharf und deutlich aussprechend:

Teure Freiheit, goldne, hehre —

Dann streifte er die Höschen auf und schritt mit den nackten roten Füßchen tapfer in die Pfütze hinein, wobei er, seine Stimme möglichst tief hinabschraubend, weitersang:

Winkst du mir von ferne schon?

Das linke Hosenbein rutschte ins Wasser — der Sänger sprang aus der Pfütze, glitt aus und stand plötzlich auf allen vieren da.

„Ach, du Donnerwetter!“ rief er aus und suchte den Schmutz von den ausgespreizten Händen wegzuschlenkern.

Matwjej Sswelitsch steckte den Kopf zum Fenster heraus und sagte teilnahmsvoll:

„Na, nun gibt’s aber Schelte von Mama!...“

Der Kleine, der sich wieder aufgerichtet hatte und seine Hände in der Pfütze säuberte, wandte sein Gesicht, in dem sich die dunklen Brauen scharf abzeichneten, nach dem Sprechenden herum und meinte ruhig lächelnd:

„Ach, es wird nicht so schlimm sein!“

„Wie heißt Du denn, mein Junge?“

„Vorja. Und wie heißen Sie?“

„Ich heiße Motja, oder sagen wir lieber Dunkel Matwej. . . Matwej Sjawelitsch. . .“

Der Kleine steckte die Hände in die Hosentaschen und fragte, die Augen zusammenkneifend:

„Sie sind wohl der Hauswirt?“

„Ja, der bin ich. Warum fragst Du?“

„So!“ entgegnete Vorja. Und nach kurzer Ueberlegung fügte er hinzu:

„Sie sind aber mächtig dick!“

„So? Dann hast Du wohl wirklich dicke Leute noch gar nicht gesehen!“

„Nanu!“ versetzte Vorja lächelnd. „Was Sie sich denken! Und was für Dicke! Bei uns in Rainsk. . .“

„Wo liegt denn das?“

„Rainsk? Wissen Sie das nicht?“

„In welchem Gouvernement liegt es?“

Der Kleine stellte sich in Positur und sagte in belehrendem Tone:

„In gar keinem Gouvernement, sondern in Sibirien. . .“

Koschemjakin schob die Blumentöpfe auf dem Fensterbrett zur Seite und lehnte sich ganz weit hinaus. Er warf einen Blick durch den Hof: Schafir war fortgegangen, und Markuscha hantierte schwerfällig wie ein Bär im Halbdunkel des Speichers herum.

„Wieso denn in Sibirien?“ fragte Koschemjakin leise.

Der Kleine sah ihn erst verwundert an und sagte dann, übers ganze Gesicht lächelnd:

„Wie komisch Sie fragen! Es liegt eben in Sibirien, weil man's dort hingebaut hat. Ihre Stadt hat man hier hingebaut, und Rainsk dort. Das ist doch nun mal so!“

„Ganz recht!“ stimmte Koschemjakin ihm bei. „Wo man eine Stadt hinbaut, dort steht sie eben. . . Sag' mal — kannst Du denn schon lesen?“

„Versteht sich!“ antwortete Vorja und zuckte mit den Achseln.

„Ei, sieh doch!“ sagte Koschemjakin — „da kannst Du ja mehr als unsere Jungen hier!“

Der kleine Bursche nahm seine Rute vom Boden auf und blickte zum Himmel empor, von dem der feine Regenstaub wiederum herabzusiedeln begann.

„Vorja!“ rief eine helle weibliche Stimme — „komm herauf ins Zimmer, Du siehst — es regnet!“

„Das ist doch kein Regen, Mama!“

Auf der Haustreppe stand eine schlanke, hochgewachsene Frau in dunklem Kleide, mit glattgekämmtem Haar, bleich und streng wie eine Nonne. Es lag in ihrem Wesen etwas, das zu dem trüben Wetter zu passen schien — etwas Melancholisches, Beharrliches. Sie erblickte Koschemjakin im Fenster und erriet jedenfalls, daß er der Eigentümer des Hauses war, achtete jedoch nicht weiter auf ihn und grüßte ihn auch nicht.



„Komm, bitte, widersprich nicht!“ sagte sie zu ihrem Sohne.

„Bitte!“ sagt sie zu ihrem Sohne? Wie merkwürdig...“ dachte Koschemjatin und schloß das Fenster.

Der kurze Herbsttag schwand rasch in dem grauen Nebelmeer dahin. Der kahle Zweig einer Eberesche klopfte gegen den Fensterrahmen; der Wind jagte die feinen Regentropfen gegen die Scheiben, und durch die Wände des Hauses hindurch drang es wie ein weinerliches Flüstern.

Zum dreizehnten Male seit dem Tode des tapferen alten Puschkarew weinte nun der Herbst, klang dieses klägliche Stöhnen der verlassenen, verwaisten, im Schlamm erstickenden Erde:

„Helfst mir!... Habt Mitleid mit mir!... Liebet mich!...“

Durch nichts von einander unterschieden, waren alle diese leeren, einkörmigen Jahre, immer eins nach dem andern, still an Koschemjatin vorübergezogen, wie dunkle Pilgergestalten, die nach einem Wallfahrtsorte ziehen, und hatten ihm nichts hinterlassen als die ruhige, gewohnte Langweile — so gewohnt, daß die Seele sie schon gar nicht mehr fühlte, wie der Fuß den gut ausgetretenen Stiefel nicht fühlt.

Heute jedoch war eine gewisse Unruhe in diese Langweile gekommen. Wie die grauen Blasen auf den Pfügen dort, so waren in seinem Kopfe allerhand unerwartete, ärgerliche Gedanken aufgetaucht. Er wollte nach dem Giebel Fenster gehen und die Frau da oben fragen:

„Sag’ — wer bist Du? Warum kommst Du aus Sibirien hierher? Warum sagst Du zu Deinem Jungen ‚bitte‘? Und warum pußt Du Dir die Zähne mit Kreide — warum?“

Matwej schritt im Halbdunkel seines Zimmers auf und ab, und in einem kleinen, plötzlich wach gewordenen Ecken seiner Seele begann die Einsicht zu dämmern, daß alle diese Fragen töricht und für die Fremde, an die er sie richten wollte, sogar beleidigend waren. Leichter und lieber war’s ihm doch, an das kleine Bürschchen zu denken.

„Ein jeder Junge! Ob ich in seinen Jahren... wohl auch so gewesen bin?“

Der Kleine hatte mit seinen vom Frost geröteten nassen Händchen das stehengebliebene Rad der Erinnerungen in Koschemjatins Kopfe wieder in Bewegung gesetzt, schwerfällig kam es in Gang und drehte sich nun träg, das graue Band des Durchlebten langsam abhaspelnd. Mit den weichen Filz pantoffeln fast unhörbar über den Fußboden hinschlurrend, kam er in seinen Erinnerungen bis zu Pelagia, und nun wandte sein Denken sich wieder der neuen Mieterin zu.

„Eine Beamtenfrau scheint’s zu sein... Ist zu stolz, um einen zu grüßen...“

Natascha kam ins Zimmer und fragte leise:

„Soll ich Licht anmachen?“

„Laß nur! Ich werde selbst Licht machen.“

Sie erzählte seufzend, sie habe oben im Giebelzimmer den Ofen geheizt, da habe es so geraucht, daß das ganze Zimmer verqualmt sei. Die Mieterin habe sich mit dem Jungen auf den Fußboden legen müssen, um nicht zu ersticken.

„Sie können ja herunterkommen“, meinte der Hauswirt mürrisch.  
„Ich werde sie nicht beißen...“

„Schafir ist aufs Dach gekrochen, um im Schornstein nachzusehen, und was fand er dort? Ein Krähenest...“

„Kein Wunder! Man hat den Ofen dort nie geheizt...“

Natascha seufzte abermals, ließ den Kopf sinken und sagte in einem Tone, als habe sie selbst etwas auf dem Gewissen:

„Von der Polizei ist einer da...“

„Weshalb?“

„Ich weiß nicht... Es wird wohl wegen der Mieterin sein...“

„Da haben wir's!“ brummte Koschemjakin. „Da habt Ihr's Euch nun mit Schafir in den Kopf gesetzt, das Zimmer zu vermieten — und schon fangen die Scherereien an!...“

Er ging, ohne sich zu beeilen, nach der Küche, der Polizist war jedoch bereits fort. Auf dem Tische brannte eine Lampe, und ein hölzerner Krug, der nach Bier duftete, stand daneben. Schafir saß am Tische und trommelte mit den Fingern auf dem Henkel des Kruges, während Natascha, die Arme unter der Schürze, am Ofen stand. Beide schienen über irgendetwas erschrocken. Auch Matwej erschrak, als sie ihm nun ganz leise, mit ängstlicher Hast, erzählten, die Polizei habe angeordnet, daß sie auf die Mieterin streng achten sollten, sie dürfe die Stadt nicht verlassen, und ihre Quartiergeber seien verpflichtet, die Polizei von allem, was sie treibe und rede, genau zu unterrichten.

Da drohten nun auf einmal irgendwelche unbekannte Gefahren — zugleich aber wurde die Neugier geweckt und aufs schärfste gespannt. Ganz verduht saßen die drei sich gegenseitig an, sprachen nur halblaut, mit bedeutungsvollen Augenblinzeln, und Schafir schraubte sogar den Lampendocht herunter.

„Was mag nur der Grund sein?“ sagte Matwej voll Spannung.

„Falsches Geld sie vielleicht hat gemacht?“ meinte Schafir, doch Natascha widersprach dieser Vermutung:

„Nein, danach sieht sie nicht aus...“

„Wie kann man wissen, wonach jemand aussieht?“ bemerkte Koschemjakin leise.

„Vielleicht hat sie mit ihrem Manne was angestellt?“ sagte Natascha.

„Sie hat so was Strenges im Gesicht... Vielleicht hat sie ihm ein Passetchen gebacken?“

„Schweig, Du!“ befahl ihr Schafir.

Der Polizei gegenüber hegten die Leute von Dkurow ein ganz besonderes, nicht eben einfaches Gefühl, das sich bei ihnen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte: sie haßten und fürchteten ihre Vertreter und schmeichelten ihr anderseits auf jede Weise. Sie begriffen nicht, welchen Zweck sie hatte, und nahmen doch bei jeder Kleinigkeit ihre Hilfe in Anspruch. Daß die fremde Mieterin die Aufmerksamkeit der Polizei erregte, war zweifellos ein Umstand von nicht alltäglicher Bedeutung.

„Habt Ihr's ihr gesagt, daß der Polizist da war?“ fragte der Hauswirt.

„Nein.“

„Man muß es ihr sagen.“

„Gewiß!“ stimmte Schafir bei. „Wir sie doch nicht kennen! Polizei aber wird sie schon kennen!“

„Eine Frau, die ganz allein steht, ohne Mann — was können sie von der wollen?“ bemerkte Nataſcha. „Ein so junges Weibchen... Ich will gleich hingehen und es ihr sagen...“

„Wart' noch damit!“ sprach Roſchemjatin nach kurzem Besinnen. „Stell' erst mal den Esamowar bereit... Komm' mit mir. Schafir...“

Im Wohnzimmer zündete er mit wichtiger Miene die Lampe an und sprach dann zu dem Tataren:

„Wir wollen hier still und ruhig weiterleben, wie wir bisher gelebt haben — daran soll uns weder die Polizei noch diese Fremde behindern. Ich werde sie herunterrufen lassen und sie fragen, was los ist. Ist etwas nicht in Ordnung — nun, dann mag sie ihrer Wege gehen...“

„Nun, ja...“, sagte Schafir dumpf, stand dann auf und ging mit einem Seufzer hinaus.

Roſchemjatin trat vor den Spiegel und strich sich den Bart — das trübe Glas reflektierte sein volles, rundes Gesicht mit der hohen Stirn und dem dunkelblonden Bart, der es länger erscheinen ließ, als es in Wirklichkeit war. Die blauen, ein wenig trüben Augen hatten einen unfrohen, matten Ausdruck. Ihm gefiel dieses Gesicht durchaus nicht, er fand es immer leer und trotz des Bartes weibisch. Heute nun lag darin, um Augen und Lippen spielend, ein neuer Zug, doch auch so wollte ihm dieses Gesicht nicht gefallen.

„Sie scheint nicht viel jünger zu sein als ich“, ging's ihm plötzlich durch den Kopf.

Nataſcha brachte den Esamowar.

„Geh,“ befahl er ihr leise — „sag', der Hausherr lasse sie zum Tee bitten... Aber sag's nur recht höflich, verstehst Du? Als ob Du von gar nichts wüßtest — ganz freundlich sag's! Wir haben schließlich keine Ursache, sie zu beleidigen...“

Nataſcha ging hinaus. Er zupfte an seinem Hemd, strich seine Weste glatt und horchte, mitten im Zimmer stehend, nach dem Hausflur. Auf der Treppe ließ sich das Klappern von Absätzen vernehmen, die Tür ging auf, und eine Frau in dunklem Kleide und kariertem Schal, hoch und schlank, mit glattem Scheitel, trat ins Zimmer. Stirn und Wangen waren auf fallend weiß, wie aus Schnee geformt, zwischen den düsteren Brauen lag eine strenge Falte und unter den Augen ein Schatten von Ermüdung und Trauer. Etwas Abweisendes lag in diesem Gesichte. Roſchemjatin verneigte sich, schob ihr, ohne aufzublicken, einen Stuhl hin und sagte mit unentschiedenem, fast schuldbewußtem Ausdruck:

„Bitte, geehrte Dame... nehmen Sie es nicht übel... vielleicht ein Täßchen Tee gefällig?“

„Ich danke Ihnen...“

Jetzt klang ihre Stimme wärmer und weicher als vorhin auf dem Hofe. Er sah sie an: auch ihr Gesicht schien ein anderes, die Falte zwischen den Brauen war verschwunden, und die dunklen Augen lächelten.



„Diese Weiber!“ huschte es flüchtig durch seinen Kopf — „da kenne ich nun einer in ihnen aus!...“ Und mit verlegenem Husteln fragte er nach ihrem Namen.

„Ich heiße Jewgenija Petrowna Manssurowa“, antwortete die Mieterin, den Namen scharf und deutlich aussprechend, und ohne erst eine Aeußerung von ihm abzuwarten, fuhr sie lächelnd fort:

„Einen Paß besitze ich nicht, doch brauchen Sie sich darum nicht zu beunruhigen: ich stehe unter Polizeiaufsicht, und die Behörde weiß bereits, daß ich bei Ihnen wohne...“

Diese deutlich ausgesprochenen Worte verblüfften Koschemjatin förmlich, der Schweiß trat ihm sogar auf die Stirn, und er sagte verwirrt:

„Oh, das tut nichts...“

In seinem Kopf aber pochten gegen die Schläfen gar ängstliche Gedanken:

„Auf Befehl der Obrigkeit — soll sie hier bei mir wohnen? Mir zum Pöffen vielleicht, oder zum Gespött? Und was hatte der Polizist hier zu suchen?“

Sie sprach noch irgendetwas, doch ihre Worte klangen ihm fremd, und ihr ganzes Wesen wurde ihm mit jedem Augenblick unverständlicher. Die Freiheit ihrer Bewegungen und die leichte, unbekümmerte Art, mit der sie von der Polizei sprach, beunruhigte ihn ernsthaft.

„Wie warm es hier bei Ihnen ist!“ hörte er sie sagen, und um den Sinn ihrer Worte auch zu erfassen, wiederholte er sie im Stillen.

„Ja...“ sagte er, „ich hab's gern warm im Zimmer...“

„Und wonach duftet es denn so angenehm?“

„Nach den Honigscheiben da... Lindenhonig ist's...“ entgegnete er und sah dabei unverwandt auf den in Dampfwolken gehüllten brodelnden Samowar. „Vielleicht nehmen Sie etwas von dem Honig mit... für Ihr Söhnchen...“

„Ich danke Ihnen!“ sagte sie, und ihre Stimme hatte diesmal einen ganz besonderen, hellen Klang. „Ihr Tatar ist oben bei ihm — er scheint ein prächtiger Mensch zu sein, wie?“

Das alles war ihm klar verständlich.

„Vierzehn Jahre schon ist er im Hause“, versetzte er und atmete erleichtert auf. „Ein sehr ehrenhafter Mensch... Sind überhaupt sehr ehrlich, die Tataren... Wie ein Angehöriger des Hauses ist er schon mehr... nicht wie ein Mietling...“

Der Schall glitt von den runden Schultern der Frau, und er sah, daß ihr glattes Haar in einen dicken Zopf geflochten war, an dessen Ende sie ein schwarzes Band eingeflochten hatte.

„Sie ist doch kein Mädchen — und trägt einen Zopf?“ dachte Koschemjatin, während er Tee eingoß.

Ihr Lächeln hatte etwas Langsames, Gleitendes: es kam aus der Tiefe der Augen, die sich dabei anmutvoll weiteten, während die durch die Falte einander genäherten Brauen sich geradezogen und zwischen den leicht geöffneten Lippen die kleinen weißen Zähne hervorschimmerten. Ein verklärter Glanz lag auf dem ganzen Gesichte, auf den Wangen erschienen

reizende Grübchen. Sie erinnerte Matwej jetzt an ein Gesicht, das ihm irgendeinmal bekannt gewesen, jedoch durch die Zeit in seinem Gedächtnis verwischt worden war.

„Mit Pelagia hat sie keine Ähnlichkeit, dachte er — irgendjemandem aber ist sie ähnlich! Doch wem?“

Nun verschwand jedoch das Lächeln wieder von ihrem Gesichte, die Brauen rückten zusammen, die Lippen schlossen sich fest, und vor ihm saß ein fremder Mensch mit strengen Zügen, der fast nichts Weibliches mehr an sich hatte und ihn bekümmert machte.

„Was soll ich ihr nur sagen?“ dachte Koschemjakin, während er den Teller mit dem Kuchen über den Tisch hinschob. „Wenn sie doch noch einmal so lächeln wollte...“ und mit dumpfer Stimme sagte er:

„Bitte, wollen Sie nicht... von dem Kuchen kosten?... Er ist im Hause gebacken...“

„Ich danke!“ sagte sie, freundlich mit dem Kopfe nickend und nahm ein Stück Kuchen. Ihre Hände waren schmal und wohlgeformt, und wenn sie etwas nahm, umfaßten die Finger gleichsam den Gegenstand freundlich und fest.

„Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen,“ begann sie von neuem, „ich werde Ihnen nicht lästig fallen, und ich denke auch nicht zu fliehen...“

„Wovon spricht sie nun wieder?“ dachte Matwej und sah sie dabei unsicher an, als habe er ihre Worte nicht ganz verstanden. „Ah, nun lächelt sie wieder... wie hübsch ihr das steht!“ Und fast im bittenden Tone sagte er: „Fliehen? Warum sollten Sie fliehen? Und wohin? Hier sind überall nur Sümpfe und Wälder. Bei uns ist's schön... im Frühjahr natürlich nur und im Sommer... Ihren Kleinen wird's hier gefallen, er kann im Flusse angeln und Vögel fangen. Auch Pilze gibt's bei uns die schwere Menge, ganze Wagen voll kann man davon sammeln...“

„Gibt's hier auch ein Gymnasium?“

„Eine Schule — meinen Sie?“

„Ja.“

„Eine Schule haben wir wohl.“

„Wieviel Klassen hat sie?“

„Drei, glaub' ich...“

„Das ist kein Gymnasium...“

Matwej seufzte auf — es schien ihm ein wenig peinlich, daß es in Dnurow kein Gymnasium gab.

„Recht einsam ist's hier bei Ihnen!“ sagte die Frau und seufzte gleichfalls. Und dann begann sie zu erzählen, wie sie in einer Herberge eingekehrt sei und vier Tage lang in der Stadt vergeblich nach einem Quartier gesucht habe. Ueberall sei man ihr grob und mißtrauisch entgegen getreten und habe sie ausgefragt, wer sie sei, woher sie komme, was sie hier wolle, wo ihr Mann sei, und was sonst noch alles.

„Wie sonderbar! Als ob ich keine Russin wäre, oder als ob ich in ein fremdes Land geraten wäre und eine unverständliche Sprache spräche! Alle schienen sich vor mir zu fürchten.“

Das war ihm verständlich, brachte sie ihm näher und weckte seine Teilnahme.

„Wie verschieden doch ihr Lächeln sein kann!“ dachte er im stillen, während sie ihn aufmerksam beobachtete. Dann fragte er, die Augen von ihr abwendend:

„Wo ist denn Ihr Gatte?“

Sie sah ihn mit einem raschen Blick an und sagte kurz:

„Er ist tot.“

Und es schien ihm, daß dieses Wort, das sonst immer so traurig klingt, diesmal seinen düsteren Sinn verloren hatte.

„Er hatte sich eine Erkältung zugezogen und starb“, sagte sie leise. „Das Klima ist dort sehr rauh... in Sibirien...“

„Er war dort im Dienst?“

„Nein... wir waren dahin verbannt, wie ich Ihnen sagte,“ versetzte sie in kaltem, trockenem Tone. „Man hatte uns verschickt, verstehen Sie...“

Sie fügte noch ein Wort hinzu, das er noch nie gehört hatte. Er setzte sich fester auf seinen Stuhl und fragte:

„Verschickt? Weshalb denn?“

Sie biß sich auf die Lippen, zog den Schal um ihre Schultern, ließ ihren Blick durch das Zimmer schweifen und fragte dann streng und bestimmt:

„Sie wissen, was Politik ist? Was man unter politischen Vergehen versteht?“

„N—nein“, antwortete Roschemjakin und schlug unter ihrem eisig kalten Blick, der ihn zurückzustoßen schien, verwirrt die Augen nieder.

„Nun, das werde ich Ihnen ein andermal erklären“, tönte ihre Stimme an sein Ohr. Ihre Worte hatten wieder einen freundlichen, weichen Klang.

„Und nun — auf Wiedersehn! Ich danke Ihnen... ich weiß wirklich nicht, was ich hätte anfangen sollen, wenn Sie mir nicht Ihr gemütliches Giebelstübchen überlassen hätten. Ich danke Ihnen!“

Als sie hinausging, lächelte sie ihm noch einmal freundlich zu, und das beschwichtigte ein wenig die Unruhe, die in ihm durch die schrecklichen Worte „Sibirien“, „verbannt“, „politische Vergehen“ hervorgerufen worden war. Ganz besonders verdächtig klang ihm das Wort „Politik“, das er schon einmal im Zusammenhang mit irgendeinem schrecklichen Ereignis gehört hatte. Vergeblich suchte er sich zu erinnern, wo und wann das gewesen war.

## XVII.

Roschemjakin fühlte sich ermüdet, als hätte die Unterhaltung mit der Wienerin stundenlang gedauert. Die Hände im Nacken verschlungen, saß er sinnend am Tische, und die unheimlichen Worte, die er aus ihrem Munde vernommen, klangen ihm immer wieder aufdringlich in den Ohren. Daneben jedoch beschäftigte ihn eine andere, weniger düstere Vorstellung:

„Ihr Kinn ist so hübsch rund — wie ein geweihtes Brod... und ein Grübchen ist darin, wie bei einem Kinde... Man sagt, daß die Engel im Schlaf die Kinder dahin lassen... Und wie ihre weißen Zähne blinken... Warum sie die nur mit Kreide pudt?“



Und plötzlich war's ihm, als ob es ihm in Brust und Kopf einen schweren Ruck gäbe, und eine dunkle Erinnerung tauchte in ihm auf: vor ein paar Jahren, eines Montagabends, an einem Wochentag also, hatten plötzlich auf allen Türmen der Stadt die großen Glocken zu läuten begonnen. Wie Sturmgeläute klang es, schreiend und schluchzend, ganz schrecklich war's anzuhören. Matwojew war vor's Thor gelaufen, und Schafir und die Arbeiter waren dahin und dorthin gerannt, um zu hören, was es gäbe. Etliche waren aufs Dach geklettert, um zu sehen, wo es brenne, doch man sah nirgends einen Feuerschein, noch roch es nach Rauch. Nur eine ungeheurere Aufregung tobte wirbelnd durch die Stadt. Aus allen Häusern stürzten die Menschen hervor, stürzten aufeinander zu, schrien, eilten wie kopflos irgendwohin und verschwanden in den lichten, weichen Flocken des fallenden Frühlingschnees.

Jemand kam auf einem Rappen nach dem Kloster zugesprengt, streckte die Hand hin nach dem Turm aus, wo der Glöckner wie rasend die Glocke zog, und schrie aus voller Kehle:

„Hör' a—a—auf! Nicht lä—äuten!“

Von St. Nikolaus aber dröhnte das Geläut immer dumpfer und lauter.

Während die Menschen daherliefen, suchten sie den Grund des Sturmgeläutes zu erraten. Die einen sagten, die Kirche sei ausgeraubt worden, irgendjemand schrie, Vater Mitailj, der Priester der Hauptkirche, sei plötzlich gestorben, und der alte Tschapakow, ein verabschiedeter Unteroffizier, wußte zu erzählen, daß Napoleons Entel mit zwölf verbündeten Völkern die Grenze überschritten habe und Petersburg belagere. Schrecklich hörte sich das Schreien und Rufen der Menschen an, die in dem dichten Schneegestöber unsichtbar blieben und von so unheimlichen Dingen zu künden wußten.

„Das Eis auf den Flüssen ist vor der Zeit gebrochen!“ rief jemand hinter Matwojew ganz verzweifelt. „Eine neue Sintflut kommt über uns. .“

„Wer sagt das?“

„Eine Depesche ist gekommen. . .“

„Vor einer Sintflut brauchen wir keine Angst zu haben—unsere Stadt liegt hoch. . .“

Während noch die Reden so hin und her gingen und jeder auf seine Weise das Glockenläuten zu erklären suchte, tauchte der alte Basunow, von seinem Sohne und Schwiegersohne geführt, ohne Mühe, ohne Gurt, in dem schwarzen, langen Oberrock über dem Hemd, mitten auf der Straße auf, als ob er sich den andern entgegenstellen wollte, und verkündigte mit heiserer Stimme der ganzen Stadt:

„Was brüllt Ihr so durcheinander? Hört Ihr nicht am Läuten, was geschehen ist? Unser Zar und Gebieter Alexander Nikolajewitsch ist zu seinem Herrn eingegangen. Nehmt die Mützen ab!“

Alles schwieg plötzlich still, und es war nun auf einmal nicht mehr so schrecklich, zwischen den dunklen, stummen Menschen auf der Straße dahinzuschreiten.

Dann stand Koschemjakin in der Kirche, hörte zu, wie der Priester schluchzend die Nachricht von der Ermordung des Zaren verlas, und prägte

für immer die schwer und düster klingenden Worte: „Der unerforschliche Rathschluß der Vorsehung hat sich erfüllt...“ seinem Gedächtnis ein.

Es schien ihm in diesen Worten etwas Bekanntes, auf mannigfache Weise mit dem Ganzen des Lebens Verknüpftes, dabei jedoch Unfaßbares zu liegen...

Auch Schafir war in der Kirche gewesen — Koschemjatin hatte ihn gesehen, wie er kopfschüttelnd da stand und seltsam heulende Töne ausstieß, als wenn er Zahnschmerzen hätte. Matwej hatte Angst, die Leute von Skurow könnten den Tataren bemerken und ihm etwas antun, doch es war dunkel in der überfüllten Kirche, und alle Aufmerksamkeit war auf den erhellten Altarraum und das Redepult gerichtet, hinter dem die dunkle Gestalt des Priesters sich hin und her bewegte.

Wie betäubt war Matwej aus der Kirche auf den Vorplatz getreten, den die barhäuptig umherstehenden Menschen anfüllten. Auch Schafir stand da, kratzte sich die Brust, schnalzte mit der Zunge und stieß dumpfe Schmerzenslaute aus.

„Warum nur das? Ei, ei, was für Menschen... immer nur Frechheiten haben im Sina!...“

„Schweig!“ flüsterte Koschemjatin ihm zu. „Hör' zu, was die Leute sagen...“

Die Leute aber sagten gar mancherlei, doch wagten sie nur leise und unsicher ihren Vermutungen Ausdruck zu geben.

„Da wird wohl die Engländerin dahinterstecken... die wird die Mörder erkaufte haben...“

„Vielleicht sind's auch die Türken...“

„Leicht möglich! Denen ist's schon zuzutrauen...“

„Weil er sie damals besetzt hat...“

„Ja, das haben sie ihm nicht vergessen, die Unchristen...“

„Hörst Du, Schafir? Daß sie sich nicht an Dir vergreifen!“ flüsterte Koschemjatin dem Tataren zu.

Der aber entgegnete unwillig:

„Ich doch kein Türke bin! Wir in Rußland leben, sind treue Leute... was sprichst Du?“

Immer neue Vermutungen kamen, leise geflüstert, zum Vorschein:

„Nicht zum erstenmal haben sie sich an ihn herangewagt...“

„Wer?“

„Nun, eben jene...“

„Wer — jene?“

„Nun, was weiß ich? Frag' die Polizei, die wird's wissen...“

„Jetzt haben sie's erreicht!“

Plötzlich ließ sich eine hellklingende, feste Stimme vernehmen:

„Jetzt haben wir wohl mancherlei Veränderungen zu erwarten, Mitbürger...“

Und sogleich fielen zahlreiche Stimmen hoffnungsvoll ein:

„Ganz sicher, das ist anzunehmen...“

„Ja—a—a, Veränderungen wird's wohl geben...“

„Auch damals, wie Zar Nikolaus starb, traten Veränderungen ein.“

„Ja freilich! Die Verkäufer zum Beispiel...“

„N—ja—a...“

„Gott mag uns vor so was bewahren!“

„Die Leibeigenschaft hat er aufgehoben...“

„Und die allgemeine Rekrutierung eingeführt...“

„N—ja! Die Rekrutierung...“

„Die hat manch einen auf den Hund gebracht.“

„Dafür haben andere sich wieder die Taschen gefüllt...“

„Gott bewahre uns davor, daß der Wirrwarr wieder losgeht!“

Irgendwo hinter Matwej rief jemand laut und schadensfroh:

„Das haben diese Herrchen, die Adelligen, ausgeheckt! Das ist alles Politik, sag ich Euch, nichts als Politik! Zu eng ist's ihnen, um den Bauer ist's ihnen zu tun... Die Leibeigenschaft möchten sie wieder eingeführt sehen...“

„Ganz recht!“ schrie der alte Basunow heiser. „Die Adelligen sind's! Politik ist's...“

Eine Gruppe von etwa zwanzig Bürgerleuten scharte sich um den Alten, und alle begannen um die Wette über die Adelligen herzuziehen und ihre Habgier, Verschwendungssucht und Grausamkeit, ihren Stolz und alle sonstigen Laster und Fehler durchzuhecheln.

„Und wie seid Ihr selbst?“ brummte Schafir vor sich hin.

„Gerechte vor dem Herrn sind sie!“ versetzte Koschemjakin leise. „Laß uns nach Hause gehen!“

Es war in der Tat Zeit, daß sie gingen — denn schon trat eine hochgewachsene Gestalt in einer zottigen Mütze auf die Gruppe der scheltenden Bürger zu, streckte den Arm gebieterisch über den ihm Nächststehenden aus und schrie:

„Halt, Halunke! Wer bist Du? Polizist — hierher! Ich will Euch lehren, hier Aufruhr zu predigen... Nimm ihn fest, Sachar... Wer bist Du, Alter? Der Basunow! Uha...“

Koschemjakin und Schafir hatten sich kaum zehn Schritte weit entfernt, als das laute Stimmengewirr in dem dicht fallenden Schnee bereits ganz erstickt war. Auf der Straße war es still geworden, und alles, was sie noch vernahmen, war ein leises Murren, das von der Stadt in das Schweigen der weißen Felder entglitt.

Heute nun, zu eben dieser Stunde, war alles dies, knapp zusammengedrängt, in seiner Erinnerung wieder lebendig geworden — wie mit glühenden Farben an die Kirchenwand gemalt, stand es drohend vor seinen Augen und erfüllte ihn mit Furcht und widersprechenden Gedanken:

„Wenn sie doch lieber abreiste — recht bald, in Gottes Namen!... Und daß sie nur keinem Menschen etwas davon erzählt! Warum hat sie es mir erst gesagt? Die Polizei mag darum wissen... doch was hab' ich damit zu schaffen? Ihr Sohn, der liebe Junge, singt Lieder vom Zaren... und die Mutter... Das also ist's! Doch wohin soll sie sich jetzt wenden? Es gibt hier keine Wohnungen — und wenn's welche gäbe, würde man



sie nicht aufnehmen. Prügeln würde man sie, wenn man's wüßte... ganz gewiß! O Gott!..."

Natascha trat ins Zimmer und fragte munter:

"Soll ich den Samowar fortnehmen?"

"Schick' den Schatir herein, rasch!..."

Auch Schatir schien vergnügt gestimmt.

"Was grinsdest Du? Geh' Dich..."

Der Tatar nahm Platz und sah, immer noch lächelnd und den Kopf schüttelnd, seinen jungen Herrn an.

"Weißt Du, wofür sie nach Sibirien verschickt wurde?" begann dieser leise. "Erinnerst Du Dich, daß damals der Zar ermordet wurde? Sie gehört zu jenen Leuten, die ihn getödet haben..."

Schatir schüttelte verneinend den Kopf.

"Kann nicht sein," sagte er, "sie vier Jahre früher ist nach Sibirien gekommen..."

Und ohne erst eine Entgegnung Matwej's abzuwarten, fuhr er lebhaft fort:

"Boris weiß alles... ach, was für ein Junge! Gute Leute... ach!"

"Wieso denn?" fragte Matwej sichtlich erleichtert, doch immer noch ungläubig.

"Ach... in allem... sehr gute Leute!"

"Was soll mir dein 'Ach'? Erzähl', wie sich's gehört!"

Der Tatar fuhr, immer noch vor sich hinlachend, fort:

"In allem so gut! Alle Menschen — Du, ich, Natascha — sind ihr gleich! Und so lustig sie ist! Ich sage: 'Gnädige', und sie sagt: 'Ich nicht bin Gnädige, bin Jewgenija Petrowna!' Ich sage: 'Jewgenija Petrowna wird immer Gnädige sein!' Und sie sagt: 'Dann auch Natascha ist eine Gnädige! Alle sind Gnädige!' Ich lachte, und auch sie lachte, und auch Boris... Nein, wie sie lachte..."

"Kann sie wirklich lachen?" fragte Matwej zweisehend.

"Und wie! Hat sich so geschüttelt, hahaha!"

Er trank laut schlürpfend seinen Tee, verbrannte sich dabei die Finger, hielt die Tasse bald in der einen, bald in der andern Hand, pustete darauf und erzählte zwischendurch immer weiter:

"So einfach ist's, so gut..." sagte er, und der frohe Glanz seiner erstaunten Augen benahm Matwej ganz und gar seine Furcht.

"Nun, Gott mit ihr!" sprach Koschemjakin und atmete erleichtert auf.

"Sag nur niemandem, daß sie zu jenen gehört..."

"Warum ich soll sagen? Wer mir wird glauben?"

"Das Schlechte glauben die Leute nur zu gern! Es gibt bei uns hier viel böses Volk, von dem alles zu erwarten ist. Mag sie sein wer sie will — uns geht es nichts an. Bei uns heißt's vor allem: Leb' still und unauffällig, so wie wir leben, das ist die Hauptsache!"

Er sprach noch eine ganze Weile mit Schatir und suchte ihm irgend etwas klar zu machen, was ihm selbst nicht recht klar zu sein schien. Dem Tataren war der Schweiß aufs Gesicht getreten, seine Lider klappten auf

und nieder, als wollte er den Schlaf aus seinen Augen verschrecken. In der Küche, beim Abendbrot, bildete die neue Mieterin gleichfalls den Gegenstand der Unterhaltung: Nataſcha konnte nicht genug von ihr und dem kleinen Boris erzählen. „So lieb ist sie, und so delikats — na, eben: eine richtige Gnädige!“

Matwej, der nun schon ganz beruhigt war, sagte:

„Ihr tut ja wirklich, als ob ihr zum erstenmal einen Menschen gesehen hättet! Uebertreibt nur nicht, meine Lieben... Und Du, Nataſcha, laß Deiner Zunge nicht zu freiem Lauf, auf dem Markte und sonstwo, es ist immer eine Sache, in die die Polizei sich mischen kann...“

Sie schwiegen und sahen einander fragend an. Roſchemjakin trommelte mit den Fingern auf dem Tische — er hatte das Gefühl, daß etwas Neues, Rätselhaftes, dem er nicht ausweichen konnte, in sein Leben Einzug gehalten hatte.

„Vielleicht will ich auch gar nicht ausweichen“, dachte er mit einem gewissen Fatalismus. „Mag schon kommen, was da kommen will... ist nicht schließlich alles gleich?“

Es fiel ihm ein, daß Schafir im ersten Jahre, das er im Hause zubrachte, immer hell und fröhlich wie ein Kind gelacht hatte. Dieses Lachen hatte er später verlernt: wenn er noch lachte, klang es gedrückt und peiniglich, fast wie ein Heulen. Und nun hatte der Latsar mit einemmal sein altes Lachen wiedergefunden.

„Er ist ein Kinderfreund“, dachte er, „nur darf das kleine Volk ihn nicht mit dem ‚Schweinsohr‘ necken und mit Steinen nach ihm werfen...“

Als er des Nachts im Bett lag, hörte er über seinem Kopfe ein weiches Geräusch, wie von leisen Schritten, und das war ihm angenehm: bisher hatten sich dort oben nur das Rascheln der Mäuse und das Säusen des Windes, der durch das zerfallene Dachfenster eindrang und an dem Rahmen herumklapperte, vernehmen lassen. Und im Winter, wenn in stillen Frostnächten auf den Feldern das klägliche Heulen der Wölfe ertönte und das Säusen dort oben wie ein Echo ihres Heulens erklang, waren, unter dem schaurigen Eindruck dieser unheimlichen Laute, schreckliche Erinnerungen in seiner Seele erwacht: Pelagias entstelltes Gesicht war ihm dann erschienen, und der vom Schlage getroffene Vater, und Sasan, der, ohne ein Wort zu sagen, auf und davon gegangen war, und Klutſcharew's blutiges Hirn samt seinen düsteren Traumgestalten. Jetzt war dort oben wirkliches Leben, menschliche Schritte ließen sich vernehmen, und er belauschte sie wie eine unbekannte neue Welt.

Der erste Monat, den die Mieterin in Roſchemjakins Hause zubrachte, ging rasch dahin. Schafir hatte dem Hauswirt allerhand Reparaturen in der Stube vorzuschlagen: der Ofen mußte umgeſetzt, der Fußboden, der mit der Zeit ganz morsch geworden war, zum Teil erneuert und noch eine ganze Anzahl sonstiger Aufräumarbeiten vorgenommen werden. Roſchemjakin runzelte die Stirn und meinte mährisch:

„Das kostet ja alles mehr, als mir die Mieterin in zwei Jahren einbringt!“

Doch der Tatar tröstete ihn lächelnd:

„Macht nichts! Bei uns ist ein Sprichwort: Gute Leute mehr wert sind als Geld!“

„Es ist mir auch nicht so ums Geld zu tun als um die Scherereien... Das Klopfen und Poltern hört nicht auf!“

Für die Zeit, in der die Stiebelstube instandgesetzt wurde, war die Mieterin mit ihrem Sohne nach unten gezogen, in das Zimmer, in dem Pelagia gestorben war. Koschemjakin selbst hatte ihr diesen Vorschlag gemacht, kaum aber war sie so Wand an Wand seine Nachbarin geworden, als ihre Nähe ihn auch schon beengte und bedrückte. Von förmlicher Furcht ergriffen, begab er sich für einige Zeit aufs Land, um Hanf einzukaufen.

Unterwegs mußte er immer wieder an sie denken, doch war es weniger sein Herz, das sich mit ihr beschäftigte, als vielmehr sein Kopf, und aus den unbestimmten Vorstellungen, deren Gegenstand sie war, hob sich nur der eine Gedanke deutlich ab:

„Sie ist hier ebenso fremd unter all den Menschen, wie ich selbst...“

Und dieser schwermütige Gedanke war ihm angenehm und trieb ihn wieder nach Hause.

Als er heim kam und Pelagias Zimmer bereits leer fand, seufzte er unwillkürlich, als wenn er etwas bedauerte, und noch trüber war ihm zumute, als er bemerkte, daß Schakir und Natascha inzwischen mit der Mieterin enge Freundschaft geschlossen hatten.

„Wie die Hunde sind sie doch“, dachte er, neidisch zugleich und gekränkt — „wer sie am meisten streichelt, dem laufen sie nach...“

Der Winter näherte sich. Des Morgens waren die Schmutzhaufen, die kahlen Nester der Bäume, die eisernen Dächer der Häuser und Kirchen mit bläulich schimmerndem Reif bedeckt. Ein kalter Wind hatte die Hebsnebel verscheucht, und die Luft, die eben noch feucht und trüb gewesen, wurde klar und durchsichtig. Eine öde, weite Fernsicht öffnete sich dem Auge, und die Wälder nahmen eine dunklere Färbung an.

Die Refrutenaushebung mit dem üblichen Unfug war bereits vorüber. Diesmal hatten sich die Lärmmacher ziemlich bescheiden aufgeführt: auf dem Marktplatz hatten sie drei Laternenpfähle herausgerissen, im Hause der Kreisverwaltung mußten die Fensterscheiben dran glauben, und bei einer Prügelei mit den Vorstadtleuten wurde ein Teil des Kirchhofzauns bei St. Nikolaus demoliert und zu Prügeln verwandt. Im Nachbardorfe Balymery hatte sich einer der Heerespflichtigen aus Angst vor dem Militär zu erhängen versucht, war jedoch rechtzeitig abgeschnitten und auch richtig aufgehoben worden.

Die Abende zogen sich unendlich lang hin. In früheren Jahren hatte Matwej sie in der Küche verbracht, er hatte aus der Heiligenlegende und andern frommen Büchern vorgelesen, während Natascha irgendeine Näharbeit vorhatte, Schakir über dem Geschäftsbuche saß und der Hausknecht Markuschka, ein Mensch ohne Heimat und Angehörige, auf der Erde saß und Stöbchen zu einem Vogelfäfig schnitzte, worauf er sich ganz besonders verstand. Zuweilen spielten sie Karten, erzählten sich Stadtneuigkeiten



oder hörten zu, wenn Martuscha etwas aus seinem reichen Wissen über Schatzgräber und andere Zauberkünste, über die Ränke und Schliche der Teufel und Hausgeister und sonstiges abergläubisches Zeug zum besten gab.

Diesmal jedoch spielte der Sohn der Mieterin in der Küche die Hauptrolle. Am frühen Morgen kam schon das lecke Bürschchen mit dem mächtigen Haarschopf, der feingeschwungenen Nase und den beweglichen, alles bemerkenden Augen in dem runden Gesichte aus der Stiebelstube herunter und reichte allen Hausgenossen die Hand zum Morgengruße.

„Ich will Ihnen helfen, Natascha!“ rief er munter.

In seinem kurzen, rotbraunen Jäckchen, das offenbar aus der alten Jacke eines Erwachsenen hergerichtet war, den Höschen aus dickem, festem Stoffe, den mit Leder besetzten Filzschuhen und der immer im Nacken sitzenden Mütze aus Ragenfell hockte er sich neben Natascha nieder, half ihr beim Puzen des Gemüses und antwortete auf ihre Fragen im Tone eines reifen, vielerfahrenen Mannes.

„Wie seid Ihr eigentlich hierhergereist, Kleiner?“ fragte Natascha.

„Sehr einfach — mit dem Wagen!“

„Da seid Ihr wohl durch sehr viele Städte gekommen?“

Er kniff die Augen zusammen und begann mit der Aufzählung der Städte:

„Jekaterinburg, Perm, Ssarapul... am schönsten war's in Kasan! Dort war im Zirkus ein Pferd — wie ein Tiger sah es aus...“

„Ach, du mein Gott!“ stöhnte Natascha auf.

„Ganz gestelzt, die Beine so lang, und nichts konnte man vor ihm verdecken, alles hat es gefunden...“

Schafir sah den Kleinen lächelnd, förmlich mit verliebten Augen an und suchte der ewig fragenden Natascha Einhalt zu tun:

„Hör' schon auf mit Fragen!“

Das Bürschchen aber erzählte in seiner puzigen Weise von dem tigerartigen Pferde und andern Weltwundern, strich sich die Kartoffelschalen vom Schoß, sah sich um und sagte zu dem Tataren:

„Jetzt wollen wir etwas zusammen machen — nicht wahr, Schafir?“

„Ja, komm — wollen zu Seilern gehen!“

Draußen auf dem Arbeitsplatze wurde Boris von den Arbeitern mit gutmütigem Lächeln und neugierigen Blicken empfangen.

„Guten Morgen, Boris Jakimytsh!“ rief man ihm entgegen.

Boris nahm die Mütze ab und antwortete in gesenktem Tone:

„Guten Morgen, meine Herren! Gott helf' Euch!“

„Schönen Dank!“ riefen die Arbeiter, und schlurrt in ihren Bast-  
schuhen über die festgetretene Erde.

„Martuscha, geben Sie mir Arbeit!“

„Immer heran, mein Kleiner, immer heran!“ ließ Martuschas heifere Stimme sich vernehmen, während seine schmalen, kaum sichtbaren Augen in dem mit suchsroten, wollartigen Haarbüscheln bewachsenen, eckigen Gesichte fast verschwanden und der große Mund mit den breiten gelben Zähnen sich bis zu den spitzen Ohren verzog.

„Nimm Dich vor ihm nur in acht, kleiner Mann!“ flüsternten die Arbeiter einmal Boris warnend zu. „Er ist ein großer Zauberer — ehe Du Dich verstehst, hat er Dich beherrscht!“

„Ach, was!“ entgegnete das siebenjährige Männlein geringschätzig — „Zauberer gibt es nur in den Märchen, aber nicht in Wirklichkeit.“

Lautes Gelächter ließ sich auf dem Arbeitsplatze vernehmen.

„Nun seh’ doch einer den Jungen!“

„Markuscha, hast Du’s gehört?“

„Es gibt keine Zauberer — wo bleibst Du da, Markuscha?“

Der halbblinde Jwan fuhr dem Kleinen liebevoll über den Rücken und sagte dabei:

„Ach, Du liebe Unschuld... Du kleines, kluges Kerlchen...“

Markuscha schüttelte sich vor Lachen, Schakir sah unruhig blinzeln auf den Kleinen, dessen kecke Rede ihm nicht ganz geheuer schien.

Koschemjakin beobachtete den Jungen nicht ohne Verwunderung und vermied es, sich mit ihm zu unterhalten, nachdem ein paar Versuche, ihn in ein Gespräch zu ziehen, nicht zur Zufriedenheit des Hauswirts ausgefallen waren. Die Fragen und Antworten des Knaben erschienen Matwej unverständlich und nicht selten vorlaut.

„Gefällt es Dir bei mir?“ fragte er ihn einmal.

Der Knabe sah ihn mit einem Ausdruck an, der fast spöttisch schienen konnte, und schob die Mütze in den Nacken.

„Bin ich denn überhaupt bei Ihnen?“ fragte er.

„Wo denn sonst? Wem gehört dieses Haus, wenn nicht mir? Und der Hof und der Arbeitsplatz...“

„Und die Stadt wohl auch?“

„Die Stadt gehört dem Zaren.“

Borja dachte nach.

„Was treiben Sie eigentlich?“

„Was ich treibe? Ich fabriziere Sella und Taue aller Art.“

„Nicht doch,“ versetzte Borja, mit dem Fuße aufstampfend — „ich meine, was Sie selbst treiben?“

„Ich? Na — ich bin doch der Inhaber des Geschäfts, ich leite das Ganze...“

„Man sieht Sie aber nirgends...“

„Was hat denn Dein Väterchen getrieben?“

„Mein Väterchen? Wer ist das?“

„Na, Dein Vater... verstehst Du mich nicht?“

„Ach, Sie sprechen von meinem Papa!“

„Na, meinetwegen soll er ‚Papa‘ heißen. Bei uns nennen die kleinen Kinder das Weißbrot ‚Papa‘... Was hat er also getrieben, Dein Papa?“

„Was der getrieben hat?“

Borja runzelte die Brauen und begann nachzudenken.

„Bücher hat er gelesen. Und dann hat er auch Briefe geschrieben. Auch Karten hat er gezeichnet. Mama versteht ebenfalls Karten zu zeichnen. Er wurde krank, er hustete immer, auch in der Nacht... Und dann ist er gestorben...“

Und mit einem Blick über den Hof ging er davon, der dreißigjährige Mann aber sah ihm nach und dachte:

„Er rückt mit der Wahrheit nicht heraus. Wer zeichnet denn Karten?“

Ein andermal erkundigte er sich bei Boris:

„Wie geht es der Mama — ist sie gesund?“

Boris verneigte sich und antwortete:

„Danke für gütige Nachfrage — ja, sie ist gesund.“

„Nun hör' einer!“ dachte Matwej im stillen, durch die höfliche Art des Kleinen überrascht.

„Langweilt sie sich nicht?“

„Sie ist doch schon erwachsen!“ versetzte der Knabe in belehrendem Tone. „Langweilen können sich doch nur Kinder!“

„Nun — auch ich bin erwachsen, und doch langweile ich mich!“

„Dann nehmen Sie sich doch ein Buch vor und lesen Sie! Den *Robinson* zum Beispiel, oder das *Erauliche Wort*. . . aber lieber den *Robinson*.“

„Was ist das wieder — das *Erauliche Wort*? Wovon mag es handeln?“ fragte sich Koschemjakin.

Jedesmal blieb nach einer solchen Unterhaltung mit dem kleinen Burschen etwas wie ein Splitter, der ihm eine unangenehme Empfindung verursachte, in der Seele des erwachsenen Mannes zurück. Die lede Sprechweise des Jungen und seine Respektlosigkeit älteren Leuten gegenüber riefen nicht selten ein ärgerliches Gefühl in Matwej hervor, und seine intime Freundschaft mit Schafir verletzte die Eigenliebe Koschemjakins. Zuweilen stellte er Fragen, die Matwej albern erschienen, auf die er überhaupt keine Antwort zu geben mußte.

„Warum gibt es hier so viele Krähen?“ fragte er beispielsweise, die Augenbrauen nach Art seiner Mutter finster zusammenziehend.

„Wie soll man das wissen?“ versetzte darauf Koschemjakin.

„Warum soll man's nicht wissen? Ist's vielleicht verboten?“

„Verboten? Nein. . . Man weiß es eben nicht, ganz einfach.“

„Sie lieben wohl die Krähen?“

„Wieso denn? Man kann sie doch nicht essen! Bist ein komisches Kerlchen.“

„Die Zeisige ißt man doch auch nicht, und doch lieben Sie die!“

„Ja — die singen eben!“

Die Antwort schien Boris zufriedenzustellen, nach kurzer Ueberlegung jedoch fragte er weiter:

„Liebt man denn die Vögel darum, weil man sie essen kann oder weil sie singen?“

Koschemjakin war über solche Fragen ungehalten, es schien ihm, daß der kleine Schelm das Gespräch absichtlich zuspitzte, um zu zeigen, daß er nicht dümmer war als der Erwachsene, mit dem er sich unterhielt.

Eines Tages saß Boris mit Martuscha zusammen in der Küche, wobei dieser ihm über die geheimnisvollen Eigenschaften der Raze einen Vortrag hielt:

„Die Raze“, sagte er, „ist ein sehr kluges Tier, mein Sohn, sie steht drei Ellen tief in die Erde hinein. Die Zauberer halten sich immer Razen als



Matgeber, in Wirklichkeit nämlich sind die Katzen Wermölse, verstanden? Wenn eine Katze kriecht, kommt Rauch aus ihren Augen, weil nämlich Feuer in ihr drin ist: fährst Du ihr in der Nacht mit der Hand übers Fell, dann sprühen die Funken nur so. Die Katze, sag'ich Dir, ist ein uraltes Tier: wie Gott der Herr den Menschen geschaffen hatte, da schuf der Teufel die Katze und sagte zu ihr: Gib auf alles Obacht, was der Mensch tut und treibt, verwende keinen Blick von ihm!"

„Haben Sie schon einmal den Teufel gesehen?“ fragte Vorka ernst, mit erstickender Stimme.

„Gott bewahre mich davor! Was soll mir der Teufel?“

„Und Sie, Onkel Matwej, haben Sie ihn schon gesehen?“

„Nanu — wo soll ich ihn denn gesehen haben?“

Der Kleine runzelte die Stirn und sagte ernst:

„Ihr macht Euch nur über mich lustig, weil ich klein bin! Niemand hat den Teufel gesehen, und es gibt überhaupt keinen Teufel: alles, was man von den Teufeln erzählt, ist einfach Unsinn, sagt Mama...“

Er durchspähte mit halb zugekniffenen Augen die dunklen Ecken der Küche.

„Wenn's Teufel gäbe, oder Hausgeister, dann würde ich sie schon entdecken! Ich kriech' doch überall herum und finde nirgends etwas, höchstens Staub, von dem man sich schmutzig macht und ntest...“

Maruscha sperrte vor Erstaunen den Mund weit auf und schüttelte sich in einem trampfhaften Lachanfall. Die Tränen liefen nur so über sein behaartes Gesicht, daß er zu schweigen schien. Matwej aber maß den Knaben von der Seite und dachte:

„Ein ganz durchtriebenes Bürschchen... man muß mit ihm vorsichtig sein, sonst macht er einen noch zum Gespött... Furcht scheint er gar nicht zu kennen — überallhin steckt er die Nase, wie ein junger Hund...“

Es war in der Tat gefährlich mit anzusehen, wie der gewandte kleine Kerl auf dem steilen, schlüpfrigen Dache des Speichers herumspazierte, wie er zwischen den kahlen Ästen der Bäume hing und die Beine herunterbaumeln ließ, wie er auf die mit scharfen Nägeln besetzten Zäune kletterte, herunterfiel und — mordsmäßig schimpfte.

„Teufel noch eins... verdammter Zaun!“

„Die Vaterhand fehlt... keine Zucht!...“ dachte Koschemjatin, und sein Interesse für den Knaben wuchs mehr und mehr.

Das Lied von der „Freiheit“, das Vorka beständig vor sich hinsummte, ob er auf der Erde umherlief, oder auf dem Dache herumkroch, oder in der Luft hing, machte auf Matwej ganz besonderen Eindruck:

Freiheit — ach, ich fühl' dein Wehen —  
Drang mein sehnsuchtsheißes Flehen  
Hin bis an des Zaren Thron?

sang Vorka.

„Auf welchen Zaren bezieht sich das?“ fragte Koschemjatin den Knaben.

„Auf den, der die Bauern befreit hat...“

„Wirklich... auf den?“

Er blickte forschend in das Gesicht des Knaben und sagte leise:

„Ja, er hat dem Volke die Freiheit gegeben, und man hat ihn getötet.“

Vorja nahm die Mütze ab, schwenkte sie und fragte mit eifrigem Interesse:

„Im Kriege?“

„Nein, einfach so, auf der Straße, eine Bombe hat man geworfen...“

„Das kann nicht sein!“ sagte der Knabe ungläubig. „Ein Zar kann nur im Kriege getötet werden, und wenn eine Bombe geworfen wurde, dann war eben Krieg. So ohne weiteres wirft man doch keine Bomben!“

Koschemjakin schwieg verlegen, und ein herbes Gefühl des Mitleids mit der Waise durchzuckte das Herz des Bürgers von Dnurow.

„Wenn sich nun herausstellt, daß auch Deine Eltern an diesem Kriege teilgenommen haben?“ dachte er für sich.

Das Verhältnis der Mutter zum Sohne erschien ihm sonderbar — ob sie den Knaben vielleicht nicht liebte?

Eines Tages war Vorja vom Hofe verschwunden. Schakir und Natafcha schlugen sogleich Alarm, die Mieterin aber kam ruhig in die Küche und meinte ohne jede Spur von Besorgnis:

„Das hat nichts weiter auf sich — er wird schon wiederkommen! Er ist daran gewöhnt, allein herumzulaufen.“

„Aber, Mütterchen!“ versetzte Natafcha ganz aufgeregt, wie eine um ihre Küchlein besorgte Henne — „wie kann man ihn denn so herumlaufen lassen? Wie ist das möglich! Die Stadt ist groß, es gibt soviel böse Hunde darin, und Betrunkene, und auch nüchtern sind die Menschen oft genug böse...“

„Nun, mag er doch alles das mit eignen Augen sehen!“ sagte die Mieterin lächelnd.

„Hat sie denn gar keine Angst um ihr Kind?“ dachte Matwzej, ihre zuversichtliche Miene beobachtend. Und dann sagte er laut: „Er ist doch erst sieben Jahre alt...“

„Acht Jahre wird er im Januar“, sagte sie ruhig.

Schakir setzte seine Mütze auf, lief auf die Straße hinaus und kehrte bald mit Boris zurück, der ganz blau war vor Kälte. Seine Hände waren halb erfroren, sonst aber war er von seinem Ausfluge sehr erbaut. Natafcha rief ihm die Hände mit Branntwein, während er erzählte:

„Zwei große Jungen wollten über mich herfallen, ich habe ihnen aber mit der Faust gedroht, und da ließen sie es bleiben...“

„Prähle doch nicht, Vorja!“ sagte die Mutter.

„Woher weißt Du, daß es nicht so war?“ fragte Boris nachdenklich.

„Weil ich Dich kenne...“

„Nein, nein, es war nicht so! Gar nichts war überhaupt! Gar nichts Interessantes hab' ich gesehen!“ Er wollte ein wenig den Beleidigten spielen, fing aber gleich wieder an zu erzählen: „Leute sind hin und her gegangen, aber nur wenige... Und dann hat jemand mit einem Stück Eis nach einem Hunde geworfen, und ein Krämer vor seinem Laden lachte darüber... Bei der Kirche liegt eine tote Dohle ohne Kopf...“

Die Mutter fuhr ihm liebtosend über das buschige Haar und sagte freundlich:

„Siehst Du, das ist wahr...“

„Ja“, sagte der Knabe und seufzte.

Koschemjakin lachte vor sich hin.

„Der kleine Herr wollte sich etwas Interessantes ausdenken, aber Mamachen hat's nicht erlaubt!“ sagte er.

„Ja, er fabelt sich gern was zusammen,“ entgegnete die Mutter, „und das ist nicht gut. Man muß das Leben kennen lernen, wie es ist, und sich kein Leben erdichten...“

Es war, als ob sie diese Worte mit großen Buchstaben an die Wand schriebe, und Matwej merkte sie sich leicht, ohne ihren Sinn ganz zu ergründen.

„Kann man sich denn ein Leben erdichten?“ fragte er sich.

### XVIII.

Matwej hatte die Beobachtung gemacht, daß Jewgenija Petrowna auf zwei verschiedene Weisen zu sprechen pflegte; entweder klangen ihre Worte spöttisch und keck, oder sie sprach streng, als wolle sie einem befehlen, ihr zu glauben. Ihre dunklen Augen verengten sich zuweilen, wie unter dem Druck der gesenkten Brauen und Wimpern, und nahmen dann einen feindseligen, höhnischen Ausdruck an; die Lippen zuckten leise, der Mund ward einer bösen roten Blume ähnlich, und sie sprach kurz und abgerissen durch die Zähne:

„Das ist ja Unsinn! Das ist albern, dumm!“

Sie richtete sich dabei kerzengerade, wie herausfordernd, empor, und auch die Falten ihres Kleides streckten sich gerade, wie man's an geschnittenen hölzernen Puppenfiguren oder auch Heiligenbildern sieht.

Nur selten kam sie auf den Hof oder in die Küche — Natafcha sagte, daß sie tagelang Briefe schreibe, und Schafir hatte fast täglich welche zur Post zu bringen. Einmal nahm Koschemjakin dem Tataren einen dieser Briefe aus der Hand und las zu seinem Erstaunen die Adresse:

„Kasan, Sr. Excellenz... Ei, ei!... Excellenz, seh' einer!... Georgij Konstantinowitsch Mansfurow... auch sie ist eine Mansfurowa... ihr Dntel jedenfalls! Geh, trag ihn rasch zur Post, und verlier ihn nicht!...“

Fortan verneigte er sich tiefer und respektvoller vor ihr und grüßte sie auch immer zuerst.

Zuweilen begegnete er ihr im Hausflur, oder er sah sie auf der Vortreppe, wenn sie ihren Jungen rief. Ging sie, so summite sie zumeist etwas vor sich hin, wobei ihre Brauen fast unmerklich zuckten und die Nasenlöcher sich leicht weiteten. Ihr Gesicht hatte einen elanen aufregenden Reiz, der zu der ebenmäßigen, stattlichen Figur im Gegensatz zu stehen schien. Gegen Kälte schien sie unempfindlich — in der bloßen Jacke stand sie, Boris erwartend, mitten im stärksten Frost da, ihre Wangen röteten sich, und der Reif bedeckte ihr Haar, sie aber zuckte nicht mit einem Muskel, als ob sie der Frost gar nichts angehe.



Scheint eine gute Gesundheit zu haben! dachte Matwej. Hat sich in Sibirien abgehärtet. . .

Und er hätte so recht ungezwungen und munter mit ihr plaudern mögen, doch fehlte es ihm dazu an Worten wie an Magemut.

Einmal hatte Boris sich an einem der Rämme, mit denen der Hanf geglättet wurde, recht erheblich die Hand verletzt. Das Blut rann reichlich in den weißen Schnee, und die Arbeiter umringten den Knaben, der die blutende Hand abwechselnd öffnete und schloß, und steckten schmazend und knurrend über ihm die dunklen Köpfe zusammen, wie große Hunde über einem kleinen fremden Hündchen.

„Es tut gar nicht weh!“ sagte Borja stirnrunzelnd und die Hand hin und her schwenkend.

„Gib her, ich will Dir das Blut besprechen!“ sagte Markuscha, kniete nieder, bekreuzte sich und murmelte, während sein Haar sich vorstig sträubte, über Borjas Hand allerhand seltsame Worte:

„Wie das Wasser von der Gans, wie der Ruß von Teufels Schwanz — halt ein! Dort geht ein alter Greis, dort springt ein Köpfelein weiß — bleib' stehn, Köpfelein! Halt ein! Im Djean liegt ein blauer Stein, zu dem sprich' ich ein Gebetelein. . .“

„Es ist nicht nötig!“ rief der Kleine. „Laßt mich los!“ Doch man hörte nicht auf ihn.

Der grauhaarige, halbblinde Iwan rief Markuscha vorwurfsvoll zu:

„Das ist doch der Spruch gegen Hieb- und Stichwunden!“

Doch Markuscha wies ihn zurecht: „Misch' Dich nicht ein, scher' Dich zum Teufel, Alter!“

Koschemjakin beobachtete die Szene vom Speicher aus und wollte sich zuerst nicht einmischen, als er jedoch Borja schreien hörte, erschrak er und führte ihn nach der Küche. Die Mutter erschien und war, gegen ihre Gewohnheit, ziemlich aufgeregt. Während sie die Hand des Knaben vom Blute reinwusch, tadelte sie ihn wegen seiner Unvorsichtigkeit, er aber suchte sich zu rechtfertigen:

„Es tut ja gar nicht weh, ich bin nur so erschrocken!“

„Erschrocken? Worüber denn? Du bist doch sonst nicht so schreckhaft, wenn es sich um mutwillige Streiche handelt. . .“

„Ach, der Markuscha redete da so sonderbar — was sagte er eigentlich, Dunkel Matwej?“

„Er wollte das Blut besprechen“, erklärte Koschemjakin.

„Glauben Sie denn ans Besprechen?“ fragte die Mieterin, ohne ihn anzusehen.

„Wie denn? Gewiß! Das Blut hat doch aufgehört zu fließen!“

„Das ist infolge des Schrecks geschehen, nicht infolge des Besprechens“, sagte sie trocken.

„Sie kamen mir ganz wie Indianer vor“, sagte Boris, „und ich war der weiße Gefangene. . .“

„Sprich keinen Unsinn! Du bist selbst ein Indianer...“ versetzte sie, und indem sie Matwej mit einem hell aufblitzenden, fast beleidigenden Blick ins Gesicht sah, sagte sie gleichsam drohend:

„Es wäre mir interessant, mit diesem Besprecher einmal offen zu reden!“

Roschemjakin fühlte sich durch ihre Bemerkung zurückgestoßen und verz ließ, die Achseln emporziehend, die Küche. Durch die offene Thür vernahm er die hastige, wehllagende Rede des Tataren:

„Ach, Mütterchen, Herrin! Laß nicht ihn so allein herumgehen, den Jungen! Ist dort nicht gut für ihn... ach! Böse Menschen gibt's, fluchen immer, und lieben Blut zu sehen... Laß ihn nicht allein so!“

„Ihr verwöhnt mir den Jungen hier zu sehr, Schafir“, sagte die Mieterin. „Er muß alles kennen lernen...“

„Ach nein, Mütterchen Jewgenija!“ ließ die besorgte Stimme des Tataren sich wieder vernehmen. „Das ist nicht nötig, nein! Fürchten muß man sich...“

Jewgenija Petrowna lachte hell auf.

„Was reden Sie da, Schafir? Ich glaube Ihnen nicht...“

Roschemjakin, der Schafir's Warnung wohl verstand, begriff die sorglose Beherztheit der Mieterin nicht und ward durch sie gereizt.

„Er weiß es ihr nicht klar zu machen, der gute Schafir!“ dachte er, die Thür heftig zuschlagend. „Wart', meine Gnädige — der Mut wird Dir schon sinken! Dein Stolz wird sich legen, Du wirst demüthiger werden!“

Ein lebhafter Wunsch, sie einmal recht erschrocken und kleinmüthig zu sehen, regte sich in ihm, und wie ein formloses Gespenst erhob sich vor seinem Geiste dieses äußerlich stille, heimtückische Leben von Dkurow, das diese Frau verurteilte, ohne es zu kennen, und über das sie lachte, ohne seine Macht verspürt zu haben.

Nicht zum erstenmal hatte sie heute so gesprochen: er vergegenwärtigte sich, wie oft sie schon durch ein ungläubiges Lächeln oder eine gelegentliche Bemerkung, die ihr besseres Wissen, ihre Ueberlegenheit kundtun sollte, seinen Aerger erregt hatte. Er fühlte sich im Grunde genommen wohl gerüstet ihr gegenüber, wohl gerüstet und durchaus befähigt, jenes fremdartige, ihm unverständliche Element in ihr zu überwinden, das ihm die Annäherung an sie so erschwerte und eine immer deutlicher erkennbare Scheidewand zwischen ihm und ihr bildete. Mit Hartnäckigkeit suchte er immer wieder ihre Unterhaltung, mußte sich jedoch gestehen, daß er ihre krausen Reden oft nicht begriff, und er empfand darüber einerseits Beschämung, anderseits ein Gefühl der Kränkung.

„Sie ist eben — jünger als ich!“ entschied er schließlich.

Zuweilen jedoch war er aufrichtig besorgt um sie: er sah, daß die Arbeiter diese alleinstehende, allen fremde Frau durchweg mit nicht eben freundlichen Blicken betrachteten, und Markuschka hatte sogar einmal, als sie auf dem Hofe an ihm vorüberging, drohend den Besen hinter ihr her geschwungen.

„Seht doch, die Gelehrte!“ hatte er dabei vor sich hingemurmelt — „der müßte man mal den Buckel ablegen!“

„Was sagtest Du?“ fragte Matwej, der gerade vorüberging.

„Ach, die Gnädige da...“

„Was denn?“

„Nichts weiter.“

„Ist sie Dir im Wege?“

„Mir? Im Wege?“ — Markuscha dachte nach. — „Ich käme schließlich auch ohne sie aus...“

Matwej hatte selbst einige Furcht vor diesem Menschen und fragte ihn nicht weiter. Es schien ihm oft, wenn er mit der Mieterin sprach, als verflochten ihre Worte sich zu einem dichten Netz, das ihn wie ein aus wirren Schlingen und Knoten gebildetes Gitterwerk von ihr trennte und sie für ihn unerreichbar machte. Ihr Gesicht, das ihm sonst so gut schien, bekam hinter diesem trennenden Netz etwas Unbestimmtes, Undeutliches, und ihre Worte selbst klangen ihm fremd, als spräche sie eine ihm unbekannte Sprache.

Eines Abends ward ihm der weite Abstand zwischen ihrem Fühlen und Denken und der Welt, in der er selbst lebte, ganz besonders deutlich. Er saß mit der Abfassung eines Briefes beschäftigt in der Küche, Schafir machte eine Aufstellung über die fertiggestellte Ware, Natascha nähte irgendetwas, und Markuscha saß auf der Erde neben dem Ofen, schnitzte seine Räßgstäbchen und erzählte Boris von den „menschlichen Schicksalen“.

Die Tür öffnete sich langsam, und die Mieterin trat ein. Sie drohte ihrem Sohne, der zu Markuschas Füßen auf dem Fußboden lag, mit dem Finger und setzte sich dann leise neben Natascha, in einer Haltung, als wolle sie jemandem auflauern und ihn abfangen.

„Na, siehst Du“, sprach Markuscha langsam mit seiner heiseren Stimme — „der Mensch wird also geboren, und mit ihm zugleich wird auch sein Schicksal geboren, und das folgt ihm nun sein Leben lang wie ein Schatten und geht immer hinter ihm her, verstehst Du. Will er nach rechts, so stößt es ihn nach links, und will er nach links, so befiehlt es ihm: nein, geh nach rechts... Und so treibt es ihn immer hin und her...“

„Was macht es denn mit dem Menschen?“ fragte Borja nachdenklich.

„Was es mit ihm macht? Das ist sehr verschieden — bei dem einen macht's, daß er ein Säufer wird, bei dem andern, daß er ertrinkt...“

„Und wie sieht es aus?“

Roschemjatin sah von seinem Briefe auf und beobachtete die Mieterin: den Kopf zur Seite geneigt, die Lippen aufeinander pressend und die Augen zusammenkneifend, saß sie, sich mit der Schulter gegen die Wand stützend, da, spielte mit den schlanken Fingern an der Franse ihres Schals und hörte aufmerksam zu.

„Wie es aussieht?“ versetzte Markuscha, die faltige Stirnhaut emporziehend. „Das ist sehr verschieden! Einmal hat ein Bauer es im Kamassflusse als Hecht gesehen — wie er den Fischbeutel herauszieht, sieht er auf einmal 'nen kleinen Hecht darin. Er packt ihn an den Riemen, und der Hecht spricht zu ihm mit menschlicher Stimme: ‚Laß mich los, Iwan, ich bin Dein Schicksal!‘ Er warf den Hecht ins Wasser zurück und lief, was er



laufen konnte. Ihm selbst ist nichts Schlimmes begegnet, seine Frau aber ist bald darauf krank geworden und fünf Monate später gestorben...“

„Woran?“ fragte Vorja und guckte dabei ins Ofenloch.

„Es war eben ihr Schicksal...“

„Und der Hecht?“

„Der Hecht? Der ist davongeschwommen, ganz einfach. — Siehst Du, mein Junge, so nimmt das Schicksal bald die und bald jene Gestalt an, es erscheint als Hase, als Hund, als Katze — oder selbst als welkes Blatt. In Woronesch ging einmal eine Frau im Herbst des Weges daher, es regnete, und der Wind blies von Mitternacht her. Mit einemmal wird ihr ein Blatt gegen die Backe gesetzt und bleibt da kleben. Sie nimmt's weg und wirft's auf die Erde, da hört sie plötzlich ein Geflüster im Ohr: ‚Solltest mich lieber an Deinen Busen legen und wärmen, ich bin nämlich Dein Schicksal, dem Du nicht entgehst!‘ Da kriegt sie einen mächtigen Schreck und reißt aus, und wie sie nach Hause kommt, findet sie ihren Mann und ihre beiden Kinder im Sterben, giftige Pilze hatten sie gegessen. Na, die starben nun, und sie lebte seither wie ein Blatt im Winde — wo es sie hintrieb, dahin ging sie.“

Er schwieg und gähnte dann lange, wie ein Wehlaut klang es. Von seinem Knie, das mit einem Stück Leder bedeckt war, fielen geräuschlos die feinen grauen Spänchen, und an der weißen Wand des Ofens zeichnete sich breit der Schatten seines buschigen Kopfes ab.

Vorja horchte noch immer nach dem Ofenloch hin.

„Was raschelt da unter dem Ofen?“ fragte er mit einem Seufzer — „die Schwaben?“

„Vielleicht sind's die Schwaben, oder die Mäuse...“ antwortete Natascha.

„Oder auch der Hausgeist,“ versetzte Markuschka — „der sitzt gern im Ofenloch... Das ist so recht sein Platz...“

Die Mieterin bewegte sich auf ihrem Platze und sagte weich:

„Voris, geh schlafen!“

„Ach, Mama, es ist noch so früh!“

„Geh, ich bitte Dich!“ wiederholte sie bestimmt.

Der Kleine erhob sich, schüttelte den Kopf, sah sich in der Küche um, als ob er zum erstenmal darin wäre, und bat die Mutter:

„Dann komm auch Du...“

„Ich bleibe noch ein Weilchen hier...“ sagte sie.

Er ging zögernd nach der Tür, öffnete sie, sah in den Hausflur und überschritt die Schwelle.

„Es sollte doch jemand mit ihm gehen“, meinte Natascha und legte ihre Arbeit weg. „Oder geh Du lieber, Schafir...“

Der Tatar erhob sich rasch von seinem Sitz, die Mieterin aber trat ihm in den Weg und hielt ihn zurück.

„Nicht doch, wenn ich bitten darf — es ist nicht nötig!“

„Weshalb denn nicht?“ dachte Koschemjak'n — „warum ist sie dagegen? Liebt sie den Jungen nicht?“

Und mit leiser Stimme sagte er:

„Er ängstigt sich vielleicht...“

Sie warf ihm einen jähren Blick zu, als wollte sie ihn zum Kampfe herausfordern.

„Er ängstigt sich? Wovor?“ fragte sie scharf.

„Vor der Dunkelheit!“ sagte Schakir mit einem Lächeln, das sie weicher stimmen sollte. Wartuscha aber ließ einen Schrei ertönen, wie eine Eule im Dickicht, und flüchelte dann leise; sein schwerer Kopf bewegte sich dabei von oben nach unten, wie wenn er mit der breiten Nase auf etwas loshackte.

Die Mieterin sah ihn von der Seite an und sagte laut:

„Er weiß, daß es in der Nacht dunkel ist...“

Alle schwiegen und horchten auf den Flur hinaus, wo die kleinen Füße des Knaben eilig die Treppe hinaufpolsterten. Dann knarrte oben die Tür und ward gleich darauf zugeschlagen.

„Er ist angekommen!“ sagte Natascha und atmete erleichtert auf.

„Wie muß ihm das Herzchen geschlagen haben...“

Koschemjakin sah, wie zwei Augenpaare mißbilligend auf Worjas Mutter blickten, während in einem dritten ein spöttisches Lächeln pfiffig aufblitzte. Sie tat ihm einerseits leid, während er andererseits, obschon er ihr Verhalten gegen Worja nicht gut hieß, sich doch mit einem gewissen Gefühl der Bewunderung, ja fast des Neides sagte:

„Sie hat Charakter, das muß man ihr lassen...“

Nun saß sie wieder da, gegen die Wand gelehnt, und sagte mit einer Stimme, die etwas übertrieben laut und herrlich klang:

„Erzählen Sie noch etwas, Mark!“

Seine Ohren bewegten sich, er hob das behaarte, gleichsam augenlose Gesicht empor und sagte mit eintönig krächzender Stimme:

„Ich heiße nicht Mark, gnädiges Frauchen, sondern Jelisssej ... und mein Zuname ist Markow. Jelisssej heiß ich, ja, und wenn jemand meinen Vatersnamen dazu sagen will, so heißt dieser Petrow... Markow aber ist der Geschlechtsname. So wird die Sache stimmen!“

Sie wickelte sich lachend fester in ihren Schal.

„Nun gut, ich will mir's merken. Sagen Sie also, Jelisssej Petrowitsch — ist das Schicksal, von dem Sie da reden, immer bössartig?“

Wartuscha klopfte die Spänchen von seinem Knie ab, ließ ein Schnauben hören und begann von neuem, ohne sich zu beeilen, die Worte aus sich herauszuholen:

„Wenn Du Dich ihm nicht widersetzt, ist es gut zu Dir, achtest Du es aber gering, dann mußt Du eben leiden.“

„Und Sie — haben Sie Ihr Schicksal gesehen?“

„Bewahre! Aber ein Bäcker aus der Stadt Murom, der hätte das selbige beinah gesehen. Der arme Kerl quälte und quälte sich und konnt's zu nichts bringen. Da hörte er einmal zufällig einen Zauberspruch aus dem schwarzen Buche. Er ging an einen Kreuzweg mitten im Walde, nahm sein Brustkreuz ab und jagte den Spruch her. Einmal, zweimal sagt er ihn auf — alles blieb still; wie er ihn aber zum drittenmal auf sagte, da dröhnt es

plötzlich ganz fürchterlich durch den Wald: „Laß mich in Ru—u—uh!...“ Er zitterte am ganzen Körper, und der Schweiß lief ihm von der Stirn, aber er hielt's doch durch und sagte den Spruch bis zu Ende auf, und wie er eben das letzte Wort ausspricht — sieh, da kommt es! Wie'n Popanz sieht es aus, und schleppt sich daher und stöhnt — da kriegt er's mit der Angst und läuft weg. Und von dem Tage an, meine Gnädige, hatte er Herzkrämpfe...“

„Glauben Sie an Gott?“ fragte ihn plötzlich, sich weit vorneigend, die Mieterin.

Schafir und Natafcha sahen sich gegenseitig ängstlich an, und Koschemjatin zuckte zusammen, als hätte ihn jemand mit der Nadel gestochen.

Markuscha schüttelte sich unwirsch und blies in die Luft hinein, als wollte er eine Hummel verschrecken.

„Selbst das Tier betet zu Gott, mein gnädiges Frauchen. Hör' Dir mal den Hund an, wenn Vollmond ist, wie er bellt — warum tut er das wohl? Bei Sonnenschein sieht er nicht nach oben, sondern richtet das Auge in die Ferne, bleibt mit dem Blick auf der Erde, weil er ein Erdentier ist... Bei Mondschein aber guckt er nach oben...“

„Sie glauben also an Gott?“ unterbrach die Mieterin seinen Redefluß.

Er hob schwerfällig den Kopf in die Höhe, warf ihr unter den buschigen Brauen hervor einen listigen Blick zu und fragte:

„Bin ich denn schlechter als 'n Hund?“

„Und Gott ist doch allmächtig, nicht wahr?“

„Na, und was weiter?“

„Was sollen die Schicksale?“ fragte sie streng. „Wo kommen die her?“

Markuscha lächelte, wandte den Kopf wieder ab, krümmte den Rücken und sagte in seiner gewohnten, eintönig langsamen Weise:

„Die Schicksale? Die kommen von Gott, gnädiges Frauchen, von ihm kommt alles! Sowie Du geboren wirst, wollen wir mal sagen, befiehlt er gleich seinen Erzengeln: „Heda, gebt Ihr mal ein Schicksal mit!“ Die tun, wie ihnen geheißen wird, und schreiben es ein. Dagegen ist nun mal nichts zu machen!“

„Das sagt er alles mit Absicht,“ sagte sich Matwej — „er will sie ärgern... Wenn sie doch aufhören wollte!...“

„Das sind so die Schicksale, n—ja... Und dann gibt's noch 'ne andere Art Schicksale, sozusagen Urschicksale — die werden nicht an einzelne Menschen, sondern an Städte und Dörfer ausgegeben: die und die Stadt soll unten am Berge liegen, das und das Dorf im Walde...“

„Aber sagen Sie,“ fragte sie ein wenig sanfter — „warum hat Gott...“ Diesmal war es Markuscha, der sie nicht ausreden ließ.

„Warum? Das geht uns nichts an“, fiel er ihr ins Wort. „Was uns gegeben wurde, das haben wir, abgemacht. Und das Warum — das wirst Du erfahren, wenn Du tot bist...“

Sie beugte sich ganz zu ihm hin und fragte, dicht über seinen Schetkel geneigt, in ihrer eindringlichen Weise:

„Sie kennen auch die Schutzengel, nicht?“



„Die Schutengel? Gewiß!“ erwiderte er kopfnickend. „Das sind die Engel für die Gott Wohlgefälligen... für die Armen im Geiste, die Einfältigen, Schwachsinnigen... die werden von ihnen beschützt, daß sie im Winter barfuß gehen können und alles ertragen können... Schutengel heißen sie darum, weil ihnen befohlen ist: ‚Den da sollst Du in Obacht nehmen, der ist Gott wohlgefällig, er bedarf seiner!‘“

„Wie verhält sich aber der Schutengel zum Schicksal?“

„Das Schicksal ist etwas ganz anderes. Das ist dem Menschen gegeben, damit er geprüft werde. Du bist, sagen wir, geboren worden — und nun fragt sich's: wes Geistes Kind wirst Du mal sein? Da wird Dir denn das Schicksal beigegeben: nun zeig' mal, heißt das, was in Deinem Herzen wohnt...“

Koschemjakin sah, daß die Frau ärgerlich wurde — ihre Augenbrauen zogen sich in eine Linie zusammen, über ihr Gesicht huschten Schatten, und es schien, daß es ihr Mühe mache, auf ihrem Plage zu bleiben, als wenn eine innere Macht sie emportriebe. Er hustelte und sagte in beschwichtigendem Tone:

„Es muß Ihnen sonderbar vorkommen, so unsere Gedanken zu hören.“

„Und Sie — hegen Sie gleichfalls diese Gedanken?“ fragte sie ihn scharf und eindringlich.

Er wußte selbst nicht, ob er all die Dinge glaubte, die Markuscha da vorgebracht hatte, als sie ihn jedoch so plötzlich mit ihrer Frage über-  
rumpelte, gab er zur Antwort:

„Ja, warum denn nicht?...“

„Auch an diese... Schicksale... glauben Sie?“

„Ans Schicksal glauben doch alle!“ sagte Natascha mit einem raschen Blick auf Schatir. „Vom Schicksal wird doch auch im Liede gesungen...“

Die Mieterin legte ihr die Hand auf die Schulter und wollte offenbar irgend etwas sagen, doch Markuscha kam ihr zuvor und sagte mit veränderter Stimme, in derselben eindringlichen Weise, wie sie selbst sprach:

„Die Sache liegt nämlich im Wort, meine liebe Gnädige! Gott sagt: ‚Schicksal‘, und der Teufel verdreht es und macht daraus ‚Zufall‘, und damit sucht er dann die Menschen zu verführen. Wer's so hört, der ist ihm für immer verfallen: er glaubt an nichts mehr gebunden zu sein und hält sich für frei, in Wirklichkeit aber ist er nur dumm, oder er geht unter die Räuber... ja!“

Markuschas Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, sein Haar sträubte sich empor, und von den Mundwinkeln zogen sich nach den Ohren hin zwei scharfe Falten. Durch eine Kopfbewegung schüttelte er sie gleichsam ab, und Matwej, der sein verkniffenes Mienenspiel beobachtete, dachte bei sich:

„Jetzt macht er sich über sie lustig, der Spitzbube...“

„Laß Dir mal erzählen,“ fuhr Markuscha inzwischen in seinen krausen Ausführungen fort, „was bei uns in Kuligi — das liegt in der Gegend von Njasan — mit einem Burschen namens Wassja Natruskin passierte. Der hielt sich für sehr geschickt... er hatte in Moskau gelebt, war aber von dort ausgewiesen worden und tauchte wieder in Kuligi auf. Und mit

einemal denkt er sich einen neuen Glauben aus: das — darf nicht so sein, das — ist nicht nötig, das — ist nicht so, wie Gott es haben will, und so weiter. Zum Popen sagt er das, und auch zu allen andern... Wer kann's aber wissen, wie Gott es haben will? Hier kommt's doch darauf an, das man das Richtige ergründet... Die Bauern hörten ihn eine Weile an und schmunzelten. Einmal aber, wie sie gerade einen Pferdedieb abgefaßt hatten und eben dabei waren, ihn zu verprügeln, kam Natrus'kin dazu und schrie: „Das dürft Ihr nicht!“ Da nahmen sie sich ihn vor, legten ihn lang hin und schlugen mit ihren Knütteln so lange auf ihn los, bis er mausetot war. Das hatte er von seinem neuen Glauben! Sein Schicksal hatte ihn zu Boden geworfen — und er hätte vielleicht gesagt, es sei der Zufall gewesen... wenn er nämlich noch selbst darüber hätte reden können. Ja, meine liebe Gnädige, 's schon besser, man lebt mit seinem Schicksal im Einvernehmen — es lebt sich so viel ruhiger und ungestörter. Nur nicht gegen den Wind stehen, es kann einem da leicht was anwehen. So kannte ich einen Kaufmann...“

Plötzlich näherte die Frau sich Markuscha, als wollte sie sich auf ihn stürzen, und indem sie die Hand nach ihm hinstreckte, sagte sie freundlich, mit weicher, tiefer Stimme:

„Hören Sie, das muß Ihnen doch schrecklich sein... Sie sind doch zu verständig, um das alles zu glauben! Das sind Ketten für Ihre lebendige Seele, ein ganz entsetzlicher Wirrwarr — ganz unglaublich!“

Koschemjakin rückte unwillkürlich näher zu ihr hin; er streckte den Arm am Tische entlang vor, umfaßte mit den Fingern fest den Rand der Tischplatte, schloß die Augen halb und verharrte lächelnd in gespannter Erwartung.

Er hatte an diesem redseligen Menschen, der alles besser wissen wollte und den Zauberkundigen spielte, nie rechten Gefallen gefunden, wenn er auch einen an Furcht grenzenden Respekt vor ihm empfand. Es lag in seinem verschmitzten Gesichte etwas Listiges, Treuloses, Unehrlisches, zugleich aber sprach aus seinen kaum sichtbaren Bärenaugen eine überlegene Sicherheit, vor der Matwojej sich unwillkürlich beugte. Seine Arbeit verrichtete Markuscha nachlässig und träg, nur mit der Anfertigung der Vogelzäuber beschäftigte er sich gern. Er verkaufte sie an die Klostersnonnen oder auf dem Markte und versteckte das Geld, das er dafür löste, an irgend einem verborgenen Orte.

Schafir hatte öfters vorgeschlagen, den unfleißigen Menschen fortzuschicken, doch Koschemjakin konnte sich nicht dazu entschließen.

„Laß ihn, er wird uns nicht arm essen... Wenn wir ihn laufen lassen, spielt er uns noch irgendeinen Schabernack...“

Es lag noch ein anderer Grund vor, der Matwojej bestimmte, Markuscha zu behalten: seine geheimnisvollen Reden von den unüberwindlichen Mächten, die das Leben der Menschen beherrschen, stimmten so recht zu allem, was er selbst durchlebt und erfahren hatte und was ihn noch immer in schlaflosen Nachtstunden beschäftigte. Sie bildeten gleichsam ein Bindemittel, das seine ganze Vergangenheit zu einem einzigen, festgefügtten

Ganzen vereinigte, zu einem Ring von eintönig grauen hohen Mauern, der sein Denken und Fühlen umschloß und mit jedem neuen Tage höher empor wuchs. Diese Reden schläfernten seine Seele ein, die doch zuweilen den Versuch machte, sich emporzuheben und über den morgigen Tag mit seiner gewohnten klebrigen Langweile hinwegzuschauen.

Und nun sah er, wie die Frau aus der Siebelstube den schwarzen Schatten von Markus' Kopf, der sich unbeweglich an der Ofenwand abzeichnete, gleichsam mit einer graziösen Handbewegung verschenkte.

Ohne mit der Wimper zu zucken, verfolgte er das Mienenspiel ihres Gesichts, über das der helle Glanz ihrer Augen einen Lichtschimmer breitete. Er sah ihre feinen Lippen sich lebhaft bewegen, hörte den freundlichen Klang ihrer Stimme, die frei und voll, in Worten, die ihm so neu, so voll innigen, festen Glaubens schienen, aus ihrer Brust hervorquoll. Sie sprach zuerst schlicht und verständlich: von Christus, von dem einen Gott, von dem, was im Evangelium geschrieben steht und was ihm, Matwej, wohl bekannt war.

Doch immer häufiger mischten sich in ihre Rede unbekannte Worte wie dunkle Flecke, die das, was ihm verständlich war, durchbrachen und entzweirissen, und bevor er noch begriffen hatte, was dieses oder jenes Wort bedeutet, war ihre Rede weit vorausgeeilt, und der Zusammenhang zwischen dem, was sie jetzt sprach, und dem, was sie kurz vorher gesagt hatte, ging ihm verloren.

„Nicht so eilig!“ bat er sie in Gedanken — sie laut darum zu bitten, schämte er sich.

„Alles das sind veraltete, unchristliche Begriffe“, sagte sie in belehrendem Tone, mit Wärme und Freundlichkeit, wie eine Mutter zu ihrem Kinde spricht. „Die Sache ist die, daß wir Slawen...“

„Wieso — Slawen?“ fragte sich Koschemjatin.

„In unserm religiösen Kultus...“

„Kultus?“ wiederholte Matwej, und das Wort klang ihm lächerlich und reizte ihn, machte ihn unsicher. Und immer neue Worte summten ihm im Ohre: Kultur, Legende, Mystik. Immer mehr wurden ihrer, und sie ballten sich um die Sprecherin wie eine langweilig graue Wolke, die ihr Gesicht verdüsterte, sie fremd und sonderbar erscheinen ließ und seinem Gesichtstreife zu entrücken schien.

Er seufzte und sah sich in der Küche um: Natafcha hatte sich, offenbar halb im Schlafe, mit der Nadel in den Finger gestochen und sog eben, die trübten Augen weit hervorpressend, das Blut aus der Wunde, das sie schmakend auf den Fußboden spie; Schafir saß mit gebeugtem Rücken über seiner Schreibarbeit, und seine rostige Stahlfeder krazte langsam über das Papier hin; Markuscha aber schnitzte unbeirrt an seinen Stäbchen, und unter der blinkenden Schneide seines Messers fielen seine, fischel- und ringförmige Spänchen zu Boden.

Die Stimme der Mieterin riß plötzlich ab wie eine allzu straffgespannte Saite. Sie erhob sich, sah alle Anwesenden an und fragte leise, wie schuldig bewußt:



„Es ist Ihnen wohl nicht interessant, was ich sage?“

Matwjej Sjawelitsch schlug verwirrt den Blick nieder — er wollte ihr sagen, daß sie zu rasch spreche und es ihnen schwer falle, ihr zu folgen; doch Natascha kam ihm zuvor und meinte herablassend:

„I, wieso denn, Jewgenija Petrowna, nicht interessant? Se—ehr interessant ist's!“

Schafir sah von seiner Arbeit auf, streckte die vom Schreiben steif gewordenen Finger und sagte beifällig, in ernstem Tone:

„In unserm heiligen Buche Koran auch ist so geschrieben, wie Du sagst, Mütterchen.“

„Danke, Schafir!“ sagte sie lachend, zog mit einer graziösen Bewegung den herabgeglittenen Schal über die Schultern und ging leise aufsteigend nach der Thür.

„Nun, ein andermal. . . gute Nacht. . .“

Koschemjakin glaubte aus ihren Worten etwas wie Kränkung herauszuhören. Markuscha streckte vorsichtig seinen Rücken gerade, hob den Kopf empor, verzog den Mund, daß er von Ohr zu Ohr zu gehen schien, und sagte sichernd:

„Nicht die Bohne hat sie verstanden, hihi! Da habe ich nun geredet und geredet — alles umsonst, wie ich sehe! Ach, du barmherziger Vater, Mutter Gottes und heiliger Nikolaus, was für unvernünftige Menschen gibt's doch auf der Welt! . . .“

Koschemjakin erhob sich und sagte in barschem Tone:

„Es scheint eben niemand zu begreifen, was not tut. . . Sie ist nicht die einzige. . .“

„Ei, sieh doch!“ versetzte Markuscha — „und ich? Wovon red' ich denn, hä?“

Schafir sah nach Markuscha hin und sagte in strafendem Tone:

„Du alle Menschen nur schreckst, und sie spricht von Gott. . . hat nicht Furcht!“

„Weil sie noch jung ist!“ antwortete Markuscha. „Solange sie jung sind, spielen sie sich als die Tapferen auf; werden sie erst älter, dann lernen sie auch das Fürchten. . .“

Matwjej erinnerte sich, wie sie im Beginn ihrer Rede von Christus gesprochen hatte; es war ihm, während er ihr so zuhörte, als müsse diese Frau Christum selbst, wie er auf Erden wandelte, gesehen und gekannt haben, so ungewöhnlich schlicht und klar verständlich erschien die Person Christi in ihrer Darstellung.

Er begab sich in sein Zimmer, nahm sein Evangelienbuch vor und las lange die Stellen, die sie zitiert hatte. Er las und las, und zu seinem großen Erstaunen sah er, daß die Lehre Christi in der That darin schlichter und verständlicher war, als sie ihm bisher erschienen war. Zugleich aber rückte die Gestalt Christi noch mehr vom Leben ab — eine weite, in Nebel gehüllte, undurchschreitbare Wüste schien sich zwischen dem lebendigen Gott und der Welt von Dkurow auszudehnen.

„Und so ist's mit allem, was sie sagt,“ dachte er traurig — „alles erscheint klarer, faßbarer — und rückt dabel immer weiter in die Ferne. . .“

Matwzej konnte in dieser Nacht keinen Schlaf finden. In seiner Erinnerung klangen all die neuen, unbekannten Worte wieder, die er heute vernommen, sie klopften an sein Herz, wie kleine Vögel, die sich vor dem Frost fürchten, ans Fenster klopfen. Klar und deutlich sah er das Gesicht dieser Frau vor sich, mit dem gutherzigen Ausdruck, der es heute verklärt hatte. Draußen wehte leise stöhnend ein feuchter Wind, in welchen Schwaden fiel der Schnee von Dächern und Bäumen, Tropfen um Tropfen schlug das Schmelzwasser auf — Tauwetter war in dieser Nacht eingetreten.

Rätselhafte Träume suchten ihn im Halbschlummer heim: über die kahlen Hügel draußen im Felde huschten graue Schatten und stöhnten wie schuldbewußt: „Die Slawen... die Slawen...“

Dann kam Markuscha, ganz mit Räsigen behängt; er grinste höhnisch und murmelte vor sich hin:

„Und ich? Wobon red' ich denn, hä?“

Auf einem der Hügel, den die Winde von allem Schnee entblößt hatten, hatte sich jemand breit hingesezt und schrie:

„Das ist alles nicht das Rechte... nicht das Rechte...“

Dort kam langsam Pelagia daher, lächelnd, mit entblößter Brust, und flüsterte leidenschaftlich heiß:

„Ach, wenn ich doch unvermählt, wenn ich doch noch ein Mädchen wäre!“

Die Hähne begannen zu krähen — durch die feuchte Luft gedämpft, klangen ihre Stimmen matter als sonst. Die Krähen ließen ihr Krächzen hören, im Kloster rief die Glocke zur Frühmesse — schrill und eindrucklos klang das kleine Glöckchen.

Ohne die Augen zu öffnen, lag Matwzej wohl noch eine halbe Stunde da, dann ging er mit bloßen Füßen ans Fenster und schaute lange in die sich langsam lichtende Morgendämmerung hinein.

„Soll ich in die Frühmesse gehen oder nicht?“ fragte er sich, und es fiel ihm ein, wie vor drei Jahren, an einem heißen Sommerabend, Natascha ihm verschminkt lächelnd ein Briefchen überbracht hatte.

„Hier, Matwzej Sjawelitsch, ein lieber Gruß für Dich!“ hatte sie ihm schmunzelnd zugeflüstert.

Er erbrach den Brief und las den in krauser Handschrift niedergeschriebenen Wortlaut:

„Wenn Sie ein Geheimnis bewahren können, dann seien Sie heute nach elf Uhr an der Klostermauer, da, wo das Faulbaumgehölz steht. Dort wird man Ihnen alles Weitere sagen. Die Sache ist sehr wichtig.“

„Ein mutwilliges Volk, diese Chornonnen,“ dachte er damals, ohne weiter auf die Sache Gewicht zu legen.

Es war statbekannt, daß es im Kloster ziemlich lustig zuging, selbst der Polizeichef Nogajzew plauderte, wenn er einen Rausch hatte, so mancherlei Klostergeheimnisse, die ihm bekannt geworden, aus. Doch wer nicht sündigt, bereut nicht, und wer nicht bereut, kommt nicht in den Himmel, wie das Sprichwort sagt. Schließlich trieben die Nonnen ihre mutwilligen Streiche auf ihre eigne Rechnung und beteten zur Buße Tag und Nacht

für alle Welt, und wenn auch im Stillen über sie allerhand Klatschgeschichten erzählt wurden, so wagte doch niemand, außer vielleicht dem alten Sänder Basunow, sie laut zu tadeln.

Ungern, mehr aus Neugier, war Koschemjakin der Einladung zu dem Stellbuchein gefolgt. An dem ihm bezeichneten Orte legte er sich auf den warmen Erdboden nieder und spähte durch die Zaunlücke in den Klostergarten. Es war eine helle Mondnacht, über dem dicht verwachsenen, von Schatten bedeckten Klostergarten lag eine einschläfernde Stille; plötzlich begann einer der Schatten sich zu bewegen, es raschelte im Grase, und eine schwarze Gestalt näherte sich schwankend dem Zaune. Wuchs und Gang der sich Nähernden verrieten Matwej sogleich die geheimnisvolle Briefschreiberin: es war die Nonne Raissa, die dem Herbergswesen im Kloster vorstand, eine bejahrte, dem Trunke stark ergebene Person. Er erinnerte sich, daß ihre kleinen, im Fett verschwimmenden Augenlein ihm schon immer, sooft er ihr begegnet war, süßlich zugeblinzelt hatten, und ein Gefühl der Beschämung und des Widerwillens ergriff ihn, als sie nun auf ihn zuschritt. Sie hustete und seufzte, um ihre Anwesenheit zu erkennen zu geben; er gab jedoch nicht einen Muck von sich, wagte auch nicht, sich zu erheben und fortzugehen, und lag bis zum Morgen so unbeweglich hinter dem Zaune, daß ein Zaunkönig, der im Morgengrauen herangeflogen kam, sich sorglos auf eine Weisfußtaube dicht vor seiner Nase setzte und erst davonflatterte, als er dem Daliegenden in die offenen Augen gesehen.

Dann fiel ihm ein, wie die Bobicha, eine stadtbekannte Ehevermittlerin, zu ihm gekommen war und ihm verschiedene Heiratsvorschläge gemacht hatte. Alle Mädchen, die sie ihm vorschlug, hatten irgendein Gebrechen: die eine schielte, die andere lispelte, die dritte hinkte, und eine hatte gar einen Säugling als Mitgift.

„Was für Bräute schlägst Du mir da vor?“ hatte er zu der Vermittlerin gesagt.

„Wie denn? Gefallen sie Dir nicht?“

„Sie haben doch alle einen Fehler...“

Da hatte die verwöhnte Alte ihm fest geantwortet:

„Wie der Käufer, so die Ware! Weinst Du, die Stadt habe schon ver-  
gessen, was zwischen Dir und Deiner Stiefmutter gewesen ist? Da irrst  
Du Dich sehr, mein Lieber — die Stadt hat ein gutes Gedächtnis, ja!  
Und auch jetzt gehen wieder so allerhand Gerüchte über Dich um...“

„Was denn?“ hatte er gefragt.

„Na, so dies und das...“ hatte sie geantwortet, und ein leises, spöttisches Richern war ihren Worten gefolgt.

...Er blieb so lange am Fenster stehen, bis alles im Hause erwacht war; dann wusch er sich rasch, zog sich an und begab sich nach der Küche. Er öffnete die Thür und machte auf der Schwelle Halt: am Tische saß Mariuscha, hatte den kleinen Boris auf dem Schoße und belehrte ihn wieder auf seine Weise:

„Ich sei ein Gözenanbeter, sagt sie? Ja, das mag sie wohl sagen!  
Aber Du kannst mir's schon glauben, mein Junge: ich versteh' mich aufs



Zaubern und Besprechen, dagegen kann niemand was machen! Frag sie doch einmal, wie sie eine Warze wegbringen will? Du hast da auch solch ein Ding, solch ein Wärgchen...“

Roschemjatin betrat die Küche und sagte in einem Tone, der ihm selbst wider Erwarten streng klang:

„Solltest dem Jungen den Kopf nicht mit so überflüssigen Dingen vollfüllen...“

Er war jedoch mit sich selbst ganz zufrieden, daß er den Zauberer so zurechtgewiesen hatte.

„Ich wollte nur die Schlüssel holen,“ erklärte Markusch, stand auf und ging hinaus.

Sauber und nett, mit rosigem Wangen, trat Borja ihm entgegen — er zog die Brauen hoch empor und begrüßte Matwojei freundlich:

„Guten Morgen!“

„Schönen guten Morgen!“ erwiderte Matwojei und reichte dem Knaben die Hand. „Wie geht's Dir?“

„Ich danke bestens!“ antwortete Boris mit einem Kragfuß. „Mir geht es gut — und Ihnen hoffentlich auch?“

„Ja, ganz gut“, antwortete der Hauswirt lachend und empfand dabei eine neue stille Freude. Dann nahm er den Knaben auf den Arm und sagte: „Wie wär's, wenn wir beide Freundschaft miteinander machten?“

„Mir ist's recht!“ stimmte Boris bei. Er faßte in Matwojeis Kopfhaar und meinte: „Dein Haar ist so weich — viel weicher als das von Mama.“

„Wirklich?“

„Ja, wirklich — mein Ehrenwort!“

„Das ist ja prächtig, mein Kerlchen!“

„Weshalb?“

Matwojei wurde verlegen.

„Was weiß ich, weshalb!“ sagte er dann, und dachte dabei im stillen:

„Der Junge will auch alles wissen...“

Er setzte Borja auf die Erde nieder und fragte ihn:

„Hast Du schon Tee getrunken?“

„Noch nicht. Mama ist noch nicht angezogen.“

„Gut, dann trink heut' einmal mit mir! Und ein Stück Obstuchen lassen wir uns dazu geben, wie?“

„Ach, ja!“

Beim Tee wurde der neue Freundschaftsbund noch fester geknüpft. Der Knabe erzählte dem Erwachsenen begeistert die Geschichte Robinsons, und Roschemjatin war von der ebenso schlichten wie wunderbaren Geschichte des einsamen Eilandbewohners so begeistert wie nur irgendein Knabe. Er hörte mit großem Interesse zu und bat Borja:

„Gib mir doch einmal dieses Buch!“

Als er dann später am Tage seine Mieterin traf, sagte er zu ihr:

„Ein recht unterhaltsames Bürgchen ist Ihr Borja, Jewgenija Petrowna! Und wie klug er ist!“

„Freut mich, es zu hören!“ antwortete sie mit einem freundlichen Lächeln.

Ihr Lächeln ermutigte ihn zu einem kühlen Worte:

„Ich glaube, er ist besser als die Mutter...“

Sie runzelte die Stirn.

„Ich bin auch kein Kind,“ warf sie wie von ungefähr hin und ging an ihm vorüber.

„Sie hat mir's gut gegeben!“ dachte Koschemjakin, legte sein Gesicht in Falten und schritt mit einem leichten Gefühl der Kränkung trüg nach der Seilerbahn zu.

Es entging ihm nicht, daß diese Frau an Markuschka weit mehr Interesse nahm als an dessen Brotherrn. Nach jenem Gespräche in der Küche kam sie immer häufiger, auch am Tage, aus ihrer Stiebelstube herunter, um den Hausknecht, dem sie förmlich aufzulauern schien, zu treffen und, wenn er gerade freie Zeit hatte, sich mit ihm zu unterhalten. Markuschka aber versteckte seine Augen immer tiefer, schüttelte unwirsch den schweren Kopf und murmelte irgendetwas, das nicht eben freundlich klang, in seinen Bart.

„Sie sollte sich nicht so viel mit ihm abgeben!“ dachte Matwej. „Was will sie von ihm? Wir geht sie aus dem Wege und ihm läuft sie förmlich nach... Er wird sie noch einmal bitter kränken...!“

Ein paar Tage später, im stillen Dämmerchein eines Winterabends, trat sie zu ihm ins Zimmer — heiter und frisch, in einer roten Bluse mit Stehkragen, schwarzem Rock und graubraunem Schal.

Den Zopf hatte sie auf dem Kopfe in Form eines Kranzes aufgesteckt.

„Ich wollte Sie um eine große Gefälligkeit bitten,“ sagte sie, nachdem sie in dem molligen Winkel neben dem Ofen Platz genommen hatte.

Von der roten Bluse war ihm vor den Augen ganz dunkel geworden, daß er auf dem weißglänzenden Hintergrunde der Racheln kaum ihr Gesicht sah.

Sie sagte, daß sie keine Einnahmequellen habe und Geld verdienen müsse, und nun habe sie Beschäftigung gefunden: sie werde der Tochter des Rentmeisters Matuschkin und dem Enkel des Kaufmannes Chrapow Unterricht erteilen.

„Ah, dem Wanja“, bemerkte Koschemjakin leise, da er das Gefühl hatte, als ob er irgend etwas sagen müsse. „Seine Eltern sind beide auf einem Dampfer verbrannt...“

„Nun ist mir aber das Unterrichten von Kindern verboten, und darum ist es notwendig, daß niemand etwas davon erfährt...“

„Niemand wird etwas erfahren!“ versetzte Matwej mit Eifer, sagte sich jedoch gleich, im stillen erschreckend: „Sie werden es doch erfahren...“

„Schakir und Natascha werden schweigen...“ meinte sie.

„Darauf können Sie sich verlassen!“

„Über die andern...“

Ein glücklicher Gedanke fuhr ihm durch den Sinn:

„Nichten Sie es doch so ein, als ob es sich gar nicht um Unterricht handle — die Kinder kommen einfach zu Worja, um zu spielen...“

„Ja, ein sehr guter Gedanke!“ sagte sie heiter. „Und nun noch eins: Könnte ich die Kinder vielleicht hierher, in Ihr Zimmer, kommen lassen?“

Er sprang vor Freude vom Stuhl auf und sagte, fast Schreiend:

„Aber natürlich, so oft Sie wollen!“

„Dreimal in der Woche, jedesmal eine Stunde. Wird Ihnen das nicht lästig fallen?“

„Lästig fallen? Mir?“ rief er laut aus.

Ihre Brauen zuckten, und ihre Stirn bewölkte sich leicht, doch lachte sie sogleich wieder sorglos.

„Mit der Zeit wird es natürlich herauskommen, und man wird es mir verbieten — aber bis dahin kann man doch tun, was sich eben tun läßt. . .“

„Nun, ich danke Ihnen!“

Sie drückte ihm kräftig die Hand und ging, einen feinen Parfümduft hinter sich zurücklassend. Matwej schritt lebhaft erregt im Zimmer auf und ab, trocknete sich den Schweiß vom Gesichte und dachte im stillen:

„Und wenn es herauskommt? Nun — dann stopf' ich ihnen mit ein paar Scheinen den Mund — da, schluck! Ich kann vielleicht auch mit Vater Witalij sprechen. . . Jetzt fängt es endlich richtig an, wie es soll. . . jetzt, meine Liebe! . . .“

Zum erstenmal wagte er, sie, wenn auch nur in Gedanken, so zu nennen; doch sah er sich gleich darauf ängstlich um und hob die Hand zum Munde, als wollte er das gewagte Wort darin zurückhalten. Er blickte in den Spiegel an der Wand und sah darin einen großen, vollen, bärtigen Menschen, mit rundgeschnittenem Haar, im langen Unterzieher und flieberblauen Hemd. Rot und schwitzend stand er mitten im Zimmer, und ein verwirrtes, weiches, fast einsfültiges Lächeln lag auf seinem Gesichte.

„Wie Du aussiehst, Mensch!“ sprach er im Tone des Vorwurfs zu sich selbst, ging dann nach dem Fenster und blickte in die blaue Dämmerung des Gartens hinein. „Was wird nun kommen?“

Der Frost zwickte die Wände des Hauses, es knackte förmlich im Gebälk. Eine freudige Unruhe erfüllte sein Herz, und eine Vorahnung flüsterte ihm zu, daß nun bald ganz bestimmt etwas eintreten müsse, woran er nur mit stillem Bangen zu denken wagte.

„Wie denn? Eine solche. . . wagt man ja nicht einmal zu umarmen!“ sagte er sich traurig lächelnd, und indem er sich nach der dunklen Zimmerecke wandte, in der die Heiligenbilder hingen, betete er in Gedanken:

„O Königin des Himmels! Erbarme Dich meiner und hilf mir. . . Bewahre mich vor der Versuchung. . .“

Die bleiche, doch schon fühlbar warme Märzsonne spielte bereits in den Eiszapfen, die verschlafenen Fenster der Häuser blickten zum blauen Himmel auf wie die Augen von Blinden, die plötzlich sehend geworden, und die Dohlen und Krähen begannen ihre Nester zu säubern. Auf dem Felde, über den vom Schnee entblößten Stellen, sangen die Lerchen, und Markuscha ging an hellen Tagen mit Boris hinaus, um sie mit dem Spiegel zu fangen.

Matwej Esawelitsch hatte den „Robinson“, die „Kinderwelt“ und noch ein halbes Duzend andere interessante Bücher gelesen, und das hatte seine Freundschaft mit dem kleinen Bürschchen aus der Siebelsstube noch mehr befestigt.



Sie aber lächelte ebenso freundlich wie vorher, mit solch einem hin-  
gleitenden Lächeln, und — ging an ihm vorüber, immer gleich höflich und  
zurückhaltend in Worten. Dreimal in der Woche stahl sich Koschemjatin  
auf den Fußspitzen an die Zwischenwand heran, die sein Zimmer von jenem,  
in dem Pelagia gestorben war, schied, legte das Ohr an die dünne Wand  
und hörte zu, wie die Mieterin die blauäugige, lockige Ljuba und den  
schwerfälligen Wanja Ehrjapow mit dem breiten Gesichte unterrichtete.

Er konnte ganz gut hören, was da drinnen gesprochen wurde, und zum  
Ueberfluß hatte er die Spalten zwischen den Brettern noch ein wenig mit  
dem Beil erweitert.

Fast jedesmal, wenn der Unterricht vorüber war, las die Lehrerin den  
Kindern irgend etwas vor, oder sie erzählte ihnen etwas, und er mußte  
staunen über die Mannigfaltigkeit ihres Wissens. Zuweilen ließ sie auch  
die Kinder selbst irgendein Erlebnis zum besten geben.

„Hört mal, wie wir neulich auf den Lerchenfang gegangen sind!“ ließ  
Voris sich einmal vernehmen. „Wenn man einen Spiegel auf die Erde  
legt, so daß die dumme Lerche sich darin sieht, dann denkt sie, daß der  
Spiegel auch der Himmel ist, fliegt herunter und meint, sie fliege nach oben.  
Ein schrecklich dummer Vogel!“

„Er ist nicht dümmer als Du“, versetzte die Mutter und erzählte den  
Kindern irgend etwas Interessantes vom Leben der Lerche.

„Alles weiß sie!“ dachte Matwej bewundernd. Die Fülle ihres Wissens  
flößte ihm Hochachtung vor dieser Frau ein, wirkte abtühelnd auf seine  
schüchternen Träume und Wünsche und zog ihn anderseits um so stärker zu  
ihr hin.

Einmal hörte er, wie sie mit wohlklingender, schwermütiger Stimme  
den Kindern ein Gedicht vorlas:

Feucht ist des Kerkers Wand, bedeckt von Affeln,  
Die Tropfen hör' ich von der Decke prasseln;  
Der Wache schwerer Gang ertönt im Flur —  
Und draußen jauchzt und jubelt die Natur.  
Ein Haufen Stroh ist meine Lagerstätte;  
Die Kröte scheuch' erschauernd ich vom Bette,  
Daran der Wurm nagt — und vom Turm entzückt  
Das Aug' den Himmel, Berg und Thal erblickt.  
Blutstropfen waren der kranken Brust entquollen,  
Qualvolle Seufzer ihnen sich gesellen;  
Dampf raffelt meiner Kette düsterer Klang —  
Und draußen tönt der Nachtigallen Sang...

Als er sie am Abend in der Küche traf, bat er sie:

„Als ich vorhin an der Thür vorüberging, hörte ich, wie Sie ein Gedicht  
vorlasen. Könnt' ich das wohl zu lesen bekommen?“

„Leider nicht — ich habe es aus dem Gedächtnis hergesagt, das Buch  
besitze ich nicht...“

„Nun — vielleicht schreiben Sie es mir auf?“

„Sehr gern. Hat es Ihnen gefallen?“

„Ja, sehr!“

„Es ist von dem Dichter Schtscherbina,“ sagte sie langsam — „ich habe ihn früher sehr gern gelesen... Ach, wie lange ist das schon her!“

„Schreiben Sie es mir auf, ich will es in mein Tagebuch legen...“

Sie sah ihn an und fragte dann im Scherz:

„In Ihr Tagebuch? Sie schreiben vielleicht selbst Verse?“

„Nein, wieso denn?“ sagte er ein wenig verlegen. „Ich schreibe mir nur so manchmal... aus Langerweile... manche Vorkommnisse auf, zur Erinnerung...“

„So—o?“ sagte sie gedehnt, und es schien ihm, als ob ihre Augen größer würden. „Das ist interessant... würden Sie mich nicht einmal Ihre Aufzeichnungen lesen lassen?“

Ihre Stimme klang ungewöhnlich freundlich, — so hatte sie noch nie mit ihm gesprochen, und er wurde mutiger und sagte zufräulich:

„Es wäre doch peinlich... ich habe da so verschiedenes eingeschrieben... Kommen Sie lieber einmal, wenn Sie Zeit haben, zu mir herunter — ich werde Ihnen mit Auswahl einiges vorlesen...“

Die Frau schwieg — ihr Blick ging, an ihm vorüber, irgendwohin in die Ferne. Er folgte ihren Augen und erwartete voll Spannung ihre Antwort.

„Gut, ich bin einverstanden!“ sagte sie dann plötzlich in entschlossenem Tone und richtete sich gerade empor. „Wann also?“

„Meinetwegen jetzt gleich!“

„Ach, Sie... Schriftsteller!“ rief sie leise aus und fragte gleich darauf mit veränderter Stimme, aus der etwas wie Unwille klang:

„Wie alt sind Sie?“

„Einunddreißig... etwas darüber...“

„Das ist nicht wahr — Sie sind erst fünfzehn Jahre alt!“ versetzte sie, wiederum in verändertem Tone.

Matwej fuhr leicht zusammen.

„Was soll das?“ dachte er — „will sie ihren Scherz mit mir treiben?“

Sie aber ging nach der Thür zu und sagte, jetzt wieder ernst und sachlich:

„In einer Stunde bin ich unten...“

## XX.

Matwej befahl Nataſcha, den Esamowar bereitzustellen, eilte nach seinem Zimmer, nahm aus dem Schrank zwei dicke Hefte, warf sie auf den Tisch und entschied nach kurzer Ueberlegung, daß er seinen Feiertagsanzug anlegen müsse.

Eine Stunde war vergangen, und sie war ihm so lang geworden, wie nur selten eine in seinem ganzen Leben. Nataſcha hatte längst, verständnisvoll lächelnd und neugierig zu ihm hinüberschielend, den siedenden Esamos war auf den Tisch gestellt. Matwej saß davor, in einem Hemd aus dunkelblauem Kaschmir mit goldgelber Seidenstickerei, das die Nonnen drüben im Kloster kunstvoll gearbeitet hatten, und in schweren Pluderhosen aus

französischem Plüsch. Nicht ohne Mühe hatte er die schon lange nicht getragenen lackierten Schaftstiefel angezogen. Das Haar hatte er reichlich mit Pomade gesalbt, und auch die große, vom Vater geerbte Taschenuhr hatte er sich auf die Brust hängen wollen, doch war sie in die kleine Hemdtasche nicht hineingegangen, und ihretwegen die Weste anzulegen, konnte er sich doch nicht entschließen, da es im Zimmer heiß war und er auch ohne Weste vor lauter Aufregung fast erstickte. Unbeweglich saß er da, den Blick von dem spiegelblanken Messing des Esamowars abwendend, aus dem ihm sein unschön breitgezogenes Gesicht entgegenstarrte, und lauschte nach der zum Giebelzimmer führenden Treppe hinaus, ob nicht endlich ihr fester Schritt sich vernehmen ließ.

„Siebzehn Minuten... achtzehn...“ zählte er, auf das gelbe Zifferblatt der Wanduhr schauend, das so groß war wie der Vollmond, wenn er im Osten am Horizont emporsteigt, und ebenso trüb und unheimlich.

Der hohe Hemdtragen würgte ihn, die Stiefel drückten ihn an den Zehen und ließen jedesmal, wenn er die Füße bewegte, ein trockenes Knarren hören.

Als er dreiundzwanzig Minuten gezählt hatte, öffnete sie die Tür, und er erhob sich und ging ihr mit einer fast untertänigen Verbeugung entgegen.

Sie ging leise nach dem Tische hin, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen und fragte:

„Was für einen Rutscheranzug haben Sie denn da an?“

Matwej setzte sich und bemerkte mit schuldiger Miene:

„Sie haben doch auch... die rote Bluse an...“

„Was soll denn... daraus zu folgern sein?“

„Ich weiß nicht...“ sagte Koschemjakin schüchtern.

„Nun, auch ich wüßte nicht...“ erklang ihre Antwort.

Plötzlich jedoch sank sie auf den Stuhl, brach in ein helles Lachen aus und rief, den Kopf in den Nacken werfend:

„Nein, verzeihen Sie... o Gott, ich kann wirklich nicht dafür... aber Sie sehen gar zu komisch aus!... Ehrenwort... ganz unglaublich komisch.“

Er war glücklich, wiegte sich auf dem Stuhle hin und her, strich mit den Händen über seine plüschbedeckten Knie und ließ, den Mund weit öffnend und sie gleichsam akkompagnierend, ein bastiefes, leises Lachen hören.

„Nein, zu spaßig find' ich das!“ sagte sie, sich die Tränen aus den Augen wischend, und ihre Augen glänzten gutmütig teilnehmend.

Mit zitternder Hand goß er den Tee ein und sagte mit stiller Freude:

„Das macht, weil ich ungebildet bin, und scheu... Wir sind hier alle so... und ich bin's wohl ganz besonders... ich lebe so allein...“

Zwischen ihren Brauen bildete sich ein Fältchen.

„Lassen Sie mich den Tee einschenken, und Sie — können lesen!“ sagte sie kurz entschlossen. Matwej bemerkte die Veränderung in ihrer Miene und Stimme, und er erhob sich von seinem Plaze, wobei seine Stiefel ganz entsetzlich knarrten. Und plötzlich wandelte ihn ein seltsam peinliches Gefühl an, und er sagte, den Blick senkend:

„Ich muß wohl... ein rechter Narr... ein arger Dummkopf sein...“



„Wieso?“ fragte sie nach kurzem Sinnen leise.

„Nun... ich wollte es recht gut machen, Ihnen recht große Ehre erweisen, und schließlich... ist nur was Lächerliches dabei herausgekommen.“

Mit einer raschen Handbewegung öffnete er zwei Knöpfe an seinem Hemdtragen, setzte sich seitwärts an den Tisch und schlug eins der beiden Hefte auf.

„Nun, lesen Sie, lesen Sie!“ sagte sie in beruhigendem Tone.

Er hustelte leise und las dann mit dumpfer Stimme die Kantate von der Göttin Venus vor. Er blickte die Zuhörerin an, und sie sagte lächelnd:

„Das Gedicht ist nicht weit her, uraltes Zeug... Sie lesen es gar zu düster vor...“

„Wie ich's eben verstehe, seien Sie nicht zu streng...“

Sie bestand jedoch auf ihrer Meinung und sagte:

„Lesen Sie einfach, wie Sie sprechen, das wird besser sein...“

Es schien ihm, als steckten zwei verschiedene Frauen in ihr, die da vor ihm saß: die eine gut und mild, mit der verkehrte es sich recht angenehm und leicht, und die andere — eine Spöttlerin, die gern kommandierte.

Er fuhr in der Vorlesung fort: „Hier kommen wieder Verse —“ sagte er und las:

Erwach', o Mensch, und such' der Welt zu nützen —  
Das gute Werk macht selbst dich gut und fromm.  
Den Blinden führ', den Lahmen such' zu stützen,  
Nütz' deine Zeit — bald winkt der Tod dir: Komm!

„Ganz spaßige Verschen!“ meinte die Frau obenhin.

Roschemjatin seufzte und fuhr fort:

Such' nicht mit deinem Witz die Welt zu meistern,  
Erblick' im Nichtstun nicht des Lebens Kron'!  
Zu irren war bestimmt auch größern Geistern,  
Und Arbeit ist dein Los von Jugend schon.

„Woher haben Sie diese hohe Weisheit?“ fragte sie ihn achselzuckend.

„Von einem gedruckten Blatte,“ sagte er unlustig — „ich kaufte einmal Fensterriegel, die waren darein eingewickelt...“

„Was gefällt Ihnen eigentlich daran?“

„Es sind bedeutsame Worte“, entgegnete er verlezt. „Wo bekommt man sonst hier solche Worte zu hören?“

„Was Sie sagen!“ rief sie lächelnd aus. „Allzu viel werden diese Worte zur Vervollkommenung der Menschheit nicht beitragen...“

„Dir kann man's nicht leicht recht machen, wie es scheint!“ dachte Matwej, schlug ein paar Blätter auf einmal um und fuhr dann langsam mit derselben dumpfen, brummigen Stimme wie vorher fort:

„1875, 21. Mai. Vorgestern ist der Hahnenberg fast ganz abgebrannt, neunzehn Häuser hat das Feuer verzehrt. Es heißt, daß der Schuster Sjetunow, der mich immer geneckt hat, das Feuer aus Bosheit gegen seine Nachbarn angelegt hat, doch kann ich das nicht glauben. Gestern morgen

hat man ihn an der Brandstätte, wo sein Haus stand, abgefaßt, wie er gerade den Ofenrahmen herausriß. Man brachte ihn nach der Feuerwache, und in der Nacht ist er gestorben."

"Man hat ihn wohl geschlagen?" fragte die Besucherin leise.

"Ich weiß es nicht. Möglich ist's schon!" meinte der Chronist, ohne sie anzusehen. "Bei uns ist man damit rasch zur Hand."

"Womit hat er Sie denn geadelt?"

"Ach, nur so . . . Er war ein kranker Mensch, und ich war noch jung. . ."

Er las weiter:

"Daselbe Jahr, 2. August. Der Schlosser Koptew ist von seiner Frau mit Arsenik vergiftet worden. Acht Tage vorher hatte er ihr in der Betrunkenheit die Backe bis zum Ohr aufgerissen und ihren Pelz wie auch einen seidenen Esarasan, den sie von der Mutter geerbt hatte, mit dem Beile zerhackt. Man führte sie nach dem Gefängnis, sie war aber wie nicht bei Verstande, und als sie mit ihr nach dem Marktplatz kamen, riß sie sich alle Kleider vom Leibe. . . Es kommt hier noch einiges Weitere," sagte Matwjej, "aber das ist nicht ganz schädlich, entschuldigen Sie nur!"

Im Zimmer ließ sich ihre leise Frage vernehmen:

"Sagen Sie — warum haben Sie das aufgezeichnet?"

"Ich weiß nicht. . ." sagte Matwjej, nach kurzem Ueberlegen jedoch erklärte er: "Ich habe eben aufgezeichnet, was mir bemerkenswert schien. . . Hier, das folgende ist vielleicht interessanter:

"Daselbe Jahr, 20. September. Bei Maslakows ist große Not: Feodors Onkel hat die zauberkundige alte Tiunowa ums Leben gebracht. Sie sollte ihm die Darre austreiben, aus Altersschwäche aber, oder vielleicht auch, weil sie betrunken war, hat sie ihn mit dem Beile im Kreuze verletzt. Er sprang von der Schwelle auf, packte sie bei den Haaren, schüttelte sie und warf sie mit dem Hinterkopf gegen die Türschwelle, daß ihr nur so der Schädel knackte und sie den Geist aufgab. In der Stadt sagt man, er werde vor Gericht kommen, aber die Maslakows sind reich, und die Tiunowa war eine starke Trinkerin; es wird wohl einfach heißen, die Alte sei plötzlich verstorben."

"Ich habe nichts verstanden!" sagte die Zuhörerin mit einem sonderbaren Lächeln. "Was ist das — die Darre? Und was soll das Beil dabei?"

"Aha", dachte Koschemjatin und wurde plötzlich lebhaft — "auch Du weißt also nicht alles!"

Und er begann zu erklären, wobei er in ihr verdunkeltes Gesicht schaute.

"Das ist so ein altes Mittel. . . das Beil. . . um die Leute zu kurieren. . ."

"Kurieren — mit dem Beile?" fragte sie. "O Gott, wie töricht! Und was ist die Darre?"

"Die Darre — das sind. . . Schmerzen im Kreuze, Rückendarre sagt man auch. Man braucht dazu noch einen Badesesen: der Kranke legt sich mit dem Kopf auf die Schwelle, dann legt man auf seinen Rücken den Besen, mit dem die Glut im Ofen zusammengefaßt wird, und auf den Besen wird nun mit dem Beile losgehackt — nicht stark, jedesmal drei Schläge. Nach jedem dritten Schläge muß der Kranke fragen: 'Was hast'

Du da?' Und der Zauberer oder die Zauberin sagt: 'Ich zerhacke die Darre!' Dann muß der Kranke den Zauberspruch sagen: 'Hacke nur fest drauf los, zerhau' den Besen und streu' die Stückerl auf zwölf Wege aus, und auf dem zwölften Wege soll die Krankheit für immer von mir weichen... Heilige Praskowia Piatniza, erbarme Dich meiner schmerzenden Knochen!' Dann muß man den Besen unters Hofstor werfen, und wenn das Morgenrot am Himmel erscheint, muß ein Rater daran riechen..."

Die Frau richtete sich auf dem Stuhle empor und sah sich im Zimmer um.

"Was ist?" fragte Matwej unruhig — "wünschen Sie etwas!"

"Nein, nichts..."

"Vielleicht... soll ich nicht weiterlesen?"

"O, doch, bitte! Aber — sagen Sie, haben Sie keinen Arzt in der Stadt?"

"Ja, gewiß ist einer da... ein alter Mann, Militärarzt war er früher... Er trinkt etwas viel, aber sonst ist er ganz tüchtig..."

"Lesen Sie weiter!" sagte sie, den Kopf neigend.

Und er las:

"Daselbe Jahr, 6. Oktober. Heute wurde eine Schauspielerin begraben, von jenen, die mit Erlaubnis der Obrigkeit im Spritzenstuppen spielen. Sie ist vor vier Tagen gestorben, an einem Blutsturz aus unbekannter Ursache, vielleicht, wie es heißt, weil sie Schläge bekommen hat. Zu Mariä Fürbitten war sie noch ganz munter, ich habe sie gesehen, sie spielte eine adelige Frau. Es war zuerst langweilig, dann aber wurde es schrecklich, als ein Krieger in einer Feuerwehrmütze aus Pappe sie bei den Haaren faßte und zum Schein mit dem Messer durchbohrte. Dieser Krieger sollte nämlich ihr Mann sein, und er heulte und brüllte ganz fürchterlich; sie aber war eine große, hagere Person und hatte eine heisere Stimme. Basunow brachte während der Vorstellung die Zuschauer zum Lachen, indem er ihr zurief: 'Hör' mal, Du meine Gnädige — huste nicht so viel, husten kann ich zu Hause alle Tage hören, dafür brauche ich keine zehn Kopelen zu bezahlen'. Seine Schwiegertochter hat nämlich die Schwindsucht. Die Schauspielerin wurde bei uns vorübergetragen, zwei Spritzenleute trugen sie, und zwei von ihren Kollegen gingen mit, ein dritter aber, ihr vermeintlicher Mann, ging mit einem Polizisten hinterher. Er war betrunken und brüllte aus aller Kraft: 'Herr, gib ihr die ewige Ruhe...' und weinte zur Abwechslung. Der Polizist hielt ihn fest, damit er keinen Unfug machte; er konnte ihn aber kaum bändigen. Auf dem Friedhofe durfte sie nicht begraben werden, sie kam vielmehr nach dem Plake, wo früher das Mordwinendorf stand, dahin, wo auch Klutscharew und andere dieser Art verscharrt worden sind."

Roschemjatin schwieg.

"Sie tun recht daran, das aufzuzeichnen", sagte langsam und nachdenklich die Mieterin — "sehr recht!"

"Weshalb?" fragte er. "Manchmal, wenn ich's so durchlese, kommt es mir herzlich langweilig vor."

"Wirklich? Nur langweilig? Weiter nichts?"



„Wo hinaus will sie nur?“ dachte Koschemjakin, und ohne ihr Antwort zu geben, fuhr er fort:

„1876, 29. April. Auf dem Markte hat neulich der Polizist Bystrejow einen fremden Menschen, den niemand kannte, festgenommen, er wurde auf die Polizei gebracht, ist aber von dort in der Nacht geflohen. Nun wurde er vom frühen Morgen an verfolgt, die einen setzten ihm zu Pferde nach, die andern zu Fuß. Einen Mann, dem sie begegneten, schlugen sie nieder; es stellte sich jedoch heraus, daß es nicht der Richtige war. Basunow meinte, der Fremde sei von den Polen hergeschickt, damit er die Staatswäldungen niederbrenne, man habe bei ihm Papiere gefunden, aus denen hervorging, daß er ein Brandstifter sei. Wie er aus dem Gefängnis fliehen konnte, ist unbegreiflich, weil ihm nämlich, als er festgenommen wurde, ein Arm aus dem Schultergelenk ausgerenkt worden war. Tolokonnikow rühmte sich, er sei es gewesen, der ihm das besorgt habe. Zuzutrauen ist es ihm schon, er ist ein roher Mensch.“

Die Zuhörerin fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, dann lehnte sie sich auf ihrem Stuhle zurück und kreuzte die Arme über die Brust.

„Hat man ihn gefangen?“

„Nein. Es langweilt Sie wohl?“

„Bitte, lesen Sie nur weiter!“ bat sie und schloß die Augen.

Koschemjakin beugte sich nieder über das Heft.

„Bis zum Jahre 79 kommen hier nur lauter häusliche Angelegenheiten: von Schatir, wie sie ihn Nataschas wegen durchprügelten...“

„Wer?“

„Die Stadtleute. Dann sind hier verschiedene Gedanken über die Arbeiter...“

„Wessen Gedanken?“

„Meine eigenen. Hier — wieder Hausangelegenheiten, dann etwas von mir... das will ich auslassen...“

„Wie Sie wollen,“ sagte sie aufseufzend, „ganz wie Sie wollen!“

Und sie wickelte sich fest in den Schal, obschon es heiß war im Zimmer.

„Es hatte keinen Zweck, scheint's, diese ganze Sache anzufangen!“ dachte Matwej hoffnungslos und ließ dabei seinen Blick über ihr, wie ihm dünkte, gelangweiltes Gesicht und die von Schatten umgebenen Augen gleiten. Er blätterte weiter und sagte, auf seine eigne, eintönige Stimme lauschend:

„Hier... Die neue Hauptkirche wurde fertig gebaut, die Einweihung war sehr feierlich... Ein Maler ist im Branntweinrausch gestorben... alles nicht interessant... Bei den Kämpfen auf dem Flusse wurden drei Burschen aus der Vorstadt mit Gewichten erschlagen... Bei Bagins ist ein Wolf in den Hof eingefallen und hat den Hund totgebissen... Allerhand Kleinigkeiten: der Schneider Sinjachin hat seiner Schwägerin die Nase abgebissen... Wie man die große Glocke, sechshundertundzwanzig Pud wiegt sie, auf den Kirchturm hinaufziehen wollte, ist sie abgestürzt — erst im Jahre 82 hat man sie richtig auf den Turm gebracht... Brände kommen natürlich in jedem Jahre vor, die sieht man sich gar nicht mehr an,

und noch weniger schreibt man darüber... Sieben Kinder sind auf dem Eise eingebrochen, drei davon sind ertrunken, und eins, mein Pflegesohn S Sawatejka Puschtarew, hat sich dabei so erkältet, daß er nachträglich starb... Sefleteja Dobnischina ging in den Wald, um Pilze zu sammeln, und ist seither verschwunden; die einen sagen, sie sei im Morast versunken, andere aber sind der Meinung, sie habe sich nach dem Kloster von Tschornoborje begeben. Es soll da etwas zwischen ihr und Vater Witalij, dem Priester von St. Nikolaus, vorgefallen sein..."

Während er alles dies aufzählte, wie ein Rüster, der die Namen der ins Gebet eingeschlossenen Verstorbenen herleierte, war die Frau geräuschlos aufgestanden, durch das Zimmer geschritten und am Fenster stehend geblieben.

"Was ist nur mit ihr?" dachte er, von der Seite nach ihr hinüberschielend, und es ward ihm immer peinlicher, immer beklemmender zumute.

"Hier!" rief er plögl. mit beabsichtigter Lebhaftigkeit — „1879, 3. Juni. Auf dem Markte wurde eine lebendige Wassernixe gezeigt, die im Tigrisflusse gefangen worden war. Oben sah sie aus wie eine Frau, unten aber endete ihr Körper in einen Fischschwanz. Sie sitzt in einem Gefäß mit Wasser, einer Art Trog, und wenn ihr Besitzer sie fragt, wie sie heißt und woher sie stammt, dann antwortet sie düster: 'Sarrah aus Samarra', mit zwei R, oder auch mit drei. Die Schultern sind bloß und mit Hitzbläschen bedeckt, wie bei einem Menschen. Viele sind der Meinung, sie sei nicht echt, und Basunow machte sogar Spektakel, Samarra, meinte er, liege an der Wolga und nicht am Tigris, und der Tigrisstrom sei überhaupt längst in die Erde eingesickert. Der Besitzer der Wassernixe erklärte jedoch, sie wolle eigentlich Samaria sagen, von dem schon in der heiligen Schrift die Rede sei, weil nämlich Christus sich dort am Jakobsbrunnen mit der Frau, die sieben Männer hatte, unterhielt. Da mußte sich Basunow für besiegt erklären, und er drohte dem Manne mit der Faust und ging seine Wege. Es war das erstemal, daß ihm jemand den Mund gestopft hat; er tat den Leuten sogar leid, wenn auch etliche schadenfroh über ihn lachten. Er ist schon recht hinfällig geworden, hat ja auch wenigstens seine neunzig Jahre auf dem Buckel... In demselben Zelte stand ein Blechgefäß voll Wasser: wer da ein Geldstück hineinwarf, der konnte es nicht wieder herausholen, seine Hand wurde durch eine geheimnisvolle Kraft zurückgestoßen, und die Finger bekamen den Krampf. Das Wasser verkauft der Besitzer des Zeltes für zehn Kopeken die Flasche, er sagt, es sei gut gegen das Fieber..."

"Und vom Kriege... steht nichts in Ihrem Hefte?" fragte die Mieterin vom Fenster aus.

Es schien Koschemjakin, als ob aus ihrer Stimme ein verhaltenes Weinen klinge, und er erschrak und sah sie beunruhigt an.

"Der Krieg? Gleich, hier... das heißt, nicht eigentlich vom Kriege, sondern nur von einem Türken... Da ist's!"

"Die Gutsherrin Wosjewodina aus dem Nachbardorfe hat sich einen gefangenen Türken mitgebracht; alles läuft über den Fluß, um sich ihn

anzusehen, und auch ich habe ihn gesehen. Es ist ein großer Mensch, schwarz von Gesicht, mit einem großen Kopfe und einem Schnurrbart. Er ist auf russische Art gekleidet, trägt einen braunen Ueberrock und schwarze Beinkleider, nur auf dem Kopfe hat er eine rote Mütze, in der Art wie eine Kasserole. Er lächelt gutmütig und sogar ein wenig schuldbehaftet. Er ging mit der Wojewodina auf den Hügeln hinter der Vorstadt spazieren — sie ist sehr dick und reicht ihm kaum bis an die Schulter. Vorstehende Augen hat sie, und ihre Stimme ist ganz heiser. Der Türke geht an einem Stocke und schleppt das rechte Bein nach, er muß wohl verwundet worden sein. In der Stadt spricht man von der Wojewodina nicht gut; Basunow heßt die Leute schon auf, sie sollten sich beim Gouverneur beschweren: es könne da leicht zu einer Rassenmischung kommen, meinte er. Ohnedies hätten unsere russischen Herren kaum sieben Tropfen heimisches Blut in den Adern.“

Er schlug das Blatt um und las weiter:

„Hier noch etwas über dieselbe Dame: 29. Oktober. Von Vater Witalij hörte ich, daß man die Gutsbesitzerin Wojewodina nach Borgorod gebracht hat, sie ist an der türkischen Krankheit, die man auch die Bajzetsche Krankheit nennt, gestorben. Bei dieser Krankheit plagen dem Menschen die Augen, und er stirbt, ohne daß ihm jemand helfen kann. Das sei die Folge weiblicher Begehrlichkeit, meinte Vater Witalij.“

„Daß sie diese Worte nur nicht übelnimmt!“ fuhr es Koschemjatin plötzlich durch den Kopf, und er blickte verstohlen nach der Frau, die, die Urne über der Brust gekreuzt und den Kopf tief gesenkt, neben dem Ofen stand.

Da sie schwieg, las er weiter aus seinem Heft vor:

„1880, 5. Juni. Bei dem Beamten Bystrezow hat sich ein Unglück ereignet: ein Bruder von ihm, der Offizier ist, kam zum Besuch und starb plötzlich, man vergaß aber, die Totenseife aus dem Hause zu schaffen und auf den Kreuzweg zu werfen...“

„Was für Seife?“ fragte die Zuhörerin leise.

„Die Totenseife — das ist die Seife, mit der der Tote gewaschen wurde“, erklärte Koschemjatin. „Diese Seife ist schädlich, sie muß in alle vier Winde hinausgeworfen werden. Die Bystrezows haben das versäumt, und die Frau des Beamten wusch sich mit der Seife, worauf sie einen schrecklichen Aus Schlag am ganzen Körper bekam... Die französische Krankheit war's, mit Verlaub zu sagen: ihr Mann prügelte sie dafür, es war eine hübsche junge Frau...“

„O mein Gott!“ rief die Mieterin aus, während sie geräuschlos, als schwebte sie durch die Luft, an den Tisch heran kam. „Wie schrecklich ist das alles... Finden Sie es nicht auch schrecklich? Wie können Sie hier nur so leben? Das ist ja entsetzlich!“

Er begriff ihre Aufregung nicht, die ihn ganz betroffen und ängstlich machte, und während er seinen Blick durchs Zimmer schweifen ließ, sagte er, sich gleichsam entschuldigend:

„Schrecklich? Nein... Das heißt, wenn ich so manchmal in der Nacht darüber nachdenke, wird mir wohl etwas bang zumute... Aber langweilig,



sehr langweilig ist's hier... gar nicht aussprechen läßt sich's, wie langweilig!" Sogleich aber kam ihm der Gedanke: „Ich lüge ja, es ist wirklich schrecklich... Warum geb' ich's denn nicht zu?“

Und als ob sie seine Gedanken belauscht hätte, sagte sie unwillig:

„Das kann nicht sein, daß sie alles dies nicht als etwas Grausiges empfinden! Ich glaube Ihnen nicht!.. Lesen Sie nun, was Sie vom Jahre 81 geschrieben haben...“

„Auch das noch!“ rief er in Gedanken aus. „Ach, warum habe ich davon erst angefangen... Ich wollte ihr näherkommen, und nun habe ich selbst mir all diesen Schutt auf den Weg gehäuft! Jetzt also noch dies...“

Und die Stimme senkend, las er dumpf und gedrückt weiter:

„1881, 5. März. In Petersburg wurde der Zar ermordet, man schiebt die Schuld den Adligen zu, doch ist es verboten, darüber zu sprechen. Basunow bekam vom Polizeimeister einen ordentlichen Stoß vor die Brust, als er von den Adligen sprach, und man wollte ihn nach der Feuerwache abführen, obgleich er doch allen bekannt und ein alter Mann ist... Sie haben es schon mehrmals versucht, den Zaren zu töten, doch gelang es immer nicht, bis sie ihn schließlich am 1. März durch eine Bombe getötet haben. Ich kann das ganz und gar nicht begreifen.“

Er schwieg.

„Ist das alles?“ fragte die Mieterin.

Es schien ihm, als ob eine verhaltene Scheu aus ihren Worten klänge, und in ihren weitgeöffneten Augen schimmerte es unruhig.

„Ja!“ sagte er laut und bestimmt, als wollte er alle Zweifel, die auf ihm lasteten, von sich abschütteln.

Mit einer lintischen Bewegung setzte sie sich auf den Rand des Stuhles und sagte düster lächelnd, mit einer Stimme, die ihm fremd klang:

„Nun... und was sagten eigentlich damals die Leute: haben sie geweint, hat er ihnen leid getan?“

„Ich weiß nicht... Die alten Weiber weinten wohl... die weinen immer, wenn jemand stirbt...“

„Aber er hat doch“, fuhr sie eindringlich und voll Eifer fort — „dem Volke viel Gutes erwiesen... Sie wissen doch davon?“

„Sie war daran nicht beteiligt!“ entschied Matwej in Gedanken, und ein frohes Gefühl der Erleichterung erfüllte ihn. „Gott sei Dank...“

Und er neigte sich unwillkürlich in der Richtung nach ihr vor und sagte so freundlich und vertraulich, als er nur konnte:

„Ich weiß darüber nicht viel, sehen Sie! Es ist wohl zu glauben, daß viele ihn bedauerten, aber ich komme so wenig unter die Leute...“

„Weshalb?“ fragte sie und sah ihm dabei forschend ins Gesicht.

„So, es machte sich einmal nicht... Ich kann mich in die Leute nicht schicken... An wen sollte ich mich hier auch halten? Will man einem näher treten, so sinnt er auch schon darauf: wie könntest Du ihn wohl übers Ohr hauen?...“

Sie stand wieder auf und ging im Zimmer umher. Der Schal glitt ihr von der Schulter und schleifte am Boden.

„Aber etwas werden Sie doch gehört haben! Was sagte man also von ihm?“

„Nun... man suchte eben zu erraten, wer ihn wohl getödtet habe und warum es geschehen sei. Die Abligten sind's gewesen, hieß es schließlich. Alle waren neugierig und redeten davon, es war ja das erste Mal, daß so etwas sich ereignete.“

„Das erste Mal!“ rief sie mit verhaltener Stimme.

„Er war niemals hier gewesen, nur von den Bildern kannte man ihn, und aus den Kalendern... und Bilder oder Kalender hat hier schließlich nicht jeder, wir sind hier noch weit zurück!“

„Hat man lange davon gesprochen?“

„Nein... ich weiß es nicht. Hier vergift man so etwas rasch... Jeder hat sein eignes Leben, sein eignes Interesse...“

Er schwieg ein Weilchen, ließ sein Auge auf ihrer hohen Gestalt ruhen und begann dann wieder:

„Wenn es Sie nicht ermüdet, will ich Ihnen ausführlich erzählen, wie alles war...“

Die Mieterin wandte sich rasch nach ihm um und sagte lebhaft:

„Ja, bitte... ach, ich bitte recht sehr!“

„Man sieht: er tut ihr leid!“ dachte Koschemjakin.

Und er begann von jenem schrecklichen Abend zu erzählen, so wie er neulich in seiner Erinnerung lebendig geworden war. Die Frau ging dabei ganz leise, fast geräuschlos, einem hin und her schwebenden großen Uhrpendel ähnlich, im Zimmer auf und ab.

Der Wind jagte träg den trockenen Schnee vom Felde heran, weiße Wolken flogen an den Fenstern vorüber, und die harten Glöckchen prasselten leise gegen die Scheiben. Dann brach das Schneetreiben plötzlich ab, ein Strahl des Mondlichts fiel seitwärts durchs Fenster und breitete sich gerade zu den Füßen der Frau als heller Fleck auf dem Fußboden aus; der Schatten des Rahmenwerks erschien darin als ein schwarzes Kreuz.

Matwjej hatte seine Erzählung beendet. Die Besucherin sah ihn lächelnd an und sagte leise:

„Ja, in der Tat... Totenseife!... N—nun, lesen Sie noch etwas... wollen Sie?“

„Launisch ist sie“, dachte Koschemjakin mit einem leisen Seufzer — „Nicht leicht ist's, es ihr recht zu machen!“ Doch fuhr er in seiner Vorlesung fort:

„1881, 7. April. Vorgestern, früh am Morgen, ist der alte Basunow, wie er am Tore auf einem Bänkehen saß, plötzlich hingefallen. Man sah gleich, daß ihn der Schlag getroffen hatte; sie machten ihm einen Umschlag von warmem Dünger aufs Herz, und dann legten sie ihn in Fenchel...“

Er hielt inne im Lesen: seine Zuhörerin stieß ganz merkwürdige Laute aus, die halb nach Weinen, halb nach Lachen klangen.

„Es war einmal... ja, ja, es war einmal, vor soundsoviel hundert Jahren!“ rief sie mit einem seltsamen, schrillen Tone, der ihn fast erschreckte.

„Von irgendeinem Fürsten der alten Zeit... Wladimirko, glaub' ich, hieß er... von dem erzählt man auch, daß er in Fenchel gelegt wurde... Ach, du meine Güte!“

„Was will sie denn?“ fragte Matwjej sich, durch ihr Verhalten peinlich berührt. Und erklärend fügte er laut hinzu: „Wenn einen der Schlag trifft, dann wärmt man immer das Herz und legt ihn in Fenchel...“

„Ja, ja — Totenseife!“ sagte sie, die Worte durch die Zähne pressend. „Mein Gott, ja ja — gewiß doch!“

Und sie sah sich im Zimmer um, als ob sie jetzt erst den erloschenen Esamowar, die Teller mit den Süßigkeiten, die Glaskräusen mit dem Eingemachten, den Spiegel mit dem Schnörkelrahmen, die Uhr an der Wand und überhaupt diesen ganzen großen, ungemütlichen Raum bemerkte, der nach Kohlendunst, Buttermelg, Pomade und Brennöl duftete. Ihr Haar hatte sich an den Schläfen gelöst, und es schien, als wären ihrem Kopfe schwarze Fittiche gewachsen.

Matwjej neigte sich über das Heft und las weiter:

„Er aber sagte zweimal: nein, nein! — und gab den Geist auf —. Heute wurde er feierlich begraben, die gesamte Geistlichkeit war mit im Zuge, beide Chöre sangen, und die ganze Stadt gab ihm das Geleit. Er war der älteste Einwohner der Stadt und klug wie selten einer, niemand konnte es im Wortstreit mit ihm aufnehmen. Mir war er nicht freundlich gesinnt, und er hat mich auch um zweihundertundsiebzig Rubel betrogen. Dennoch tat er mir leid, und wie man den Sarg ins Grab senkte, mußte ich weinen.“

„Was trieb er eigentlich?“ fragte die Mieterin.

„Alles mögliche... Auch Geld verlieh er, zu Bucherzinsen...“

Sie lächelte müde und gezwungen.

„Nun, ich danke Ihnen... Lassen wir es für heute genug sein!“

Sie reichte ihm die Hand und fuhr fort:

„Sie sind doch ein sonderbarer Mensch — wirklich, sehr sonderbar! Wie können Sie nur in alledem... so ruhig hinleben? Das ist entsetzlich!... Und beschämend ist's, verstehen Sie... nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich muß es Ihnen sagen: geradezu beschämend!“

Er kam nicht mehr dazu, ihr etwas zu erwidern — sie ging rasch hinaus und rief ihm nur noch von der Türschwelle her gleichgültig zu:

„Ich danke Ihnen...“

Dann war sie fort, ohne die Tür hinter sich geschlossen zu haben.

Roschemjatin warf die beiden Hefte auf den Boden, stützte die Ellbogen auf den Tisch, legte seinen Kopf in die Hände, betrachtete sein verzerrtes Konterfei in dem Esamowar und dachte bitter:

„Was geht es Dich an, wie ich lebe? Beschämend, sagst Du... Wer bist Du, daß Du Dir das herausnimmst? Meine ältere Schwester vielleicht, oder meine Mutter? Fremd bist Du mir, ganz und gar fremd...“

Er stritt im Geiste mit ihr, und er fühlte, daß diese Frau ein Geschwür in seiner Brust berührt hatte, das dort schon lange heimlich, ohne zu



schmerzen, gereift war und das nun, nachdem daran geführt worden, sich geöffnet hatte und — wenn auch leise, so doch deutlich fühlbar — schmerzte.

„Wie lebst Du denn, sag?“ fragte er und suchte die in ihm geweckten Erinnerungen, die unwiderstehlich auf ihn eindrangen und ihn wie ein fester Ring umschlossen, von sich zu weisen.

„Soll ich den Esamowar wegnehmen?“ fragte Natafcha, den Kopf zur Thür hereinstreckend, mit süßlicher Stimme.

„Nimm ihn fort... Und hilf mir die Stiefel ausziehen...“

Sie setzte sich vor ihn auf den Fußboden und begann lächelnd den Stiefel von seinem Bein zu ziehen. Ihr Lächeln verletzte ihn, er wandte den Blick ab und brummte mürrisch:

„Warum grinst Du so albern? Was verstehst Du?!...“

Sie zog weiter an dem Stiefel und sagte bescheiden:

„Ich, Väterchen? Ich verstehe gar nichts...“

„Dann lache auch nicht!“ sagte er friedlicher, den eingeschlafenen Fuß austretend. „Mit dem Abendbrot braucht Ihr nicht zu warten, ich gehe noch aus.“

„Mit dem Abendbrot? O je!“ rief die Köchin aus. „Sieh doch, wie spät es ist: schon nach Mitternacht! Auch zum Ausgehen ist's wohl schon zu spät...“

„Was geht Dich das an?“ schrie er auf sie los. „Was fällt Euch allen ein, mich belehren zu wollen?“

Eine halbe Stunde später schritt er draußen vor der Stadt auf dem schwarzen Wegstreifen dahin und setzte im Geiste den Streit der Meinungen mit seiner Mieterin fort:

„Ich lebe nicht schlimmer als andere, und es liegt kein Grund vor, sich über mich lustig zu machen...“

## XXI.

Der Mond war untergegangen, die Sterne standen groß und hell am Himmel. Links und rechts vom Wege schimmerten, von den frisch gefallenem trockenen Flöckchen überstreut, die noch nicht abgetauten Schneeflecke. Das winterliche Mäntelgewand der Erde war in Fäden zerrissen, und wie sie nun so dalag, von der Finsternis schier erdrückt, erschien sie gar winzig klein. Die Birken am Wege mit ihren scheitigen Stämmen und den hängenden schwarzen Zweigen warfen keinen Schatten, alles ringsum schien sich fröstelnd zusammenzuziehen, und die Hügel erschienen wie dunkle Beulen auf einem zertrümmerten und zerschlagenen Körper. Unter den Füßen des Dahinschreitenden knisterten die glasartigen dünnen Eisscheiben auf den Pfägen, in denen die Sterne sich als bläuliche Fünkchen spiegelten.

Es war so still, wie nur tief unten auf dem Grunde eines tiefen Sees. Aus dem kalten Dunkel trat vor die fröstelnde Seele die Vergangenheit: undeutliche, verwischte Gesichter, und unerfreuliche, düster klingende Reden.

Da war die rotwangige Dunjascha mit dem stumpfen Näschen und den gläsernen Augen — die vollen Lippen beleckend, die schon Dugende von

Männern geküßt haben, sagt sie, von der Seite herüberschielend, zu ihm wie im Traume:

„Du solltest mich heiraten, Motja — ein anständiges Mädchen bekommst Du sowieso nicht. . .“

Er trank sein Glas aus: es kam ihm so drollig vor, das Gelispel des Mädchens zu hören.

„Warum bekomm' ich's nicht?“ fragte er sie.

Sie flocht mit den dicken Fingern ihr Haar, das wie Lindenbast aussah, in einen Zopf und fuhr gedehnt fort:

„Na, was man sich von Dir erzählt. . . Es heißt doch, Du habest mit Deinem Tataren zusammen dieselbe Frau. . .“

„Sie hat sich wohl nichts dabei gedacht“, ging's ihm durch den Kopf, als er jetzt fern von der Stadt langsam daherschritt. „Man hat es ihr so beigebracht, sie selbst glaubte wohl nicht, daß sie meine Frau werden könnte.“

Dann war da noch Sfascha Sjetunowa, eine Waise, die Tochter des abgebrannten Schusters. Solokonnikow hatte sie zuerst verführt, und dann ging sie, um des bißchen Brotes willen, von Hand zu Hand. Ihr hatte er selbst einen Heiratsantrag gemacht, doch sie hatte ihm spöttisch erwidert:

„Laß nur das Geschwätz, mein Junge. . .“

Sie war klein und hager von Gestalt, ihr Gesicht hatte etwas Zugespitztes, Scharfes, und die schwarzen Wäuseaugen blickten böse und finster. Dennoch gefiel sie ihm: es war etwas Festes, Ehrliches in ihrem Wesen, und er kam immer wieder auf seinen Vorschlag zurück, aber Sfascha antwortete auf seine Reden stets mit einem höhnischen Lachen:

„Schlag Dir das nur aus dem Sinn, Kaufmann! Wenn Du mich heiratest, zerrst Du mich acht Tagen später an den Zöpfen im Zimmer herum und trittst mich mit den Stiefeln vor den Bauch. Ich werde auch so bald sterben. . . Schenk' mir lieber das Glas da voll!“

Wenn sie viel getrunken hatte, wurde sie blaß, die Augen bekamen etwas Starres, und sie sang immer wieder dasselbe Lied, das er nicht ausstehen konnte:

Warum sollt' ich mich schonen denn?

— So sprach das Mägdelein.

Wie lange noch, dann legt man mich

Wohl in den Totenschrein. . .

„Hör' auf, bitte!“ bat er sie. „Bin ich denn hergekommen, um mit Dir zu weinen?“

Ein trunkenes Lächeln flog dann über ihre Züge, und sie riß sich die Kleider vom Leibe und rief in demselben spöttischen Tone wie ihr Vater, der Schuster:

„Ach, entschuldigen Sie, Verzeihung. . .“

Und sie erging sich in tollen Schamlosigkeiten, an die er am Tage darauf nur mit Abscheu und Schrecken zurückdachte.

Eines Nachts nahm sie alles Geld aus seinen Taschen, ging auf und davon und ließ nur ein paar Worte zurück, die sie auf ein aus seinem Notizbuch herausgerissenes Blatt Papier geschrieben hatte: sie bat ihn, den

Diebstahl nicht bei der Polizei zu melden, sie habe sich nicht getraut, ihn um Geld zu bitten, und nicht geglaubt, daß er ihr welches geben würde. „Kein Mensch hat Zutrauen zum andern“, dachte Matwej, als er sich das alles jetzt vergegenwärtigte. „Und unter solchen Leuten soll man nun leben...“

Und es fiel ihm weiter ein, wie in der ersten Zeit nach dem Tode Puschkarew's Nataſcha zu ihm in daselbe Verhältniß hatte treten wollen, in dem die Blasſjerwna zu seinem Vater gestanden hatte. Und als dann später die Bürgerfrauen auf dem Markte und bei der Waschkant ihr zuzusehen begannen, daß sie sich mit dem Tataren gemein mache, da lief das alles wie Regenwasser von ihr ab. Nur ein Weilchen gekniet und geheult hatte sie:

„Ach, mein lieber Schatir, soll's ihnen wirklich gelingen, uns beide zu trennen?“

Ganz gelb vor Zorn, hatte der Tatar zähneknirschend gebrüllt:

„Was sollen wir tun? Du bist sündig, und ich bin sündig, und die andern sind wohl alle gerecht? Ach, wir wollen fliehen...“

Einmal kam er ganz blutig geprügelt vom Markte, saß, seine Zähne betastend, da, spuckte aus und wehlagte vor sich hin. Matwej stand am Ofen, in aufrichtigem Bedauern, daß er diesen beiden ihm nahestehenden und unentbehrlichen Leuten nicht helfen konnte, und empfand beim Anblick ihrer Hilflosigkeit eine tiefe Beschämung. Nataſcha begoß den glattrasierten Kopf Schatir's mit kühlem Wasser, er stieß sie aber fort und sagte:

„Geh... auch Dir sie den Kopf zerschlagen werden...“ Und zu Matwej gewandt, sprach er: „Ach, Hauswirt — was ist das nur? Dein Prophet Jesus, Sohn Mariä, hat doch gesagt: Tut Euch nichts Böses an, seid gut! Ich sagte Dir, was Koran befiehlt, und Du sagtest mir, was in Deinem Buche steht... Ach, wir sind beide hier nicht nötig, Du nicht und ich nicht...“

„So ist das Leben, das wir führen!“ sagte Koschemjatin sich in Gedanken, und je mehr er nachdachte, desto geneigter wurde er, dieses Leben als einen düsteren Traum anzusehen, in dem nur wenige lichte Punkte flüchtig ausstrahlten.

Da saß er beispielsweise bei Vater Witalij in dem überheizten Zimmer, und vor ihm saß dieser große, starke Mann in dem Kittel aus Segeltuch, die Ärmel bis über die Ellbogen aufgestreift, mit dem Meißel in der Hand, und rings um ihn türmte sich ein Haufen von Spänen und Holzabfällen auf. Vater Witalij fabrizierte nämlich Bienenstöcke — ein Duzend Stöcke brachte er wohl in jedem Jahre fertig, und er verschenkte sie an jeden, der sie gerade haben wollte.

„Ja, so ist's!“ sagte er, mit den gutmütigen kleinen Auglein blinzeln. Er hatte einen langen grauen Vollbart, eine hohe Stirn und eine kleine rote Nase, die zwischen den runden Backen fast verschwand, während der Mund ihm irgendwo am Halse saß. „Ja, mein Lieber! So sind die Leute! Und will sich denn dieser Mohammedaner nicht vielleicht taufen lassen? Ich weiß wirklich nicht, was ich in diesem Falle tun und wie ich es anfangen soll, damit ihn die Leute in Ruhe lassen. Es geht über meine Kräfte!“



Viel freches Volk gibt's in unserer Stadt . . . aus Uebermut, aus Langweile und Müßiggängerei machen sie dumme Streiche. Schlimm genug haben es die Friedfertigen mitten unter diesem bösem Volke. Ich bin zwar der Hirt der Gemeinde, aber ich schäme mich, zu gestehen, daß ich wirklich nicht weiß, wie ich's machen soll, daß sie sich bessern. . ."

Er klopfte mit dem Stiel des Meißels auf sein Knie, und es schien, daß er sich selbst dabei wehtat, denn sein Gesicht verzog sich und zuckte, doch fuhr er gleichwohl fort mit dem Klopfen.

„Es heißt in der Schrift: ‚Weide meine Schafe‘, von Schweinen jedoch steht nicht ein Wort darin, außer daß Christus einmal den Teufeln gebot, in diese Tiere hineinzufahren. Ja, das ist alles sehr betrübend, mein Sohn. . . Du bist ein musterhaftes Glied meiner Gemeinde, doch kann ich Dir leider in Deiner Angelegenheit auf keine Weise helfen. Du könntest mir höchstens Deinen Tataren einmal herschicken, ich will mit ihm reden und zusehen, wie ich ihn trösten kann. . . ja, schick' ihn mir! Du kennst meine Lage und kannst Dir denken, daß die Schweine mich angrunzen werden. . . Nun so geht's einmal denen von uns, die mit dem Menschen auf menschliche Art verfahren wollen! . . Und nun wünsch' ich Dir von Herzen alles Gute, mein Sohn. . . Sefleteja, gib ihm das Geleit!“

Jrgendwoher aus dem Winkel kam ein großäugiges kleines Frauchen mit dürftigen Augenbrauen heraus. Matwej erriet, daß es die Dobnyschina war, die Witwe eines Neffen des Vater Witalij, eines Lehrers, der in diesem Winter in einen Schneesturm geraten und erfroren war. Sie war erst vor kurzem noch nach Dnurow gekommen, doch schon hatte sich der Klatzsch ihr an die Fersen gehängt, und es hieß, daß Vater Witalij mit ihr seine an der Wassersucht erkrankte Frau betrüge. Das Gesicht Sefletejas hatte etwas Abweisendes, und die Ellbogen hielt sie ganz so empor, wie eine Henne, die auffliegen will, ihre Flügel hält.

Zum zweitenmal sah Matwej diese Frau an einem Sommerabend, wie sie aus Balymery zurückkehrte: sie saß am Wegrande unter einer Birke, mit einem Korb voll Pilze auf dem Rücken. Die Wurzeln des Baumes liefen unter ihren Füßen nach allen Seiten auseinander. Sie trug einen blauen Rock, eine weiße Jacke und ein gelbes Kopftuch, und ihr Anblick kam ihm so unerwartet, sie selbst aber erschien ihm diesmal ganz nett und heiter. Unter dem Tuche, hinter den Ohren, hatte sie zwei halbreife Fruchttrauben des Schneeballstrauchs befestigt, und die blaßroten Beeren hingen an ihren Wangen wie Ohrgehänge herab.

„Wollen Sie nicht mit aufsteigen?“ schlug Matwej ihr vor und hielt sein Pferd an.

„Ich danke, ich gehe zu Fuß weiter, aber wenn Sie die Pilze mitnehmen wollen. . .“ sagte sie ohne all die Grimassen, die sonst bei den Frauen von Dnurow üblich waren. „Nun, was macht Ihr Tatar?“ fragte sie — „hat man jetzt aufgehört, ihn zu verfolgen?“

„Beschimpft wird er noch immer, aber wenigstens prügelt man ihn nicht mehr, und auch dafür muß man dankbar sein.“

„Ich hab's damals mit angehört, wie Sie von seinem Leiden erzählten, und ich wunderte mich über Ihren Eifer.“

„Er ist ein guter Mensch“, sagte Matwej verlegen.

„Ja, Vater Witalij hat ihn auch sehr lieb gewonnen.“ Sie lächelte nachdenklich und schwermütig. „Er sagte von ihm: ‚Dieser Mohammedaner steht mit Christus auf einem besseren Fuße als so manches Mitglied meiner Gemeinde‘. . . Nein, denken Sie nur,“ sagte sie plötzlich in einem Tone, als ob sie schon lange von diesem Gegenstande gesprochen hätte — „da haben sich nun zwei Menschen lieb gewonnen, die zu zwei ganz verschiedenen Völkern gehören — ist das nicht schön? Früher oder später werden doch schließlich alle Menschen zum Glauben an den einen Gott gelangen. . .“

„Ja—a!“ sagte Matwej, voll Verwunderung über den verständigen Sinn ihrer Worte. „Sie haben vollkommen recht!“

„Nun, leben Sie wohl!“ sagte die Dobytšina schließlich, nickte mit dem Kopfe und ging zunächst am Wege entlang und dann querselbein, gerade auf die Stadt zu.

Er sah ihr nach, und es schien ihm, als habe sie immer so abseits, allein und geradeaus, auf ihr Lebensziel losgehen müssen.

Und bald darauf war diese Frau verschollen und verschwunden. So oft Koschemjakin sich ihrer erinnerte, sah er stets die nackten, krampfhaft sich am Boden festklammernden Wurzeln zu ihren Füßen und die Schneeballtrauben an ihren Wangen.

. . . In der Dunkelheit vor ihm bewegte sich mit leisem, knarrendem Geräusch irgend etwas Großes, das sich wie ein Haus ausnahm.

„Sie fahren nach der Stadt,“ dachte Matwej — „doch warum zu so ungewohnter Stunde?“

„Heda!“ rief jemand auf der Straße.

„Was gib't's?“ fragte eine zweite Stimme.

„Es geht dort einer. . .“

„Wer mag schon so früh unterwegs sein?“

„Sie fürchten sich. . .“ dachte Koschemjakin und entfernte sich seitwärts vom Wege. „Sie scheinen zu glauben, es sei jemand aus der Vorstadt. . .“

Zwei Wagen mit Astholz tauchten aus dem Dunkel auf, und ein paar kurze, beinlose Bauerngestalten schwankten auf ihnen hin und her. Ein derbes Schimpfswort, von der Art, wie sie in Dkurow gang und gäbe waren, schwirrte durch die Luft.

„Was hast Du hier zu suchen, Halunke?“ riefen die Bauern.

„Wie sie gleich loschimpfen, wenn sie einem Menschen begegnen“, dachte Matwej, der hinter dem Wagen herschritt. „Sie wissen, daß man einen guten Menschen nur selten antrifft, und so schimpfen sie gleich los, ohne lange zu fragen. . .“

Im Osten erschien ein gelblichroter Fleck — die Finsternis wich an dieser Stelle von den alten Bäumen, und die nackten kahlen Zweige zeichneten sich auf dem hellen Hintergrunde wie ein wirres Muster ab. Der Schnee verlor den blauen Schimmer, und die Erde erschien schwarz. In

der Ferne erhob sich in unklaren Umrissen die Stadt — ein wirrer Häuserhaufen, der sich, ein Kreuz bildend, fröstelnd an die Erde zu ducken schien. Da und dort stieg bereits bläulicher Rauch auf — es war, als ob die nächtlichen Träume trauernd entschwebten. Die Bäume der Gärten hüllten wie ein dunkles Netzwerk die Häuser ein, und die Stadt erschien wie ein Riese, der, gefangen und gefesselt, halb lebend und halb tot, am Boden lag, die Beine eng beieinander, die langen Arme vom Rumpfe gestreckt: die Stelle des Kopfes vertrat das Kloster, und der hohe, schlanke Turm von St. Nikolas erschien wie der zerbrochene Schaft einer Lanze, die ihm in der Brust steckte.

Die Hände in den Taschen stand Koschemjatin da, schaute aufmerksam nach der Stadt hinüber und hatte das deutliche Gefühl, daß sie ihm heute nicht, wie sonst, Langweile und Furcht einflößte, sondern ein anderes, neues Gefühl, das mehr an Mitleid streifte.

„Hier solltest Du so einmal ein Jahrzehnt verleben!“ dachte er, sich im Geiste an die Frau aus dem Siebelzimmer wendend — „dann würdest Du manches verstehen...“

Die Morgenkühle trieb ihn an, seinen Schritt zu beschleunigen, ja fast zu laufen. Ehe er sich's versah, war er an der Umfriedung des Kirchshofs angekommen, kletterte darüber hinweg und begab sich nach der Ecke, in der die Gräber Pelagias und Puschkarews lagen. Dort nahm er auf der kleinen Bank Platz und blies sich in die Hände, um sie zu erwärmen. In den dreizehn Jahren waren die Birken hübsch emporgeschossen, ihre feinen Zweige waren eng miteinander verwachsen und standen nun wie eine Gruppe von Reigen tanzenden jungen Mädchen rings um die beiden Gräber. Auch die Tanne war kräftig herangewachsen, dichtes grünes Fransenwerk bekleidete ihre Aeste, deren goldig schimmernde vorjährige Nadeln über die Gräber hingestreut waren.

„Wirklich hübsch hab' ich das hier gemacht“, dachte Matwjej, während er die Bäume betrachtete. Und plötzlich ging's ihm traurig durch den Sinn: „Ein recht erbärmliches Leben führ' ich doch, meine Lieben, und kein Mensch ist da, dem ich mein Leid klagen könnte!...“

Er saß noch ein Weilchen, bekreuzte sich dann und ging nach Hause.

In der Gasse öffneten sich knarrend die Tore, die Pfortchen wurden zugeschlagen, und die Bolzen an den Fensterläden klapperten. Es war, als ob die erwachende Stadt verschlafen hüstelte und sich räusperte.

Am Hoftore stand Schafir, mit einer Schaufel in der Hand. Als er den Hausherrn erblickte, begann er in spaßiger Weise auf derselben Stelle hin und her zu trotten.

„Du bist schon auf?“ rief Matwjej ihm freundlich zu.

„Schon lange!“ antwortete der Tatar, „das Herz findet nicht Ruhe.“

„Und ich war schon auf dem Friedhof...“

„Dein Herz auch findet nicht Ruhe?“ fragte der Tatar.

Matwjej blickte in sein gutmütiges, traurig lächelndes Gesicht, stieß ihn leicht mit dem Ellbogen an und sagte:

„Du verstehst mich, Schafir...“



„Macht nichts! Das Gute wird nicht auf einmal. Man muß ein bißchen leiden...“

Er schob die Mütze von der Stirn in den Nacken und sagte seufzend und ausspühdend:

„Am Tor schreiben sie mit Kohle oder mit Kreide häßliche Worte — haben wohl darum schreiben gelernt?“

„Wo ist denn etwas geschrieben?“ fragte Matwej finster und betrachtete das Tor.

„Ich habe abgewischt...“

Sie sahen einander an und warfen einen Blick die Gasse hinunter.

„Das sind jedenfalls die Chorknaben“, versetzte Matwej finster. „Wahrscheinlich hat der Dirigent sie dazu ermuntert. Sorg’ nur dafür, Schatir, daß sie oder Boris die schmutzigen Worte nicht lesen...“

„Wir löschen es immer weg...“

Koschemjakin begab sich ins Innere des Hauses — er dachte an den Dirigenten des Chors, einen langhaarigen Menschen mit grünen Augen, in einem braunen, verschossenen Paletot. Seit einiger Zeit kam dieser Bursche fast täglich gegen Abend an das Tor, ging dort auf dem Bürgersteige hin und her und sang leise seine Spottliedchen.

„Was sieht es mich an?“ dachte Koschemjakin. „Wenn ihr nur keine Belästigung daraus erwächst...“

...Fünf Tage waren in heimlicher Erwartung vergangen. Die Mieterin schien Matwej jetzt freundlicher zuzunicken als früher, und auch ihr Lächeln erschien weicher und glitt nicht so rasch über ihr Gesicht hin. Doch das war es nicht, was Matwej erwartete — er dachte, im Gefühl erlittener Kränkung:

„Um Almosen brauche ich Dich nicht anzubetteln. Einmal habe ich es versucht, und das mag genügen!“

Und immer gespannter ward seine Erwartung, wann sie endlich ihm näherkommen und verständlich werden würde.

Da geschah etwas, das seine Vorsätze wiederum durchkreuzte. Als Markuscha eines Abends in der Küche Boris allerhand Geschichten von einem geheimnisvollen Vogel erzählte, der an den Kreuzungen der Waldwege lebe und Kernbeißer heiße, kam die Mieterin hinzu, hörte sich die Fabeleien an und sagte dann unerwartet:

„Sie glauben doch selbst nicht an diese Geschichten, Petrowitsch!“

Markuscha warf ärgerlich den Kopf zurück, bewegte leise die Ohren und sagte unwirsch, mit lispelnder Stimme:

„Ich bin bald zweiundfünfzig Jahre alt, meine liebe Gnädige — wie soll ich da solchen Unsinn glauben? Das wär’ doch ’ne Schande für mich...“

Sie schwieg eine ganze Weile, blinzelte verwundert mit den großen Augen und sagte dann leise und unsicher, indem sie ihren Blick über die Anwesenden schweifen ließ:

„Warum wollen Sie dann ändern diesen Unsinn einreden?“

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe, Mütterchen!“ brummte darauf Markuscha in einem Tone drohender Abwehr. „Ich habe die ganze Erde durch-

wandert, von Meer zu Meer, ich war in Archangelst, in Odessa, in Astrachan, und in meinen Fersen steckt mehr Verstand als in mancher Leute Kopfe. Es hat keinen Zweck, mir zuzusehen. . ."

Matwej sah, daß die Mieterin vor irgend etwas erschrak: ihr Gesicht erbleichte, es wurde lang und nahm einen unwilligen Ausdruck an. Noch leiser als vorher, doch dafür um so eindringlicher, sagte sie:

„Können Sie mir nicht erklären, warum Sie Dinge lehren, an die Sie selbst nicht glauben? Sie betrügen doch die Leute!"

Er krümmte seinen Rücken wie eine Katze, schüttelte sich und sagte mit halb unterdrücktem Lachen:

„Dann sollen mich die Leute in Ruhe lassen!"

„Das ist ja entseßlich!" sprach leise die Frau, erhob sich von ihrem Plaze und sah wiederum alle andern an.

„Ich werde ihn zum Teufel jagen!" entschied Roschemjatin, von Zorn erfüllt, im stillen.

Die Mieterin ging hastig, mit unsicheren Schritten, in der Küche hin und her und sagte mit irrem Lächeln:

„Wissen Sie, Matwej Sjewelitsch -- das ist ja schlimmer als alle Haus- und Waldgeister, alle Schicksale und dergleichen. . . ja selbst als die schrecklichen Dinge, die Sie in Ihren Hefen erzählen! Natascha, bringen Sie doch, bitte, den Jungen nach oben. . . geh, Borja! Das also steckte dahinter!"

Marluscha, der insgeheim zu frohlocken schien, ließ ein glucksendes Lachen hören und wiederholte mit schreiender Stimme:

„Dann sollen sie mich in Ruhe lassen, die lieben Leuten! Ich hab' meine eigne Seele, die weint vielleicht bitterer als Deine, ja. -- Das ist ein ewiges Gefrage: wie ist das, und was ist das? Na, da antwort' ich eben: das ist so, und jenes wieder so -- und im stillen denk' ich mir: scher' dich zum Kuckuck, was gehst Du mich an? Ob's richtig ist oder nicht, was ich sage, bleibt sich schließlich gleich -- ich sag's eben denen zum Troste, die mich fragen, damit sie mich endlich in Ruhe lassen. Bin ich vielleicht der Zar, wie? Wenn ich der Zar wäre, oder ein Heiliger, dann könnt' ich die Menschen durch die Tat trösten, weil ich aber weder das eine noch das andere bin, so müssen sie schon mit dem Wort zufrieden sein, ja--a! Mir kommt's darauf an, daß ich selbst mich beruhige, ich hab' meine eigene Seele, die steht mir näher. . . Auch der Pope spricht, wenn er predigt, immer nur für sich selbst und von sich selbst. . . Und wenn mir nun die Menschen zusehen, dann denk' ich immer nur, was ich ihnen auch erzählen mag: Laßt mich in Ruhe! Gibt's einen Teufel? Ja, es gibt einen. Laß mich in Ruhe! -- Vielleicht gibt's aber doch keinen? Nein, es gibt keinen. Laß mich in Ruhe! Und das ist dann, meine liebe Gnädige, die ganze Unterhaltung. . . Gibt's? Es gibt -- laß mich in Ruhe! Gibt's nicht? Nein, es gibt nicht -- laß mich in Ruhe! Alle reden so, na -- und ich tu's eben auch. . . Ich kenne das Leben: woran Du auch glaubst -- sterben mußt Du sowieso. Mit Worten läßt sich der Tod nicht bezwingen, lebendig kommst Du nicht in den Himmel -- nein, meine liebe Gnädige. . ."

Den Nacken beugend, als hätte sie einen Schlag auf den Kopf bekommen, ging sie still aus der Küche.

Matwej wandte sich in strengem Tone an den Hausknecht:

„Hör' mal, Markuscha — halt Deine Zunge mehr im Zaune! Ich erlaube Dir nicht, hier so zu lügen!“

Eine unbekannte Stimme, hart und grob, gab ihm Antwort:

„Sie soll mich ungeschoren lassen, dann werde ich nicht lügen! Warum setzt sie mir so zu, warum hegt sie mich förmlich? Bin ich ihr Spielzeug? Der Herrgott, und dies, und das... was hat sie mich danach zu fragen? Meine linke Ferse ist klüger als ihr ganzer Kopf — was bohrt sie in einem fort mir in der Seele herum? Das ist nicht so, und jenes ist nicht so — ja, was geht mich denn das an? Ich hab' mein Leben hinter mir, und ich spud' darauf, ob etwas richtig oder falsch ist... Jedermann weiß, wo der Weg zum Kirchhof ist... und ich werd' ihn nicht selber gehen, man wird mich schon hintragen müssen... Glaub's nicht, daß sie den Weg verfehlen werden...“

Er hatte aufgehört, an seinen Stäbchen zu schnitzen, und seine Rede klang wie ein Bellen, dumpf, bissig, abgerissen, und es war nicht abzu sehen, wann er damit aufhören würde. Da sprang Schafir auf und fuhr ihn, mit den Armen in der Luft umherfuchtelnd, heftig an:

„Ei, ei, Du Schamloser!... Ach, Du alter!“

Markuscha aber drehte immer wieder den Kopf hin und her und murmelte dabei:

„Laß mich in Ruhe, dann werd' ich nicht mehr lügen... ja...“

„Laß ihn, Schafir“, sagte Roschemjatin, mit der Hand abwinkend, und verließ die Küche.

Erschöpft und innerlich beklommen setzte er sich auf die Treppe vor dem Hause und suchte zu begreifen, was eigentlich geschehen war.

„Ich habe ihm immer nicht getraut“, dachte er bei sich, „und ihn von den andern ferngehalten. Was steckt eigentlich in diesem alten Burschen?“

Und dann sprach er bei sich, den Scharfblick der Mieterin bewundernd:

„Darum also hat sie ihn immer so forschend beobachtet und ausgefragt: sie wollte sehen, wes Geistes Kind er ist! Wie klug und überlegen!“

Ueber dem eingestürzten Dache des Dubnowschen Hauses schimmerte hell die Sichel des Mondes. Die Hunde bellten, ein Knacken und Knistern ließ sich von dräben hören, und im Schatten des Speichers schien jemand über die verstehende Eisdecke der Pfützen daherkuschelten.

„Wer ist da!“ fragte Matwej aufschauend.

„Ich“, antwortete die Mieterin nach einem Weilschen, und ihre dunkle, schlanke Gestalt trat ins helle Licht. „Was für ein sonderbares Geräusch ist das?“

„Arme Leute find's wohl, die sich von dem Dubnowschen Hause Holz zum Einheizen holen“, erklärte Matwej.

„Ein einfaches Verfahren — wie überhaupt alles hier bei Ihnen recht selbstverständlich scheint...“ sagte sie leise.

„Es ist herrenloses Gut, niemand schützt es...“



Er sah in ihr bleiches Gesicht und fragte vorsichtig:

„Hat er Sie beleidigt, der Martuscha?“

„Ja—a... das heißt: nicht beleidigt,“ antwortete sie — „ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken soll. Es schien mir immer, daß seine Seele nicht dabei war, wenn er so in seiner Art redete... Er lächelte immer so versteckt und schien seine eignen Worte nicht zu glauben. Ich bin viel mit dem Volke zusammengekommen... die Bauern sind überhaupt versteckt und argwöhnisch... Es bleibt, wenn man mit ihnen redet, in der Seele immer etwas Quärendes, Unbegriffenes zurück... und heute habe ich endlich Klarheit darüber erlangt...“ Sie schloß einen Augenblick und rief dann plötzlich leise, als sehe sie jemand an: „Ich wünschte wohl, daß ich mich getäuscht habe! Das ist ja entsetzlich... Ich mußte an Ihre Aufzeichnungen denken... an die Totenleise und so weiter...“

„Wovon redet sie eigentlich?“ dachte Koschemjatin, der hinter den Sinn ihrer Worte zu kommen suchte. Und dann sagte er laut:

„Ich werde ihn hinauswerfen!“

Doch sie rief in schmerzlicher Bewegung:

„Nein, das wäre doch... Ach, wie Sie doch sind...“

„Er hat sich zuviel erlaubt!“ erklärte Matwej. „Früher, wenn ich ihm so zuhörte, ergriff Erstaunen meine Seele: alles wußte der Mensch, alles konnte er erklären, und jetzt... zeigt sich, daß er nur einfach... geschwätzt hat...“

„Sie können sich nicht vorstellen,“ sagte die Mieterin, „wie bestürzt ich war... über seinen Unglauben... Wenn gebildete Leute nicht glauben — Sie wissen, es gab zu jeder Zeit solche Leute — dann denkt man eben: nun, was macht das schon aus, es sind eben... welke Blüten... Aber hier handelt es sich doch um einen Menschen, der zum Volke gehört, zu diesem festen Grund und Boden... Dieser Mensch hat Jahrzehnte lang andern weiszumachen gesucht, was er selbst nicht glaubte... Das ist furchtbar! Ich wußte bisher nicht, was eigentlich die Menschen sind, jetzt aber ist mir, als ob ich Duzende von solchen gesehen hätte, die ja und nein sagen, in Wirklichkeit aber damit nur sagen wollen: Laß mich in Ruhe! Welch ein entsetzlicher innerer Riß klappt zwischen dem einzelnen Menschen und der Gesamtheit der Welt!... Ganz gleich, was man den Menschen sagt: nur in Ruhe sollen sie einen lassen! Was ist das für eine Ruhe? Wenn gebildete Leute an nichts glauben, so glauben sie doch wenigstens an sich selbst, an ihre Persönlichkeit, an die Kraft ihres Willens... Dieser hier steht und fühlt jedoch sich selber gar nicht. Das ist ein Mensch, der tief innerlich verflaut und geknechtet ist! Erinnern Sie sich wohl, wie er von dem Schicksal sprach? Das war nichts anderes als ein Versuch, seine innere Abhängigkeit zur Gottheit zu erheben, sich mit seiner Ohnmacht auszuföhnen — eine Art grenzenloser, unendlich tiefer, unheimlich ruhiger, unerschütterlicher Verzweiflung... Sie verstehen?“

Er nickte still mit dem Kopfe, verstand jedoch in Wirklichkeit nur sehr wenig von dem, was sie sagte. Er horchte gespannt auf ihre Rede, prägte sich die Wortfolge fest ins Gedächtnis ein, den Sinn ihrer Worte jedoch

vermochte er nicht zu fassen. Er schämte sich, das zuzugeben und wollte ihre Anklagerede nicht unterbrechen, je mehr sie jedoch mit leiser, gramsvoller Stimme sprach, desto häufiger ward, für sein Verständnis, der Zusammenhang ihrer Worte unterbrochen. Immer neue Fragen tauchten vor ihm auf, kaum aber hatte er die eine zu erfassen versucht, so drängte sich ihm schon wieder, Antwort heischend, eine andere auf. In seiner Brust war ein Drängen und Stürmen, er suchte alles zu verstehen, alles zu begreifen — und schließlich verwirrte sich doch nur alles. Indessen klangen doch heute in ihrer Rede gewisse ihm zugängliche, einfache Gedanken.

„Du lebst, lebst — und plötzlich siehst Du Dich ganz entsetzt in einem fremden Lande, unter lauter fremden Menschen. . . Alle sind einander fremd, nichts verbindet sie untereinander. . . Nichts Lebendiges wenigstens, sondern nur eine tote Schlinge, die sie alle würgt und erstickt. . .“

„Ja, wirklich — eine Schlinge. . .“

„Man möchte diese Kluft, die zwischen dem einzelnen und den andern gähnt, irgendwie ausfüllen, sie wird jedoch immer breiter, immer tiefer. . .“

„Immer tiefer? Ja. . .“

Diese ihm verständlichen Gedanken weckten sein Vertrauen zu ihr, und als sie einen Augenblick schwieg und nachdachte, sah er sich plötzlich um, als fürchte er, daß ihn irgendjemand belauschen könnte, und fragte dann:

„Sagen Sie mir, Jewgenija Petrowna — wie kommt es, wo Sie doch eine Russin sind und ich ein Russe bin, daß ich Sie doch so schwer verstehen kann?“

Sie wandte sich rasch nach ihm um.

„Sie können mich schwer verstehen?“

„Sehr schwer! Manche Worte. . .“

„Ach, was — Worte!“ rief sie fast heftig. „Können Sie wenigstens verstehen, daß ich nur Gutes für die Menschen anstrebe, daß ich ein ehrlicher Mensch bin?“

„Ja, das sind Sie,“ sagte er voll Ueberzeugung, „anders kann ich mir Sie gar nicht vorstellen, weiß Gott!“

Und er war bereit, zur Bekräftigung seiner Worte sich zu bekreuzen.

„Ich danke Ihnen!“ sagte sie leise und faßte seine Hand. Und dann blickte sie über den Hof und zum Himmel empor, und ein Grösteln überlief sie.

„Es ist kalt, und so gruselig ist's hier bei Ihnen“, sagte sie.

„Gehen wir ins Zimmer!“ schlug er fast in bittendem Tone vor, und als sie sich schweigend erhob und vorausging, erfüllte eine freudige Vorahnung neuer Tage seine Seele.

Sie schritt nachdenklich im Zimmer auf und ab und sagte, die Brauen hoch emporziehend:

„Auch das, was Sie da sagten, ist entsetzlich, und es ist doch sehr richtig beobachtet: Sie sind ein Russe, ich bin eine Russin, und doch sprechen wir zwei verschiedene Sprachen und verstehen einander nicht. . .“

Auf der Ruhebank sitzend, beobachtete er aufmerksam das Mienenspiel ihres Gesichts, den Wechsel von Erstaunen, Unruhe und Bekümmernis, während sein pochendes Herz ihm zuflüsterte:

„Endlich — heute, heute. . .“

Ja, er sah es ganz deutlich, daß sie heute eine ganz andere war als an jenem Abend, da er ihr seine Aufzeichnungen vorlas. Sie war heute nicht so hochmütig, spottsfüchtig und stolz, und die Unruhe, die in ihren Worten lag, war ihm wohl verständlich.

„Aha, nun hat sie es selbst verspürt!“ dachte er, und es lag ein gewisser Triumph, mehr jedoch noch Mitleid in dem Gedanken.

Ein Schauer überlief sie, sie wickelte sich fester in den Schal, hob öfter die Hände zu den Schläfen auf, und eine dunkle Haarsträhne fiel zitternd über ihre Wange.

„Auch ich verstehe Sie nicht“, hörte er sie sagen. „Auf den ersten Blick erscheinen Sie — entschuldigen Sie den Ausdruck — so alltäglich. . .“

„Was ist da zu entschuldigen?“ dachte Matwej.

„Und nun sind da auf einmal diese merkwürdigen Aufzeichnungen! Als Sie mir aus Ihren Heften vorlasen, war es mir, als vernähme ich eine vorwurfsvolle Stimme, als riefte mir jemand aus weiter Ferne, aus vergangenen Zeiten zu: Wohin hast Du Dich entfernt, wohin? Du kennst wohl die französische Sprache — aber die russische? Du liest gern Romane und verlangst, daß sie recht unterhaltend und gut geschrieben sein sollen — und hier hast Du auf einmal diesen Roman von der Totenseife! Du hast Dich eifrig mit der Weltgeschichte beschäftigt — kennst Du aber auch die seelische Geschichte der Stadt Mturow?“

Sie lachte dumpf auf.

„Ich kam mir an jenem Abend vor wie ein Vogel, den Sie gefangen hatten, und dem Sie nun die Federn aus den Flügeln rissen — ohne Haß, eine nach der andern, ohne Bosheit. . . rein aus Langweile. . .“

„Sie spricht nur immer von sich!“ dachte Matwej.

„Ich machte am Tage darauf einen Spaziergang außerhalb der Stadt und sah diese nun, von einem Hügel aus, mit ganz neuen Augen. . . Wie ein großes Spinnenetz liegt sie da auf dem Schnee, und unsichtbare Fäden ziehen sich von ihr nach allen Seiten zu den Dörfern hin: Eure flebrigen Mturower Gedanken, Eure abergläubischen Vorstellungen sind diese Fäden, die sich um das Hirn der Menschen legen und sie mit wirren Vorstellungen und stumpfer, fühlloser Grausamkeit vergiften. . . Dieser schreckliche Weise, den Sie hier haben — wie heißt er doch?“

„Basunow vielleicht?“ sagte Matwej düster.

Was sie von der Stadt sagte warf einen Schatten von Kränkung in sein Gemüt: er erinnerte sich, in welchem Lichte sich ihm selbst dieses Mturow dargestellt hatte, und er sagte aufseufzend:

„Es ist ein kleines Städtchen, gewiß. . . und auch unsere Gedanken sind klein. . .“

Sie faltete die Hände im Nacken und sagte leise:

„Ach, wie bedaure ich, daß ich eine Frau bin!“

Etwas Bekanntes klang ihm aus diesen Worten entgegen.

„Warum bedauern Sie das?“

„Weil das zuweilen sehr behindert“, sagte die Mieterin nachdenklich.



„Ja—a... es gibt jetzt Leute, die da sagen, unsere Zeit sei für große Aufgaben und kühne Thaten nicht geeignet, wir müßten mit schlichter, unscheinbarer Alltagsarbeit vorlieb nehmen... Ich habe über diese Leute gelacht, aber vielleicht... haben sie recht! Und vielleicht ist gerade die Verwirklichung dieser einfachen Alltagsarbeit die schwierigste Aufgabe, das wahre Hellsbentum!“

Wiederum schwirrten fremde Gedanken und unverständene Worte durch seinen Sinn. Es war ihm, als tanzten sie um ihre Person herum, wie der Wirbelwind auf dem Kreuzweg, und als stießen und zerrten sie sie zur Seite, damit sie den geraden Weg zu ihm, der da einsam in seinem dunklen Winkel saß, nicht fände — und so schwankte sie bald dahin, bald dorthin, kam ihm jetzt näher und entschwebte dann wieder in den Nebel des Unbegreiflichen, das ihn mit peinlicher Unruhe erfüllte.

„Nicht mit mir spricht sie, sondern mit sich selbst!“ dachte Roschemjatin. „Markuscha hatte, scheint's, nicht ganz unrecht...“

Als sie gegangen war — ganz plötzlich und unbemerkt, als ob sie weggetaucht wäre — da fühlte er zunächst, daß ihre Reden nichts Klares und Bestimmtes, sondern nur ein Durcheinander von unbekannten Worten in ihm zurückgelassen hatte. Er irrte sich jedoch: von diesem Abend an begann er weniger verzagt an sie zu denken, und eine gewisse Nachsicht und teilnehmende Wärme gesellte sich zu den Gedanken an sie: er hatte nun ihre schwache Seite entdeckt.

„Entsetzlich scheint es ihr? Und fremd kommt sie sich vor?“ sagte er sich, an ihre Worte zurückdenkend, und er hatte das Gefühl, als sei er in irgend einem Punkte doch stärker als sie.

## XXII.

Am nächsten Morgen kam Borja schon frühzeitig herunter und sagte, Mama sei erkrankt und werde heute nicht aufstehen.

„Wie denn? Ist's möglich?“ rief Matwej erschrocken aus.

Er begab sich mutig hinauf, als er jedoch das winzige Kämmerchen mit der niedrigen, an einen Sargdeckel erinnernden Decke erblickte, verlor sich sein Mut.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er leise.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie lächelnd — „ich habe Kopfschmerzen und Hitze...“

Sein Auge blieb auf ihrem fiebergeröteten Gesichte haften, das, von dem üppigen dunklen Haar umrahmt, sich von dem weißen Kissen abhob.

„Sie sollten etwas Moosbeerast trinken.“

„Ja, das ist gut“, sagte sie zustimmend.

„Ich will's gleich sagen. Haben Sie sich wegen dieses Markuscha aufgeregt?“ fragte er leise.

„N—nein... das heißt, vielleicht hat auch das mich angegriffen...“

Matwej ging nach der Küche, um der Kranken die Erfrischung bringen zu lassen.

„Wie gern sie es angenommen hat!...“ dachte er im stillen. Und in der Küche fiel ihm dann plötzlich ein, daß man aus dem Giebel Fenster gerade auf den Turm der Feuerwache sehen konnte, der zwischen den Dächern der Stadt wie ein mächtiger Arm mit geballter Faust emporragte.

Fünf Wochen lag sie krank, und diese Zeit war für ihn eine wahre Festzeit. Fast jeden Tag kam er, um sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen, und blieb in dem engen Kämmerchen zu ihren Füßen so lange sitzen, bis er merkte, daß sie müde war und nicht weiterprechen konnte.

Sie sprach gern und viel, und es fand sich, daß alles, wovon sie sprach, in den Büchern stand, die sie gelesen hatte.

„Sobald Sie auf sind, werde ich Sie bitten, mir diese Bücher zu besorgen!“ sagte er voll Ernst.

„Unbedingt. Ich bin so froh, daß Sie sie lesen wollen!“

„Auch ich bin darüber froh“, entgegnete er und dachte dabei für sich:

„Nun werde ich bald ebensoviel wissen wie du!“

Es war ihm angenehm, sich sagen zu können, daß ihre Ueberlegenheit nur aus den Büchern stammte.

„Bari“, bald werde ich es mit Dir aufnehmen können!“ dachte er, mit sich selbst schon im voraus zufrieden.

Oftmals sprach sie mit ihm davon, daß es notwendig sei, die Menschen zu belehren — dann würden sie besser werden und recht auf Menschenart leben. Er sah sie an und stimmte ihr bei — ja, auch er wollte lernen.

Näher jedoch trat sie ihm und ward ihm zugleich verständlicher und lieber, wenn sie von jenen guten Menschen erzählte, die dem russischen Volke die Wahrheit künden und es alles Gute lehren wollten, die in ihm den Respekt vor der Vernunft zu wecken suchten und dafür ins Gefängnis gesperrt oder nach Sibirien verschickt wurden. Anfangs hörte er diese Erzählungen mit einigem Mißtrauen an:

„Da meint sie jedenfalls sich selbst und ihren Mann“, sagte er sich.

Es kam ihm sonderbar vor, daß es Menschen geben sollte, die den Mut besaßen, sich selbst und ihren Willen gegen alle Welt durchzusetzen. Dann aber dachte er an seinen Vater, der mit diesen Menschen eine gewisse Lehrlichkeit hatte, und er hörte immer vertrauensvoller zu. In den Erzählungen der Mieterin kam eine ganze Menge solcher Leute vor, wenigstens nach Duzenden zählten sie, und sie sprach von ihnen mit großer Liebe, ihre Augen glühten dabei vor Begeisterung. Der Reiz dieser Erzählungen blieb nicht ohne Einwirkung auf ihn, und er glaubte an die Existenz solcher großen Befenner des Guten und Wahren, wie er an die Existenz der Haus- und Waldgeister Markuschas glaubte. Er hörte die Berichte über ihr Leben und ihre Thaten mit andächtiger Teilnahme an, als handle es sich um das Leben der Kirch nheiligen, doch vermochte er sich die Gestalten und Gesichter solcher Menschen in den Gassen der Stadt Skurow nicht vorzustellen.

Und jedesmal, wenn die Frau ihm das mühselige Leben dieser Sendboten des Wahren, Guten und Ewigen schilderte, dachte er unwillkürlich an die bunten Erzählungen des Vaters von den Menschen der alten Zeit, die in ihren jungen Jahren heiter und sorglos sich von Raub und Mord

genährt hatten und dann auf die alten Tage heimlich, voll Demut sich in die Einsiedeleien begaben, um „ihre Seelen zu retten“. Es bestand für ihn zwischen diesen beiden Gruppen ihm gleich fremder und gleich unbekannter Menschen ein Zusammenhang, diese wie jene führten ein Leben, das mit dem seinigen nichts gemein hatte, das ihn aber interessierte, wenn es auch auf sein tieferes Wesen keine Anziehung ausübte.

„Wie soll man es aber einrichten,“ fragte er, „daß die guten Menschen die Freiheit hätten, den Samen der Vernunft unter den Menschen auszustreuen?“

Die Mieterin suchte ihm des Langen und Breiten darzulegen, wie dieser Weg zur Freiheit zu beschreiten wäre, und sie erschien ihm in solchen Augenblicken ganz besonders schön. Ihre Worte weckten jedoch allerhand Bedenken in ihm, und er erwiderte vorsichtig:

„Gewiß, das wäre sehr schön — wie aber soll man es anfangen, um ganz Rußland so nach dem einen Ziele hinzuführen? Wer könnte zum Beispiel hier aus unserer Stadt sich für einen solchen Dienst eignen? Keiner denkt an etwas anderes als nur an sein Haus, seine Familie. . .“

„Das Interesse wird erwachen. . .“

„Und was wird daraus entstehen?“ sagte er. „Da wird man nun ein paar Leute aus Dkurov kommen lassen, die nur ihr Städtchen kennen und nach nichts anderem begehren, und ebenso wird man aus Dremow, Mjamlin und wie alle die elf Kreisstädte sonst heißen, Vertreter heranziehen, von denen jeder nur für sich und die Seinigen das Wort führen wird, so daß schließlich nichts weiter dabei herauskommt als ein schrecklicher Wirrwarr. . . Und die von Borgorod, die schlauer und behender sind als jene, werden sich über sie zu Herren aufwerfen! Sie werden natürlich für diejenigen Kreise eintreten, die nach Süden hin liegen, weil die für ihre Geschäfte ihnen wertvoller sind. . .“

Und mit einem unsicheren Lächeln fuhr er fort:

„Nein, zuerst müßte man uns alle in siedendem Wasser austochen, oder ausglühen, wie man es am ersten Fastenmontag mit den eisernen Bratpfannen macht. . .“

Sie konnte böse werden, wenn er so sprach, und fuchtelte mit den Armen in der Luft.)

Sie erzählte ihm auch von sich selbst: sie sei eine Waise, die Tochter eines Offiziers, und bei ihrem Onkel, einem Oberst, erzogen. Sie habe einen Gymnasiallehrer geheiratet, ihr Mann habe jedoch die Kinder nicht nach den eingeführten Büchern unterrichtet, sondern nach seinem Gewissen, und sie habe ihm dabei, so gut sie konnte, geholfen. Nun habe einmal bei ihnen eine Haussuchung stattgefunden, man entdeckte ein paar verbotene Bücher, und dafür seien sie beide nach Sibirien verschickt worden. Das sei alles.

Wie einfach — und wie sonderbar! Er hatte eine viel längere Geschichte erwartet, irgend etwas Furchtbares, und sie erzählte ihm da widerwillig, unter Stirnrunzeln und Naserümpfen, nur dieses Wenige. Er hätte sie fragen mögen, ob sie ihren Mann geliebt habe und mit ihm



glücklich gewesen sei, und er hätte überhaupt gewünscht, daß sie ihm noch mehr, viel mehr von sich erzählte — doch er wagte es nicht, sie darum zu bitten, und fragte nur:

„Ist Ihr Onkel noch am Leben?“

„Ja. Er ist jetzt Vizegouverneur, oder gar Gouverneur. . .“ antwortete sie mit leichtem Gähnen.

„Und er hat sich Ihrer nicht angenommen?“

„Wir sind beide verschiedener Meinung.“

„Das ist doch gleich. . . Sie sind doch vor allem seine Verwandte!“

Sie zog die Brauen zusammen und fragte:

„Was heißt das — Verwandte?“

„Ein Blut, eine Abstammung. . .“

„Blut. . . Abstammung. . . das ist alter Kram!“ sagte sie lächelnd, und dann fuhr sie plötzlich, die Augen fest schließend, mit leiser Stimme fort: „Mein Verwandter ist derjenige, dessen Seele mir nahesteht. . .“

„Will sie wieder ihr Spiel treiben?“ dachte Koschemjakin, unwillkürlich aufschauend.

Häufig begab er sich nach den Gesprächen mit ihr, erregt und voll innerer Theilnahme für die Menschen dort draußen, außerhalb seiner kleinen Welt, aufs Feld hinaus und schaute da, auf einem Hügel sitzend, dem Eintritt der Dämmerung zu: Dunkel und Helligkeit kämpften miteinander, und friedlich kam die Nacht herbei, besprengte die Erde mit Tau und zog, lächelnd dem jungen Tage das Feld räumend, still von dannen.

In diesen Stunden der Einsamkeit durchlebte er alle möglichen Stimmungen und Gefühle. Er hätte irgend etwas Großes vollbringen und stolz vor sie hintreten mögen: siehst du, so einer bin ich! Oder er wollte einfach hingehen und sich schweigend, wie ein Hund, ihr zu Füßen legen. Ein andermal wieder wurde ihm ängstlich zumute, und eine heimliche Stimme flüsterte ihm zu: Mach' dich fort, mach' dich fort! Dann dachte er wieder still und schwermütig, es würde vielleicht das beste sein, ihr alles Besitztum und Geld zu übergeben und allein in die weite Welt hinauszuziehen, wie Esafon es getan. Am häufigsten jedoch, und am hartnäckigsten, spitzten sich alle seine Gedanken in dem einen sehnlichen Wunsche zu:

„Wir sind beide einsame Menschen, allen andern fremd — laß uns denn für immer beieinander bleiben!“

Und er malte sich ein stilles Feiertagsleben aus, ohne Bedürfnis und Sehnsucht nach den Menschen, ohne heimlichen Haß gegen sie und ohne Furcht vor ihnen, nur zu zweien, Seele an Seele. Es war so köstlich, daran zu denken, es wurde so warm davon in der Brust, als wenn dort der Morgen tagte, und es wuchs die Zuversicht, daß es so kommen würde. . .

Die tanschimmernden jungen Gräser auf dem Hügel neigten sich freudig der Morgenröte zu, und ein rosiger Dunst erhob sich über der Stadt, wenn Koschemjakin dann den Heimweg antrat.

Zuweilen las die Dienerin ihm Gedichte vor, und wenn sie das Wort „Liebe“ aussprach, senkte er verwirrt den Blick und dachte bei sich:

„Treibt sie ihr Spiel mit mir?“

Einmal schloß sie mitten in ihrer Rede ermüdet die Augen — er saß wie erstarrt da und wagte kaum, sich zu regen. Sie aber schlug nach einem Weilschen die Lider auf und sagte lächelnd:

„Ich hatte einen Traum...“

„Einen schönen?“

„Ja. Wie schade, daß die schönen Träume so kurz sind!“

Und von neuem schloß sie die Augen, streckte sich leise und sagte wie im Schlafe:

Nicht vom kleinen Fischerkahn

Träumt' ich — nein, von großen Schiffen...

„Sie treibt ihr Spiel mit mir!“ entschied Matrojej.

Um die Zeit, da sie vom Krankenlager aufstand, hatten die Birken sich eben mit gelbem, harzigem Laub bekleidet, die Blattknospen der Apfelbäume sprangen auf, und die eifersüchtigen Buchsinnen, die spottlustigen Stare und sonstigen Sänger hatten sich bereits alle eingefunden. In der warmen, blendend hellen Mittagsstunde, als selbst in Dnurow die Sonne zu zerschmelzen und der ganze Himmel in eine einzige blaue Glut getaucht schien, kam die abgemagerte blasse Frau, in roter Bluse und schwarzem Rock, in den Garten herunter, ging lange, eine wortlose Melodie vor sich hinsummend, auf den Gartenwegen auf und ab, lächelte freudig, streichelte dankbar die atlasschimmernden Stämme der Birken und setzte die Füße so vorsichtig auf die durchwärmte Erde, als fürchtete sie, die spizen jungen Gräser und die zierlichen Rosetten des Wegerichs zu zertreten.

Ihre Haarflechten hatte sie franzartig um den Kopf gewunden — sie schimmerten, als seien sie mit Goldstaub bestreut. Sie hielt ihre kläglich abgemagerten Hände gegen das Licht und betrachtete sie sinnend, und Matrojej, der ihr zur Seite ging, sah auf die durchsichtigen Finger, durch die das rote Blut hindurchschimmerte, und dachte:

„Sie ist wie die Königin im Märchen, die der Gefangenschaft des Zauberers entronnen ist...“

Die graugrünen, samtartigen Blätter des Klees waren mit kleinen silbernen Tröpfchen bedeckt, als schwitzten sie vor Freude über den Anblick der Sonne. Freundlich schimmerten die buntfarbigen Stiefmütterchen, die gelben Tulpen schwannten auf den schlanken Stengeln, und an den Zweigen der Kirschbäume glänzte bernsteingelbes Harz. Die Apfelbäume prangten im Schmuck der zarten hellroten Knospenfügelchen, leise bebten die saftgeschwellten feinen Ästchen, und ein angenehm herber Felsfußdust durchwehte den Garten, in dem es herrlich schön war, wie nur in der Kirche am heiligen Ostersonntag.

Auf der Straße lärmten munter die Kinder, weit im Felde spielte ein Hirt auf seiner Flöte, im Klostergarten wurden die Blumenbeete umgegraben, und eine hohe Sopranstimme sang das fromme Danklied: „Gebenedeite Mutter, die du Gott geboren...“

Die Frau sah Matrojej mit einem freundlichen Blick aus den tief eingefallenen Augen ins Gesicht.

„Gebenedeite Mutter — das ist der Frühling, und Gott — ist die Sonne... So glaubten die Menschen dereinst, und das war nicht übel... Die guten Götter sind vom Frühling geboren... Lassen Sie uns Platz nehmen.“

Sie setzten sich auf die Bank unter den Kirschbäumen; goldene Bänder senkten sich auf ihre Schultern, ihre Brust, ihre Knie, sie strich mit den bleichen Händen über sie hin, und durch die feine Haut der Hände schimmerte das Blut in der Farbe der Morgenröte.

Ein Schwindel ergriff Matwej, bunte Kreise tanzten vor seinen Augen, und mit beklommenem Herzen, langsam, als wenn er eine schwere Last aufnähme, stand er auf und sagte leise:

„Jewgenija Petrowna, ich habe Dich sehr lieb gewonnen, und ich bitte Dich: werde mein Weib...“

Und er loberte auf in jäher Freude: sie wurde nicht böse, runzelte nicht die Stirn, sondern lächelte auf so ganz eigene, freundliche, entgegenkommende Art und sagte leise:

„Ach, daß Sie es so eilig haben!...“

Er setzte sich neben sie, nahm ihre Hand und preßte sie an sein Gesicht.

„Ich kann nicht länger warten... Ich sehne mich so danach, wünsche so sehr, daß Du mein Weib wirst... und ich fürchte... nun, sag' — willst Du es werden?“

„Nein!“ sagte sie.

Er konnte ihr dieses „Nein“ nicht glauben.

„So warte doch...“

„Nein... ich hätte es schon früher sagen sollen...“

„Was... früher sagen sollen?“ fragte er sie rasch einfallend.

„Dieses ‚Nein‘... Ich hätte es Ihnen sagen sollen, bevor Sie mich fragten“, sagte sie in ruhigem, freundlichem Tone, und eben darum, weil sie es so sagte, glaubte er ihr nicht.

„Sehen Sie, Matwej Ssawelitsch“, fuhr sie in demselben Tone fort — „gleich damals, als ich zu Ihnen kam — Sie erinnern sich? — sagte ich mir: dieser Mensch wird sich in Dich verlieben! Ich fürchtete das, und ich ging der Bekanntschaft mit Ihnen aus dem Wege — haben Sie es nicht bemerkt?“

„Ja!“ sagte er, voll Spannung zuhörend.

„Doch das ist hier... nicht leicht... oder einfach undenkbar! Schakir und Natafcha erzählten so oft, wie gut Sie sind, und wie sonderbar dabei, wieviel Kummer und Kränkungen Sie erfahren haben...“

„Ja, sehr viel...“

„Auch sie wünschen, daß ich Ihre Frau würde...“

„Auch sie?“ rief Matwej freudig aus und sprang von seinem Plage auf. „Gewiß, auch sie! Denn auch sie beide sind Ihnen sehr zugetan, weiß Gott! So lassen Sie uns denn zu vierein zusammenleben! Wie in einer Festung!“

Sie seufzte tief auf und trat mit dem Fuße die Erde glatt.

„Ich fühlte einen unwiderstehlichen Wunsch... mich Ihnen zu nähern. Die Erzählungen der beiden, und was ich selbst sah...“



„Warum sagt sie das nur?“ fuhr es Matwjej beunruhigend durch den Kopf.

Ihre Worte aber folgten einander, eins ums andere, wie kalte Regentropfen.

„Ich sah, daß Sie eine Neigung zu mir faßten, und ich hätte Ihnen sagen müssen, daß das — keinen Zweck habe. . . daß wir nur Freunde sein könnten und ich nie Ihre Frau werden würde. Niemals!“

Es war ihm, als wenn irgendwoher ein böser, kalter Windhauch hervorgebrochen sei und sich, alles niederreißend, auf ihn gestürzt, sich in seine Brust eingewühlt und sein Herz zum Erstarren gebracht habe. . .

„Nie kann ich es werden, niemals! . . . Geben Sie jeden Gedanken daran auf!“ klang es, wie durch ein düsteres Rauschen an sein Ohr. „Seien Sie mir nicht böse. . . bin ich denn schuld daran?“

Sie erhob sich und entfernte sich langsam, er aber sah ihr nach, wie sie davonging, und es schien ihm, als ob die Erde unter ihren Füßen schwankte.

Es kamen nun schwere Tage eines ununterbrochenen inneren Kampfes, und jeder von ihnen brachte neue umwälzende Pläne, nie gekannte Empfindungen und bunt durcheinander schwirrende Gedanken; zuweilen schien es Koschemjakin, daß seine Brust geöffnet war und daß alles Böse und Feindselige, das es nur irgend auf Erden gab, in sie eindringe und sein schmertzlich zuckendes Herz bedränge.

Nichts gab es für ihn auf der Welt in diesen schrecklichen Tagen. Die geschäftlichen Angelegenheiten hatten ihn von jeher nicht besonders interessiert, er wußte, daß Schafir sie auch ohne ihn aufs beste versah. Doch für die Leute wenigstens hatte er Teilnahme gezeigt, er war nach der Arbeitsstätte gekommen und in die Küche, hatte zugehört, was da erzählt ward, und nach Neuigkeiten gefragt — jetzt aber hatte er für niemanden Augen, schaute nur immer nach der Mieterin aus, ging hinter ihr her und mußte sich selbst zuweilen gestehen:

„Ich laufe ihr wirklich schon nach wie ein Hund. . .“

Jetzt kam ihm Borja in den Weg gelaufen, der sich den ganzen Tag irgendwo außerhalb des Hauses tummelte. Er nahm ihn auf die Arme, drückte ihn, kitzelte ihm mit dem Barte das Gesicht und fragte ihn so recht eindringlich:

„Liebst Du mich? Nun, sag's einmal offen und ehrlich — liebst Du mich?“

Der Knabe sträubte sich mit Händen und Füßen, lachte laut und schrie:

„Laß mich los — os, Onkel Matwjej! Ich hab' keine Zeit. . . nun, so laß mich doch los! Ich will in den Wald, mit Ljuba und Wanja. . .“

Er stürzte Hals über Kopf davon. Matwjej aber blickte zu Boden und zählte für sich:

„Heut' ist er acht Jahre alt. . . wenn ich vierzig bin, ist er sechzehn, und in meinem fünfzigsten Jahre wird er sechsundzwanzig alt sein. . . O Gott, ich bitte Dich: wende ihren Sinn!“

„Ach, Jewgentija Petrowna — was stellst Du nur mit mir an!“ flüsterte er vorwurfsvoll, als er die Mieterin wieder traf.

Sie aber antwortete ihm, als wenn sie Steine nach ihm würfe:

„Ich kann nicht. . . Ich kann nicht. . .“

„So warte doch noch, sprich nicht so harte Worte!“ bat er. „Laß mit wenigstens die Hoffnung. . .“

„Nein, auch zu hoffen gibt's da nichts. . .“

„So erkläre mir doch, um Christi willen, warum nicht? Du sagst selbst, ich sei ein guter Mensch und Dein Freund, und auch Du bist in meinen Augen eine gute Frau und mir eine Freundin; beide sind wir Russen — und doch soll kein Einklang zwischen uns herrschen? Du willst meine Sehnsucht nicht verstehen, und ich wiederum begreife Deine Gedanken nicht. . . ach, wohin soll das mal führen?“

Sie suchte ihm irgend etwas klar zu machen und entfernte sich dabei immer weiter und weiter von seiner Begriffswelt. Er aber hörte ihre fließende Rede, ward von Zorn ergriffen und drohte ihr im stillen:

„Ich bin zu schüchtern, das ist Dein Glück! Du hältst mich im Bann mit Deinen Herenworten. . . wenn ich Dich nicht so sehr liebte. . .“

„Hast Du denn gar kein Mitleid mit mir?“ fragte er sie einmal.

Sie zuckte zusammen, richtete sich auf, blickte um sich und entgegnete streng:

„Aus Mitleid — liebt man einen Menschen nicht. . .“

„Wieso denn nicht?“ versetzte er erstaunt. „Was sagst Du da, Jewgentija Petrowna? Darum eben liebt man einen Menschen, weil man Mitleid mit ihm hat, weil ihm nicht wohl zumute ist, wenn er allein bleibt. . .“

„In diesem Punkte werden wir einander nie verstehen!“ sprach sie mit einem Seufzer. Und indem sie die Brauen zusammenzog und zur Seite blickte, fügte sie die seltsamen Worte hinzu:

„Das. . . habe ich schon einmal kennengelernt!“

„Was?“ fragte Matwej.

„Nun — das Mitleid, das man für Liebe hält. . .“

Und sie ging rasch davon und ließ in seiner Brust ein dumpfes Gefühl der Schwere zurück.

Zuweilen jedoch war's ihm, als sei es ihr gelungen, seine Liebe zu „besprechen“, wie die Zauberinnen und Zauberer einen körperlichen Schmerz besprechen. Ein paar Tage lang erschien sie ihm dann wie eine geliebte Schwester: er wartete lange auf sie, und wenn sie endlich erschien, sprach er mit ihr von allem möglichen, von seinem Vater, von Pelagia, von seinem ganzen Leben — frei und offen, als wenn er mit einem Manne redete.

Zuweilen verwunderte er sich über sich selbst:

„Wovon rede ich denn da eigentlich?“ fragte er sich.

Sobald er jedoch in ihr Anlitz blickte und ihre guten, teilnahmevollen Augen, die leicht geöffneten Lippen und die ernste Falte zwischen den Augenbrauen sah, dann hatte er das Gefühl, einen lieben, ihm herzlich zugetanen und nahestehenden Menschen vor sich zu sehen.

Von solch einem Menschen hatte er geträumt in den dunklen Winter Nächten, wenn er sich im Bett hin und her wälzte und beim Heulen des Schneesturms, beim Knistern den Frostes vergeblich einzuschlafen suchte;

solch ein Mensch hatte ihn, als treuer Lebensgefährte, vorgeschwebt, wenn er in den Frühlingsnächten einsam auf den Feldern draußen vor der Stadt umherstreifte.

Zuweilen schien es ihm, daß er ihr gegenüber viel zu zaghaft sei, doch iag in ihrem Wesen etwas, was jede feste Annäherung auszuschließen schien. Der ungewisse Zustand, in dem er schwelte, machte ihn halb krank, und im Zorn über sich selbst und über sie fragte er sich immer wieder: „Welches Ende soll das alles nehmen?“

Dann brachte er, wenn er sie traf, das Gespräch wieder auf das Thema des Mitleids:

„Du hast doch mit andern Mitleid, Jewgenija Petrowna — mit dem Volke, mit Deinen Genossen mit Pelagia...“

„Das ist etwas anderes!“ sagte sie, energisch den Kopf schüttelnd. „Diese Art Mitleid empfinde ich auch für Sie: ich wünsche Ihnen Gutes, ich möchte, daß Ihre menschliche Seele sich in aller Kraft entfalte, daß Sie als ein nützlicher Mensch unter Menschen leben. Man muß die Menschen verstehen und lieben lernen, muß ihnen helfen, sich in dem finsternen Wirrwarr dieses kläglichen, beschämenden, schrecklichen Lebens zurechtzufinden.“

Sie sprach von den Hunderten kleiner Städte, die in gleicher Weise wie Mdurow im Banne einer kalten, zur Verzweiflung führenden Langeweile und einer düsteren Furcht vor allem, was ihnen neu und fremd sei, niedergehalten würden. Angefüllt von halbblinden Menschen, die mit stumpfer Gläubigkeit alles hinnahmen, was sie nicht beunruhigt, sie aus der gewohnten schimpflichen Trägheit ihres Lebens nicht aufstört, machen diese einander fremden Städtchen sich auf der großen, schönen Erde breit wie Haufen von Bausteinen, Balken und Brettern, die irgendjemand anfahren ließ, um ein märchenhaft großes Riesengebäude zu errichten — während er selbst, der diesen reichen Vorrat an Baumaterial anhäufte, hinterher verschwunden und verschollen ist und dieses ganze kostbare Material mangels eines Bauherrn, der es zweckmäßig verwendet, unter dem Einfluß herbftlicher Regengüsse und schneereicher Winterstürme ungenützt verdirbt.

Sie sprach so begeistert und so schön, daß sie ihm vorkam wie eine junge Nonne, die ein Lied zu Ehren der Mutter Gottes singt — voll gläubiger Hingebung, ganz verückt und von Neid erfüllt auf die Jungfrau Maria, die das Wort, den Gott geboren.

Ihre schlanken, feinen Finger bewegten sich, als ob sie auf einer unsichtbaren Harfe spielten oder mit hellen Seidenfäden bunte Bilder aus der großen Vergangenheit des freien Volkes von Nowgorod und Pskow stickten, und ihre Augen leuchteten dabei in kindlicher Freude aus dem strahlenden Antlitze.

„Sie sehen also,“ rief sie in leidenschaftlicher Glut und warf den Kopf empor — „es verstand einmal anders zu leben, unser gutes Volk!“

Ja, das begriff er wohl — aber diese Bilder aus vergangenen Zeiten erschienen ihm ebenso sagenhaft, ebenso wirklichkeitsfern wie ihre Erzählungen von jenen Leuten, die für das Volk gelitten hatten.



Oftmals, wenn er ihr zuhörte, schloß er die Augen, und es kam ihm vor, als sei er wieder ein Knabe und lausche den Erzählungen des Vaters — so ähnlich erschienen ihm ihre Schilderungen dieses verschwundenen Lebens, das nur ihr bekannt zu sein schien, den Darstellungen des Vaters.

„Ja — jetzt ist das alles anders!“ sagte er schwermüthig.

Es war ihm angenehm, ihr so zuzuhören, und er hatte keinen Anlaß, ihr viel zu erwidern. Anderseits fühlte er das Bedürfnis, ihr zu zeigen, daß auch er so mancherlei wußte, was ihr nicht bekannt war. Er war mit dem Leben und den Sitten des Volkes in den benachbarten Kreisen gut vertraut, und in monotoner Rede, als wenn er einen Bußpsalm her sagte, erzählte er ihr, ohne sie anzusehen, von der Trunksucht der Bauern, von ihren Diebereien, ihrer Unsitlichkeit und Rohheit, von den Mißhandlungen der Frauen und Kinder und den Betrügereien, die sie ihm gegenüber versuchten, wenn er zum Hanfankauf in ihren Dörfern erschien.

Anfangs hörte sie aufmerksam zu, fragte nach diesem und jenem, brachte ihre Teilnahme zum Ausdruck, dann aber begann sie an den Lippen zu tauen, und es schien Matwej, als wenn ihr Blick an ihm vorübergleite.

„Nicht leicht wird's einem Menschen von Vernunft, unter ihnen zu leben!“ sagte er zum Schluß. „Und was Marfuschka damals von dem Bauern Matruschin erzählte, den seine Leute im Dorfe totschlügen, das könnte wohl in jedem unserer Dörfer geschehen...“

„Ah, Matruschin!“ rief sie lebhaft dazwischen. „Sie sehen also, es gibt auch noch andere Leute unter ihnen...“

„Ja, aber nur wenige: einer auf tausend!“

„Und die Sektierer, die Altgläubigen?“

„Die Altgläubigen?“

Er erzählte ihr von Sawka, der gleichfalls ein Altgläubiger gewesen, und meinte:

„Er war ein rechter Bauer, wie nur sonst irgendeiner: für einen Rubel hätte er Vater und Mutter verkauft und obendrein noch versucht, falsche Ware zu liefern, wenn er's gekonnt hätte.“

Die Mieterin schüttelte entrüstet den Kopf, er aber ließ den düstern Bildern der Erinnerung, die in ihm auftauchen, freien Lauf. Es war wie eine Belüfte, die er vor ihr ablegte. Er erzählte von seinem Vater, wie unmenschlich der mit Pelagja verfahren war, und von sich selbst, wie er im Garten gelegen und nicht gewagt habe, für sie, die er doch liebte, einzutreten. Als er ihr zum erstenmal von dem schrecklichen Ende der Stiefmutter erzählte, hatte er bemerkt, daß sie ihm gespannt, wie noch nie zuvor, zuhörte. Ihre Augen strahlten in düsterer Glut, ihr Gesicht änderte jeden Augenblick den Ausdruck, und plötzlich begannen ihr die Tränen über die Wangen zu rinnen, und ihr Kopf sank langsam herab wie bei einem Menschen, dem wider seinen Willen, mit Gewalt, der Nacken gebeugt wird.

Er hatte damals ihre Hand ergriffen, dreimal seine Lippen darauf gedrückt und sich mit den Worten entfernt:

„Ich danke Ihnen, Jewgenija Petrowna... ich will zu ihrem Grabe gehen... will ihr sagen, daß... ich danke Ihnen!“

Es war ein heißes Frühjahr, und die Trockenheit der Felder weckte schlimme Befürchtungen. Von den Sümpfen erhob sich ein dichter, opalfarbiger Nebel, der sich langsam in der windstillen Luft ausbreitete und den stickigen, säuerlichen Duft modernder Gräser nach der Stadt entsandte. Die Sonne hatte etwas Trübes, Schwüles, sie schien der Strahlen beraubt und zum Sterben verurteilt wie eine große, welke Sonnenblume. Die Nächte brachten keiner erquickenden Hauch, sondern senkten nur heiße, tiefe Schatten auf die Dächer der Stadt. Gewaltig groß, wie ein Rad, ging der Mond auf; purpurrot und unheimlich stieg er langsam über der Stadt empor und schien gleichfalls nur eine dumpfe, stickige Schwüle auszuatmen. Das Wintertorn stand dünn und verkümmert, das Gras auf den Fluren war verbrannt, die gelben Hahnenfußblüten, die Glockenblumen, Nachtviolen und sonstige Feldblumen standen welk und verdorrt, die Köpfchen zur Erde geneigt, und die großen Sprünge, die diese zeigte, erinnerten an krampfhaft verzerrte, in den Qualen des Durstes ersterbende Lippen.

Am Tage schwebten ganze Wolken von feisten Fliegen summend, wie klingende Saiten, über der Stadt: nur die Mauerfleder flüchteten zweischernd über die Straßen dahin, während alles übrige Vogelvolk sich ängstlich im Schatten barg. Gegen Abend aber kamen die Mücken von den Sümpfen herangeschwärmt und wimmerten und surrten die ganze Nacht.

Die schwitzenden Menschen schleppten sich langsam und müde vorwärts, blickten finster und unwillig zum Himmel auf, sprachen träge und lässig miteinander, gerieten rasch in Erregung und schrien und schimpften dann wütend drauf los.

Roschemjatin schlief in den Nächten nicht, die Schlaflosigkeit verursachte ihm Kopfschmerzen, und an seinen Schläfen erschienen die ersten silbernen Haare. Es war ihm, als ob sein Körper immer mehr in Glut geriete und gleichsam zerschmelze, seine Wangen wurden welk, und die eingefallenen Augen blickten zerstreut und hilflos. Wie durch einen Nebel sah er die teilnehmenden Blicke Schafirs und Natafchas und das spöttische Lächeln der Arbeiter. Er wußte auch von den törichten, für ihn selbst wie für die Mieterin kränkenden Gerüchten, die in der Stadt umgingen, doch er wehrte alles dies apathisch von sich ab, indem er sich sagte:

„Schließlich ist doch... alles gleich...“

In der Nacht ging er aufs Feld hinaus und lauschte dort auf das leise Raschen der dürrn Gräser, auf das Rascheln der hungrigen Mäuse und das Zirpen der Heuschrecken — auf all diese seltsamen, trockenen, verhaltenen Laute, die in einem einzigen schwachen Geufzer der erstickenden Erde zusammenzufließen schienen. Einsam schritt er dahin, und seine Gedanken und Empfindungen klangen in zwei Worten zusammen, die ihm von längst her bekannt waren:

„Hab' Mitleid mit mir... Liebe mich...“

Und es war ihm, als ob alles ringsum in ununterbrochenem, leidenschaftlichem Flüstern diese Worte wiederholte.

Zuweilen ging er, die Arme auf dem Rücken, wie auch sein Vater zu gehen pflegte, mit schleppenden Schritten daher — den Rücken gebeugt, den Kopf gesenkt, und flüsterte, sich die geliebte Frau gegenwärtig vorstellend, in der heißen Nachtlust vor sich hin:

„Mein Vater, siehst Du, war, wenn auch im Grunde ein wackerer Mann, so doch noch ein roher, ungebildeter Wilder. Ich bin kein Wilder mehr, und wenn Du mich erhörtest, Jewgentija, und die Meine würdest — dann würden unsere Kinder noch edlere Menschen sein. Und so würden durch die Macht der Liebe immer bessere, immer vollkommener Menschen auf Erden geboren werden...“

Stundenlang ging er, so vor sich hinbrütend, umher, um sich schließlich irgendwo am Wege, müde und abgeheft, ins staubige Gras hinzustrecken.

Zuweilen aber kehrte er auch nach Hause zurück und ging leise, wie ein Raubtier, auf dem Hofe umher, blinzelte nach dem Fenster der Giebelstube hinauf, biß sich in die Lippen und hielt nur mit Mühe an sich, um nicht laut und gebieterisch hinaufzurufen:

„Komm herunter! Hierher... Ich befehle es Dir...“

Nein, er brachte es nicht fertig — und so ging er, in sich verglühend, wie zerschlagen, in sein Zimmer, warf sich auf sein Bett und gab sich von neuem seinen qualvollen Visionen hin.

„Wenn ich ein so harter Charakter wäre wie der Vater... dann wäre das alles längst entschieden... Es wird mir nichts übrig bleiben, als sie zu zwingen...“

Dieser Gedanke gab ihm ein wenig seine Ruhe wieder.

Auf dem Hofe war inzwischen ein neuer Mensch aufgetaucht — ein kleines, ediges, zerlumptes Kerlchen mit dünnen Beinen und einem Bärtchen, das in dem gelben Gesichte recht überflüssig erschien. Seine Augen schielten in lächerlicher Weise, gleichsam nach innen, in den Nasenwinkel hinein, und um das zu verbergen, kniff er sie auf seltsame Weise zusammen, was seinem Gesichte einen ganz merkwürdigen Ausdruck gab. Er war an Markuschas Stelle getreten und hatte gleich vom ersten Tage an alle durch sein verbindliches Lächeln und seine flinke, bestimmte Sprechweise für sich eingenommen. Die Arbeiter in der Werkstatte hatten ihn spöttisch und wenig freundlich aufgenommen: der hagere, starkknochige Toma, ein Bauer aus Wojewodino, dessen Kopf eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einem Beile hatte, war sogleich an eine eingehende Besichtigung des neuen Hausknechts gegangen und hatte in überzeugtem Tone erklärt:

„Das ist die Sorte, die an der Trockenheit schuld ist!“

Der neue Mann versteckte sich hinter Schafirs Rücken und antwortete von dort aus mit auffallend hell klingender Stimme:

„An der Trockenheit, mein lieber Herr, bin ich durchaus nicht schuld — sie kommt vielmehr davon, daß Ihr mit dem Wasser auf Euren Feldern nicht umzugehen wißt, meine Herren Bauern, daß Ihr es ablaßt, statt es hübsch zu verteilen, ja!... Sehr gelehrte Leute haben mir das gesagt, und wenn Ihr's so forttreibt, habt Ihr noch weit ärgere Trockenheit zu erwarten“.



Foma sperrte den Mund auf, sah seine Kameraden an, guckte dann über Schafirs Schulter nach dem „Neuen“ und sagte achselzuckend: „Was bist Du doch für ein Dummkopf, Bruder. . . ein richtiger Dummkopf!“

Alle lachten hell auf, nur Schafir stimmte nicht mit ein. Er geleitete den neuen Hausknecht in den Speicher und belehrte ihn unterwegs:

„Mit ihnen schweig lieber. . . sie Dich werden schlagen. . .“

„Die Faust ist für mich kein Beweisgrund!“ sagte der neue Mann und schielte dabei in den Nasenwinkel.

„Auch ein Sonderling!“ sagte Koschemjakin, der im Schatten des Speichers saß.

Aus dem Paß des Hausknechts hatte er gesehen, daß dieser ein Kleinbürger aus der Stadt Lupoj-Ugol war, siebenundzwanzig Jahre zählte und Mierej Iljisch Tiwerzew hieß.

„Du siehst wie ein Rüster aus“, sagte Matwjej zu ihm, nachdem er ihn eine Weile gemustert hatte.

„Wie Ihnen beliebt, mein Herr“, entgegnete der Kleinbürger höflich. „Bei uns in Ugol ist jeder Mensch immer einem andern ähnlich, nur nicht sich selbst. . .“

Koschemjakin glaubte in dem neuen Hausknecht etwas Unzuverlässiges, Verschlagenes zu entdecken, er war daher sehr erstaunt und sogar ein wenig verletzt, als er sah, daß Jewgenija Petrowna gleich von Anfang an mit Mierej lange, vertrauliche Gespräche hatte und daß dieser ihr mit besonderer Aufmerksamkeit zuhörte und ihr ernste, kurze, bestimmte Antworten gab.

Er erinnerte sich, daß sie in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in seinem Hause öfters zu den Arbeitern nach der Werkstatz ging und mit ihnen eine Unterhaltung anzuknüpfen suchte — sie hatten ihr kaum geantwortet, hatten in den Bart hineingeschnunzelt und sich gegenseitig vielsagende Blicke zugeworfen. War sie dann gegangen, so hatten sie anzügliche Bemerkungen über sie gemacht; das ganze Verhalten der Leute zeigte, daß sie jedenfalls nichts Gutes von ihnen zu erwarten hatte. Als sie dann sahen, auf welchem Fuße er, ihr Meister und Brotherr, mit ihr verkehrte, begannen sie sich vor ihr tief zu verneigen, nahmen schon von weitem die Mützen ab, verhielten sich ihr gegenüber demütig wie Bettler, sprachen mit kläglichem Stimm, seufzten und stimmten allem zu, was sie sagte.

„Gar zu eingeschüchtert ist doch das Volk hier in Ihrer Gegend!“ hatte sie einmal mitleidig zu Matwjej gesagt.

„Heirate Dir einmal solch einen Einschüchterten — dann wirst Du etwas erleben!“ dachte Matwjej bei sich.

Er nahm ihr überhaupt ihr freundliches Benehmen gegen einfache Leute ernstlich übel — als ob sie ihnen da etwas zukommen ließe, was vielmehr ihm selbst gebührte und worauf er ein größeres Anrecht hätte als jene. Da war nun jetzt hier dieser dünnbeinige Mierej aufgetaucht, und gleich verbrachte sie ganze Abende in der Unterhaltung mit ihm — weshalb nur?

Nach dem Abendbrot, wenn die Arbeit beendet war und die schwüle Nacht mit ihrem schwermütigen Mückenkonzert sich auf die Stadt senkte, saßen sie zu fünfen auf der Haustreppe oder im Garten. Schafir hatte ein kleines Feuer angemacht, schwenkte einen Wermutzweig darüber und trieb, zum Schutz gegen die Mücken, den blauen Rauch nach dem Hausherrn und der Mieterin hinüber. Sie kniffen die Augen zu und husteten, die Mücken aber kümmerten sich nicht weiter um das Abwehrmittel, sondern drangen durch die Rauchwolken hindurch und bissen und surrten wie zuvor. Mit ihnen um die Wette aber ließ der neue Mann sein feines Stimmchen ertönen:

„In unserm Kreise gibt es viel Wasser — wohl an die zehn Flüsse fließen da — und dafür wenig Land, obendrein unfruchtbares, so daß unsere Bauern nach allen Himmelsrichtungen weglaufen. In alter Zeit sind uns die Polen öfters auf den Hals gekommen, gelernt haben wir aber leider nichts in den Kämpfen mit ihnen — nur daß unsere Weiber sich seither aufs Strümpfstricken und Wurstmachen verstehen; in Moskau wenigstens ist man unsere Würste gern. Die Männer aber seufzen und stöhnen bei uns zumeist: gar zu schwer lebt es sich dort zu Lande, der Herrgott will nichts von uns wissen, die Obrigkeit behandelt uns schlecht, die Popen bringen uns nichts bei, von selbst lernen wollen wir auch nichts, so daß man eigentlich gar nicht recht begreift, wozu wir überhaupt geboren sind und was für ein Vergnügen es sein soll, in Tupoj-Mgol zu leben!“

Er wandte seine schielenden kleinen Augen nach allen Seiten, lächelte zuvorkommend, schlug mit der flachen Hand nach den Mücken und drechselte unermüdlich neue Worte, die in dünnem Strahl, wie das Wasser aus einem schadhaften Eimer, daherrannen.

„Ja,“ sagte er, „merkwürdige Leute sind's, die bei uns dort wohnen: Leute von sitzender Lebensart sozusagen; fünfzig Jahre lang denken sie darüber nach, wie sie es wohl anfangen sollen, um recht gut auf Erden zu leben, und im einundfünfzigsten strecken sie die Beinchen von sich und sterben als Kinderchen, nur mit dem Unterschied, daß sie graue Bärte haben.“

Ueber dem Garten stand unbeweglich der Mond, als wäre er angeklebt an dem trüben Himmel. Die Schatten waren kurz und formlos, das staubige Laub der Bäume hing welt herab, alles ringsum verharrete müde und schweigsam in der schwülen Totenstille. Von Zeit zu Zeit nur ertönte aus der Ferne, vom Sumpfe her, der böse Schrei der Rohrdommel oder der Ruf der Eule, dem aus der Ruine des Bubnowschen Hauses das Miauen einer verwilderten Katze Antwort gab.

Jewgenija Petrowna saß vorgebeugt da, das Gesicht vor den Mücken versteckend, hörte auf Timerezjows Reden und sah zu, wie sein überflüssiges Bärtchen hin und her ging und wie er seine zerfnüllte Mütze von einem Ohr aufs andere schob. Zuweilen stellte sie eine Frage und schwieg dann wieder lange, mit der kleinen Hand leicht auf Stirn, Hals oder Wangen klattschend.

„Sie fragt jetzt meist und spricht weniger“, sagte sich Koschemjakin, der beobachtete, wie ihre Hand, gleich einem weißen Vogel, immer wieder durch die Luft fuhr.

Und plötzlich kam ihm ein seltsamer, trübseliger Gedanke:

„Da sitzen wir nun hier zu fünften zusammen... eins immer anders als das andere, und nur in einem gleich: daß keines ein richtiges Heim hat.“

„Ach, du meine Güte!“ stöhnte Nataſcha — „was soll man nur anfangen bei der Hitze? Zum Schlafen ist's zu schwül, zum Sitzen zu heiß...“

Schafir, der seinen Vermutwedel une müdlich hin und her schwang, sagte in vorwurfsvollem Tone zu dem Hausknecht:

„Warum Du sprichst nur solche Gedanken aus? Gott sagt: arbeit', und der Russe sagt: wozu arbeiten, wir müssen doch alle sterben! Er ist durchgetrieben, der Russe: er will nicht arbeiten!“

Eines Abends, als wieder solch ein Gespräch stattgefunden hatte, fragte Matwojej eifersüchtig die Mieterin:

„Warum sprechen Sie nur so vertraulich mit ihm?“

„Er interessiert mich!“ sagte Jewgenija. „Es ist etwas in ihm, das mir neu ist...“

„Und ich glaube, daß er ebenso auf alles spuckt wie Martuscha.“

Und nach kurzem Ueber'egen fügte er hinzu:

„Nur — von der andern Seite...“

Die Frau sah sich um, als suche sie jemanden mit den Augen, und sagte dann nachdenklich:

„Da haben Sie Natruſſin... den einen von tausend...“

Er ging nicht weiter auf ihren Gedanken ein.

„Jewgenija Petrowna!“ begann er leise, in flehendem Tone — „hab' endlich Erbarmen mit mir! Liebe mich! Wie ein Bettler bitte ich Dich... alles werde ich tun, was Du befehlst! Wenn Du mir sagst, ich solle mein Hab und Gut den Bauern geben, dann tu' ich's.“

„Wissen Sie, was ich beschlossen habe?“ hörte er sie in ruhigem Tone erwidern — „ich werde Ihr Haus verlassen!... Alle Welt sieht, wie Sie sich mir gegenüber benehmen — das ist nicht zu ertragen... Selbst Worja fragte mich schon: ‚Warum sieht er Dich immer so an wie ein Wilder?‘... Hören Sie?“

„Dann ist's mit mir zu Ende...“

Sie zog die Schultern empor und schritt ohne Hast davon. Das brachte ihn auf einen neuen Gedanken: „Es scheint, daß sie doch noch schwankt — vielleicht traut sie mir nur nicht! Vielleicht fürchtet sie, ich würde sie hintergehen, sie nicht heiraten... Nein, nein, ich muß dreister sein — wovor fürchte ich mich denn?“

Ein paar Tage darauf begann von den Sümpfen her ein feuchter Wind zu wehen — eine schwarzblaue Wolke stieg auf, breitete sich langsam an dem drückend heißen Himmel aus und schwebte nach der Stadt zu heran.

Die Krähen und Dohlen begannen laut zu schreien, Späne kamen irgendwoher geflogen und tanzten wie toll durch den Hof, Hanfflocken und Schäben flogen hinterdrein, irgendwo wurde mit lautem Knall eine Tür zugeschlagen, Weiber rannten kreischend durch die Höfe, stellten Eässer und Bottiche auf, und Kinder liefen schreiend dazwischen.



Gegen die Glode auf dem Klosterturme schlug ein Lindenast, der dem Erz ein freudiges Löhnen entlockte; auf dem Felde spielte der Hirt, der die Herde zusammentrieb, eine schwermütige Weise, und schon dröhnte von dort das Rollen des Donners, zuckten grelle weiße Blitze vom Himmel.

Koschemjakin trat auf die Treppe hinaus und lauschte, während er zum Schutz gegen den Staub die Augen zukniff, auf das Zittern und Beben der vor Durst verschmachtenden Erde.

Jewgenija Petrowna hatte soeben mit dem Unterricht begonnen, aber die Kinder waren in den Hof hinausgestürzt und wirbelten mit den Spänen und den abgefallenen Blättern um die Wette im Staube daher; die kleine Ljuba stand da, so weiß und zart wie eine Flaumfeder, hielt mit den zusammengedrückten Knien ihr Kleidchen fest und klatschte vor Freude in die Hände, als sie Borja und den dicken kleinen Chriapow im Hofe herumtoben sah: Hand in Hand sprangen die beiden umher und brüllten, ganz rot vor Anstrengung, einander ins Gesicht:

Gib', o Herr, uns Segen,  
Schick' uns deinen Regen,  
Laß ihn fallen Tag und Nacht,  
Daß das Korn uns nicht verschmacht'...

„Nicht doch! Das ist ja falsch!“ schrie Ljuba aus vollem Hals ihnen zu. Sie aber drehten sich weiter in dem Staubwirbel und brüllten noch lauter:

Liebe Gottesmutter,  
Laß dem Vieh das Futter  
Wohl gedeihn auf Wief' und Flur,  
Laß es tüchtig regnen nur!

„Nun ist auch mein Söhnchen unter die Helden gegangen!“ tönte es plötzlich hinter Matwjej, und wie er sich umwandte, sah er die schlanke Gestalt der Dieterin vor sich stehen. Sie trug eine weiße Jacke ohne Kragen, weit und frei, wie sie die Frauen der Nordwinen zu tragen pflegen. Das feine Linnen legte sich ihr in weichen Falten um Brust und Schultern, daß die vollen Formen sich reizvoll darin abhoben.

Auf das Dach fielen vereinzelt die ersten schweren Tropfen; auf dem Hofe prallten sie von der heißen Erde zurück, und der Staub stürzte ihnen nach, um sie aufzusaugen. Die Wolke stand gerade über dem Hofe, es wurde dunkel, dann zuckte ein Blitz am Himmel — alles erbebte. Die Kinder die in den Speicher geflüchtet waren, schrien auf, und plötzlich stürzte, als ob alle Schleusen des Himmels sich geöffnet hätten, pfeifend, fischend und trommelnd ein jäher Platzregen herab. Der Staub wurde aufgewirbelt und flog vom trockenen Boden als grauer Rauch empor, ward aber sofort niedergeschlagen. Dunkelgelben Bändern gleich flossen die Regensbäche dahin, von den Dächern flossen schimmernde Wasserläufe, und immer dichter und dichter strömte der Regen herab, daß man zuletzt nur noch eine helle Wand lebendigen Wassers sah.

„Wie wundervoll das ist, o Gott! Wie schön!“ hörte Matwjej durch das fröhliche Plätschern und Rauschen jemanden sagen.

Es summt in seinem Kopfe, und durch seine Brust gingen heiße Wellen.  
„Es ist kühl!“, sagte er, ohne sich umzusehen, „und feucht. . . Sie sollten ins Zimmer gehen. . .“

„Im Garten muß es jetzt herrlich sein!“ rief sie begeistert.

„Sie will nicht hineingehen!“ dachte er.

Doch plötzlich fühlte er, daß sie nicht mehr im Hausflur war.

Leise und vorsichtig, wie ein Blinder, betrat er das Zimmer Pelagias — dort stand sie am Fenster, die Hände im Nacken verschlungen, und sah in den Garten. Er schob leise den Türhaken in die Haspe, legte seine Hände auf ihre Schultern und sagte:

„Jewgenjuschka — töte mich, aber quäle mich nicht länger! . . .“

Der Körper der Frau versengte ihm die Hände, doch er preßte sie nur fester an sich; sie beugte sich zurück, und Matwiej blickte in ihre freundlichen Augen, sah die halbgeöffneten Lippen und hörte die leise geflüsterten Worte:

„Nicht doch, mein Lieber, Guter. . . lassen Sie mich. . .“

Leicht wie ein Kind, nahm er sie in seine Arme, umschlang sie ganz, und sie wandte sich behend mit der Brust zu ihm hin und drückte für eine Sekunde ihre feuchten Lippen auf seinen heißen Mund. Schwankend, wie von einem roten Nebel umhüllt, trug er sie irgendwohin, plötzlich begann sie jedoch sich seiner Umarmung zu erwehren und rief dumpf:

„Laß mich los! Nicht das ist's. . . nein, glaub' mir, nicht das. . . nicht das. . .“

Sie entschlüpfte ihm glatt wie ein Fisch, lief nach der Tür hin, legte die eine Hand auf den Türhaken, brachte mit der andern ihr Kleid in Ordnung und sagte hastig, mit erregter Stimme:

„Ich darf Sie nicht belügen — ich kenne mich: wenn das geschähe, wäre ich mir selbst zuwider und würde Sie hassen. Man darf hiermit kein Spiel treiben, verstehen Sie? Verzeihen Sie mir, wenn meine Worte Ihnen wehtun. . .“

Er saß auf dem Stuhle und begriff nur das eine: sie fühlte sich nicht verletzt, ging jedoch fort von ihm. Als sie sich seinen Armen entwand, nahm sie ihm zugleich mit ihrem Körper seine Kühnheit und Kraft, und er begriff sogleich, daß alles zu Ende war, daß er diese Frau niemals die Seine nennen würde. Den schweren Kopf fest in die Hände pressend, saß er da, sah ihr erregtes, zart geröthetes Gesicht und den feuchten Glanz ihrer Augen, und es schien ihm, als ob sie vor ihm zerschmelze. Sie hatte sein Herz umgestürzt wie eine bis zum Rand volle Schale und hatte alles vergossen, was darin gewesen, außer dem schweren Bodensatz von Trauer und Scham.

„Gehen Sie schon!“ sagte er mit einer Handbewegung, die seine Hoffnungslosigkeit ausdrückte.

Sie entfernte sich. An dem Türpfosten pendelte mit leisem Klirren der Haken hin und her. Ihr Taschentuch lag als kleiner weißer Knäuel am Boden. Er trat darauf, ohne es aufzuheben, ging ans Fenster und blieb an derselben Stelle stehen, wo sie vorher gestanden hatte.

Der Regen war vorüber, der Sonnenschein glitt in goldigen Flecken blinkend durch den Garten, die sauber abgespülten Bäume schüttelten ihre

Zweige, von den Blättern fielen, rasch hinrollend wie Quecksilber, helle Tropfen, und die warme Luft schien wie in einer Badestube vom Dufte gebrühten Laubes gesättigt.

Frischer klangen im Hofe die Stimmen der Sprechenden.

„Ich dachte schon, es wird Ha—agelschlag geben!“ ertönte Natafchas klingende Stimme.

Die Kinder lachten, und mit ihnen lachte auch Schakir auf seine stille glücksende Weise. Alexej ließ sich mit seiner hellen, hohen Stimme vernehmen:

„Wie ein Almosen hat's uns der Himmel hingeworfen: da, trinkt Euch satt, Ihr Unverschämten! Gar nicht gern hat er's uns gegeben!“

„Und sie wollte mir nicht einmal ein Almosen geben...“ dachte Koschemjatin, der die Worte des Hausknechts hörte.

Und plötzlich empfand er ein so jähes, stechendes Gefühl der Scham, daß er im Zorn über sich selbst am liebsten sich das Haar gerauft oder zum Fenster hinausgesprungen wäre, um sich mit dem Gesicht in den Kot zu werfen und laut zu schreien und zu schimpfen...

Die Späßen vollführten einen Höllelärm, im Laub des Vogelbeerstrauches sang leise ein Buchfink, die Krähen ließen ein zufriedenes Krächzen hören, und im Hofe schrie Ljuba:

„Oh, oh, Du wirst ertrinken...“

„Laß das, Boris — hörst Du?“ ließ Jewgenijas strenge Stimme sich vernehmen.

Banjuscha Chriapow aber meinte mit seinem kindlich lispelnden Paß:

„Ach, er ist so schon ganz naß...“

Matwjej fühlte, daß ihm die Tränen schwer über die Wangen rannen, und eine von ihnen lief ihm gerade in den Mund. Er empfand ihren salzigen Geschmack, und plötzlich hätte er aufheulen mögen wie ein Wolf.

„Nun wird sie fortgehen... wird abreisen... Wohl, mag sie's nur tun, in Gottes Namen... ich werde schon noch andere finden als sie...“

So dachte er, aber Denken und Fühlen waren nicht im Einklang. Er hatte die Empfindung, daß er ihr nicht wieder vor die Augen treten könne, weder morgen noch sonst jemals — denn wie sollte er dieses Gefühl der Scham und diesen stetig wachsenden inneren Grimm vor ihr verbergen?

„Ich... werde selbst abreisen!“ ging's ihm plötzlich durch den Kopf. „Vorher aber will ich ihr noch ein Wörtchen sagen...“

Die Tür ward leise geöffnet. Matwjej trocknete rasch sein Gesicht ab und wandte sich um: Schakir stand vor ihm.

„Es ist Zeit, Tee zu trinken...“

„Ich werde nicht trinken... Sag' Alexej, er solle anspannen... ich will wegfahren. Vielleicht bleibe ich in Balymery über Nacht... Nach' rasch...!“

Der Tatar verschwand, und Matwjej hörte, wie er im Hausflur zu irgendjemanden in traurigem Tone sagte:

„Nach Balymery fährt er...“

„In wem spricht er da?“ fragte sich Koschemjatin.



Von neuem ward die Thür geöffnet — ein Hoffnungsstrahl zuckte durch seine Seele. Er ließ den Kopf sinken, während sanfte, zärtliche Worte an sein Ohr klangen:

„Hören Sie, Matwzej Sjawelitsch... lassen Sie uns alles dies vergessen... lassen Sie uns wie Freunde miteinander reden...“

„Jewgenija Petrowna, Geliebte!“ sprach er, ohne sie anzusehen. „Du hast mir's angetan für mein ganzes Leben... Ich schäme mich so... geh fort, ich bitte Dich!“

Wiederum regte sich in ihm das Verlangen, zu ihr hinzustürzen, zu bitten und zu flehen oder sie zu packen und so heftig zu drücken, daß sie vor Schmerz aufschrie und weinte.

„Vergeben Sie mir... ich kann nicht, weil...“ sagte sie leise.

„Geh fort!“ wiederholte er dumpf, in nachdrücklichem Tone.

Sie ging hinaus, geräuschlos und unbemerkt.

## XXIV.

Eine halbe Stunde später saß Koschemjatin in seinem kleinen Korbwagen und trieb sein Pferd zu überflüssiger Eile an. Ins Gesicht und auf die Brust flogen ihm weiche Kotspritzer. Die Räder klatzten durch die Wasserpfützen, und der feiste, runde Gaul prustete und schnaubte.

Die Zähne fest aufeinanderpressend, blickte Matwzej zurück. Am durchsichtig klaren Himmel stand die Sonne ganz niedrig über der Stadt und spiegelte sich in Duzenden von Fenstern, deren jedes ihm seinen glühenden Hauch nachzusenden schien.

Er öffnete den Kragen seines Hemds, senkte leicht die Wimpern und wandte den Kopf hin und her, um den schmutzigen Spritzern auszuweichen, die ihm immer wieder anfliegen und allerhand seltsame Gedanken in ihm weckten.

„Noch nie habe ich gegen eine Frau die Hand aufgehoben... Diese Dunjka, diese Sfaschka, was waren das für Weiber — darf ich die überhaupt mit ihr vergleichen? Und doch könnte ich sie totquälen... Ach, meine Teure, wie ein Blitz bist Du mir in die Seele gefahren und hast sie versengt!... Prügeln möchte ich Dich, und dann mich Dir zu Füßen werfen und Deine Tränen trinken... Jetzt fahr' ich nun zu Motkej Tschapunow, diesem Schurken und Kuppler... In allen vier Enden will ich mich in Brand stecken — was soll ich noch auf der Welt?...“

Immer neue Gedanken tauchten in ihm auf, schwirrten wie Fliegen dahin und entschwanden, ohne an dem zu rühren, was wie eine geronnene schwere Masse auf dem Grunde seiner Seele lag und unter schmerzlichem Druck ihm bittere Tränen erpreßte.

„Da wäre ich nun mitten in die Dreißig gekommen — und bin ein richtiger Narr geblieben!“ sprach er vorwurfsvoll zu sich selbst, während in einiger Entfernung, wie ein weit aufgerissener Schlund voll ungleichmäßiger, schadhafter Zähne die Dorfstraße sich vor ihm öffnete.

Dort stand Motkej Tschapunows großes Haus, und der alte Motkej selbst saß auf der Rasenbank vor der Thür und nickte ihm mit dem Kopfe zu, der so kahl und glatt war wie ein Ei.

„Na, was treibst Du? Bist Du hübsch gesund?“ rief er dem Ankommen den zu.

„Nimm mir das Pferd ab!“ rief Koschemjakin, in den Kot abspringend. „Einen Bummel möcht' ich machen...“

Der krummbeinige, barfüßige Bauer legte sein Gesicht in kleine Fältchen, fragte sich geschäftig den vorspringenden, gedunsenen Bauch und rief dann im Paß, den Hausherrn herausstehend:

„Heda, Anna! Ljubka! Macht das Tor auf!“ Hierauf duckte er sich zusammen, blinzelte bedeutungsvoll mit den wässerigen hellen Augen und sagte mit veränderter Stimme:

„Ein Bummelchen also wollen wir machen, jetzt, nach dem Regen? Sehr gut! Hat die Erde sich erquickt, kann's auch der Mensch tun...“

Matwej ließ seinen Blick in der Richtung nach der Stadt schweifen: sie war nicht mehr zu sehen. Die Sonne war bereits hinter die fernen Hügel gesunken, am Himmel breitete die Abenddämmerung ihre purpurnen Fittiche aus, und in dem roten Feuermeer schwebte, sich leicht hin und her bewegend, eine dunkle Wolke, die einem Riesenfische glich.

„Die von Mjamlin haben den Wald angezündet,“ erzählte Tschapunow nach der Wolkenwandweisend — „drei Tage lang hat's gebrannt... Jetzt ist das Feuer erloschen, und es raucht nur noch...“

„Was geht mich das an?“ versetzte Matwej ärgerlich. „Es ist nicht mein Wald...“

Wie zwei schimmernde Seidenbänder zogen sich die mit Wasser gefüllten Wagengeleise auf dem Wege nach Dturow hin. Sein Auge glitt erwartend an ihnen entlang: nun wird dort drüben auf den Hügeln am roten Hintergrund ein schwarzer Reiter auftauchen — Schafir oder Mxerj — und mit den Ellbogen gegen die Hüften schlagend, wird er zwischen diesen schimmernden Bändern herangesprengt kommen und schon von weitem rufen:

„Komm zurück... Jewgenija Petowna schickt mich...“

Ganz niedrig über der Erde schwebten in schwerfälligem Fluge ein paar Krähen hin, sie schienen sich zu verdoppeln, wenn sie über eine der Pfützen hinslogen. Ein hochgewachsenes Weib, mit dichten Augenbrauen in dem schwermütigen Gesichte, trat aus dem Hofe auf die Straße und verneigte sich vor Matwej.

„Ich möchte die Schlüssel haben, Väterchen...“ sprach sie zu Tschapunow.

„Das ist die Anna, wie?“ sprach Matwej kurz, als sie gegangen war.

„Sie soll mir Gesellschaft leisten!“

Der Bauer zog seinen Gürtel fester, legte sein Gesicht in freundliche Falten und fragte:

„Wer — die Anna?“

„Nun — ja!“

„Das wird nicht gehen!“ sagte der Bauer sichernd. „Du weißt selbst, daß das nicht geht!“

„Warum nicht?“

„Sie ist doch die Frau meines Sohnes, meine Schwiegertochter... Das weißt Du doch!“

Koschemjakin verspürte Lust zu streiten, zu schelten und zu schreien.

„Alter Halunke!“ rief er. „Wo steckt denn Dein Sohn?“

„Dort, wo er hingehört, der Spitzbube. . .“

„Er hat Dir das Geld ja gar nicht gestohlen — Du hast es ihm selbst untergeschoben, um ihm die Anna abspenstig zu machen. Ist's nicht so, alter Schuft?“

Der Bauer gähnte, bekreuzte seinen Mund und antwortete ruhig:

„Wer kann das wissen? . . . Alles Lügen, die man über mich verbreitet hat, glaub' ihnen nicht! Wir haben doch mal ein Gesetz, und das verlangt eben, daß mein Wasita im Loch sitzt, während wir beide spazieren gehen. . . Komm mit in die Stube!“

Das Verlangen zu streiten verschwand bei Matwzej, da niemand da war, der zum Streiten Lust gehabt hätte. In der Stube wurde er von der Soldatenfrau Ljubow empfangen, deren Mann, ein Neffe Tschapunows, bei einem entfernten Regiment stand. Sie war mager und klein, über ihre Stirn zog sich eine lange Narbe, und ihre kleinen Augen hatten einen öligen Glanz. Sie verneigte sich tief und sprach mit singender Stimme:

„Dem hochedlen Herrn Matwzej Sjawelitsch meinen Gruß. . .“

„Sowie das Pferd ausgeruht hat, fahr' ich nach Wojewodino weiter“, beschloß Matwzej im stillen.

Er war schon früher einmal, vor langer Zeit, in dieser Stube gewesen, die so gar nicht einer Bauernstube glich, doch schien es ihm, als habe er dieses Wandbrett mit den fünf Heiligenbildern, den Spiegel in dem Dachrahmen, die Wanduhr mit dem unbeweglichen Perpendikel und die niedrige, breite Schlafbank erst gestern gesehen.

„Ich wollte eigentlich morgen nach Wojewodino gehen und dort Schulden einziehen“, begann Tschapunow.

„Dann fahre ich nicht nach Wojewodino!“ sagte sich Koschemjakin, während er am Tische Platz nahm, und fügte laut hinzu: „Ich will, daß Anna hierher kommt — sonst kehre ich sogleich wieder um. . .“

„Ach, was Du nur für Einfälle hast!“ sprach der Bauer in süßlichem Tone. „Warum gerade die Anna? Ist sie etwa hübscher als Ljubka? Und Geld wird sie verlangen — die schwere Menge! Wenn sie überhaupt auf etwas eingeht. . .“

Doch Matwzej hörte nicht mehr auf ihn. Ljubow hatte auf einem Anrichtebrett einen Imbiß und eine Flasche Brantwein gebracht, er hatte drei Gläschen hintereinander ausgetrunken und bekam sogleich einen Rausch. Er war kein Trinker, der Geschmack des Brantweins war ihm zuwider, und die Wirkung, die er ausübte, empfand er nicht als Genuß. Der Rausch lähmte die Tätigkeit seines Geistes nicht, sondern verdunkelte sie nur, es war ihm, als wenn er alles, was ringsum vorging, durch einen leichten Vorhang sähe.

Drei Tage lang gab er sich, wider Willen und ohne Fröhlichkeit, den ebenso schmutzigen wie reizlosen Ausschweifungen hin, die Tschapunows Haus ihm bieten konnte. Mehrmals begann er im Rausche zu weinen und schrie Ljubka in das entstellte, vor seinen Augen doppelt erscheinende Gesicht:



„Ach, Ljubka — wenn Du doch jener dort wenigstens für einen Augenblick gleich werden könntest — was gäbe ich darum! Aber das kannst Du nun mal nicht, alte Here...“

Auch Tschapunow weinte in der Betrunktheit mit ihm und schrie:

„Du bist Matwej, und ich bin Motkej — das ist der ganze Unterschied zwischen uns beiden, was, mein Lieber? Sind wir nicht alle miteinander vor unserm Herrgott Menschen? Ha? Vor uns beiden sind alle Räter Hunde, und vor Gott dem Herrn sind wir alle eben Menschen und weiter nichts! Gar kein Unterschied ist da...“

„Das ist nicht wahr!“ widersprach ihm Koschemjakin und schlug sich mit der Faust auf die Brust. „Sie — ist anders als wir alle... tausendmal besser ist sie... keinen bessern Menschen gibt's auf der Welt!“

Tschapunow küßte ihn auf die Wange und suchte ihn zu überreden:

„Nicht doch... alle sind wir gleich, einer wie der andere. Wo steckt die Wahrheit? Bin ich vielleicht die Wahrheit? Ich bin ein ganz erbärmlicher Kerl, ein Ungläubiger, ein Betrüger — und dabei wollen wir Christen sein! Spitzbuben sind wir alle miteinander...“

Und dann bekreuzte er sich und heulte laut auf:

„O Gott, warum duldest Du uns noch hier auf Erden?“

Koschemjakin aber kniete vor der gleichfalls weinenden Ljubka hin und erzählte ihr:

„Ich hab' Dir ein Weib getroffen, Ljubka — ach, ich sage Dir: die allein kann meine Rettung werden! Aber nein, es ist alles aus! Kein Reiter ist gekommen! Niemanden hat sie hergeschickt! Neue Städte hat sie gegründet, neue Menschen darin angesiedelt... Auf den Turm hat sie mich geführt und mich hinuntergestoßen — und nun bin ich hierher, an diesen Ort gefallen... Fort ist sie! Ich taugte wohl nicht für sie...“

Er schlug mit dem Kopfe gegen die Bank und schluchzte laut:

„Warum lebe ich denn noch, wenn ich nichts tauge? Du hast sie vor mich hintreten lassen, o Herr, daß sie meine Seele erschlage — warum nur, warum?“

Die betrunkene Ljubka suchte ihn vom Boden aufzurichten, ihre Tränen fielen ihm auf Hals und Nacken, und er hörte ihre wehklagende Stimme:

„Ach, Du mein armer, armer Junge! Kauf' Dir doch einen Honigtuchen und sprich darüber das Gebet zu den drei heiligen Helfern Ussynja, Borodynja und Mamentij Nikita. Sag' ihnen das alte Zauberwort: „Ach, Ihr drei heiligen Brüder, Ihr drei schnellen Winde, senkt doch den marternden Gram in die Brust der geliebten Dienerin Gottes — und dann nenne ihren Namen!...“

Motkej hatte sich auf den Fußboden gesetzt und suchte Koschemjakin näher zu sich heranzuziehen.

„Ach, wie hast Du mir mein Herz zerfleischt!...“ jammerte er. „Geh doch, Ljubka, hol' ihm die Anna her! Du hast solche Sehnsucht nach der Anka — gut, gib ihr einen Dreirubelschein, der Here! Und auch mir gib einen Dreirubelschein! Ach, ich bin ein solcher Schurke, Bruder! Nimm sie hin, ich will nichts mehr dagegen haben — so sehr hast Du mir das Herz gerührt!“

Und wie ein Wahnsinniger brüllte er dann laut auf:

„O Gott und Herr, warum hast Du mich nur geschaffen?..“

Alles wankte und schwankte ringsum, alles ging im Kreise, neben dem Ofen aber stand schweigend, einer Schildwache gleich, die große, breitschultrige Anna, die Arme über der Brust gekreuzt und die Augen zur Decke emporgerichtet; wie aus Stein gemeißelt stand sie da, und ihre Augen waren trüb und starr, wie bei einer Toten.

„Geh, verdamnte Hure!“ schrie Motsej sie an.

„Schimpf‘ nicht, Väterchen! Wohin soll ich denn gehen?“ klang ihre traurige, kalte Antwort.

„Esawelitsch, Matwejuschtsa!“ brüllte Tschapunow wie besessen, während er wie eine Spinne am Boden herumkroch. „Sieh hin — da steht sie, die mich erdrosselt! Zur Strafe hat sie mir der Herrgott geschickt. Für meine Gaunereien...“

Und plötzlich begann er laut zu grölen:

Auf dem Hügel vor dem Dorfe steht  
Lieblich blühend ein Wachholderstrauch...

„Anta, sing, Du Hure!“

Die Riesin am Ofen schloß die Augen und setzte mit auffallend schöner, sympathisch schwermütiger Stimme das Lied fort:

Drunter schimmert hell ein weißer Stein.  
Eingescharrt liegt dort mein trauer Schatz...

„Guck‘ sie Dir an, Matwejuschtsa... Ach, Du Zauberin!“ schrie der Alte und sang dann selbst weiter:

Der in dunkler Nacht erstochen ward.  
Wer’s getan, kam nimmer an den Tag...

Ljubka schwankte auf der Bank hin und her und heulte wie eine hungrige Wölfin los:

Nimmer ward bekannt, wer seine Brust  
Hat durchbohrt, wer ihm die Rippen brach,  
Wer sein schuldlos Blut vergossen hat...

Motsej wollte aufstehen, kam jedoch nicht empor und trabbelte weiter auf allen vierten herum, wobei er mit heiserer Stimme sang:

Ach, ein böser Räuber war’s gewiß...

Wie ein wüster Alp begleitete die Erinnerung an diese Menschen, Gespräche und Lieder Koschemjakin auf seiner Heimfahrt von Balymern nach der Stadt. Mitten in der Nacht fuhr er zurück, halbtrank von dem ungewohnten Brantwein genuss und mit einem Gefühl tiefer Beschämung.

„Das nennt man nun lustig sein!“ dachte er im stillen. „Alles so übel schmeckend... wie mit salzigen Tränen gewürzt... Diese Lieder, diese Länze — nichts als Lärm und Geschrei! Was nur die Menschen darin finden? Da verstand der Vater das Leben doch anders zu nehmen... wiewohl auch er manchmal aufgeheult hat vor Kummer und Leid...“

Das Pferd wollte eine raschere Gangart einschlagen, er hielt es jedoch mit lässiger Hand zurück:

„Esst... nur langsam, Brauner!...“

Am dunklen Nachthimmel blinkten hell die Sterne — er erinnerte sich, daß der Vater sie einmal russische Sterne genannt hatte. Und Jewgenija Petrowna wußte jeden der größeren Sterne beim Namen zu nennen. Auch für die Blumen hatte sie so merkwürdige, unbekannte Namen.

Ein Brandgeruch durchzog die Luft — irgendwo schwelte ein Torfmoor, der beißende Geruch kitzelte die Nase und benahm den Kopf. In der Sumpfniederung abseits vom Wege schrien die Eulen — es klang wie das Mäulen der Raken. Auch Jewgenija Petrowna, fiel ihm ein, hatte etwas von einer Rake, wenn sie so, ihr Kleid emporraffend und vorsichtig, um sich nicht zu beschmutzen, einen Fuß vor den andern setzend, über den Hof trippelte. Mehr jedoch glich sie in ihrer strengen Haltung einer Nonne, wenn sie auch mit Vorliebe helle Kleider trug. In die Kirche ging sie zwar nicht, von Christus jedoch sprach sie mit warmem Gefühl, und dabei furchtlos und unbefangen.

„Ihr Glaube an Gott ist anders als der unsrige, Jewgenija Petrowna“, hatte er einmal zu ihr gesagt, und sie antwortete darauf:

„Das ist wohl möglich — denn hier bei Ihnen wird wohl anerkannt, daß es einen Gott gibt, aber man glaubt nicht an ihn...“

„Wie ist das zu verstehen?...“

„So, wie ich's sage...“

„Daß es einen Gott gibt, wird doch von jedem Menschen anerkannt!“

„Ganz gewiß — Gott existiert, und auch Sie existieren, ein Zusammenhang jedoch existiert zwischen Gott und Ihnen nicht...“

Er war der Meinung, daß in dem, was sie da sagte, etwas Gefährliches, Ketzerisches liege, und er hörte daher auf, mit ihr davon zu sprechen.

„Wie soll ich ihr nun gegenübertreten?“ sagte er sich, als er sich der Stadt näherte. „Ich muß ganz abscheulich aussehen... Ich will gleich die Badestube heizen lassen und all den Schmutz von mir abwaschen...“

Wie er so dahinfuhr, von sinnloser Ausschweifung erschöpft und mit Rot bespritzt, kam er sich recht jämmerlich und verachtungswert vor. Er fühlte sich Jewgenija gegenüber schuldig und sehr, sehr klein, seine Beziehung zu ihr erschien ihm nun jedoch ruhiger und reiner.

Vor dem Hofstor angekommen, hielt er das Pferd ganz leise an, als ob er auf einen Diebstahl aus wäre, stieg ebenso leise vom Wagen und klopfte vorsichtig an die Pforte. Im nächtlichen Halbdunkel schimmerten ihm vom Tore die schamlosen Worte entgegen, die wieder irgendjemand groß mit Kreide hingemalt hatte.

„Die Schufte!“ dachte er ingrimmig, nahm seine Mütze ab und klopfte damit die Kreide von dem Zaune ab.

Das Pferd begann zu wiehern, und gleich darauf hörte man die raschen Schritte bloßer Füße daherkommen. Der Torriegel ward geräuschvoll zurückgeschoben, das Tor ging auf, und Schafir erschien in einem bis an die Ferseu reichenden langem Hemd in der Oeffnung. Schweigend nahm er das Pferd beim Zügel.



„Nur recht leise!“ sagte Matwojei. „Du weckst sonst alle Leute im Hause...“

„Tut nichts“, versetzte trübselig der Tatar.

„Das Thor ist wieder ganz vollgeschrieben...“

„Das machen sie immer.“

Matwojei ging die Haustreppe hinauf und fragte von dort aus:

„Ist Borja munter?“

Schafir, den man hinter dem Pferde nicht sah, antwortete überflüssig laut:

„Sie sind beide fort...“

Koschemjakin ließ sich unwillkürlich auf die Treppensufen nieder.

„Bei der Rentmeistersfrau wohnt sie...“

In gekränktem Tone, wenn auch seiner Worte nicht ganz sicher, murmelte Matwojei vor sich hin:

„Wie durfte sie wegziehen... ohne Erlaubnis des Wirts?... Sie hätte warten müssen... warum hast Du sie fortgelassen?“

Und unwillkürlich entfuhr es ihm:

„Was wird nun mit mir werden?“

Die kurze Sommernacht ging zu Ende, ihre Schatten wichen in die Winkel des Hofes und zwischen die Baumstämme des Gartens zurück. Es war Matwojei, als ob sie auch in seine Brust hineindrängen und sein Herz kalt und fest zusammenpreßten. Eine tiefe Müdigkeit lähmte seinen welken, vergifteten Körper, und Lubkas freischende Stimme klang in seinem Ohr:

Ach, ich arme Waise bin verlassen ganz...

Schafir, der in seinem langen Hemd einem wandelnden Toten glich, trat auf ihn zu und sagte leise:

„Ein Brief von ihr ist da...“

„Was soll mir ein Brief?“ versetzte Matwojei tonlos. „Was kann mir der nützen?“

„Gott hat es so bestimmt!“ sagte der Tatar und betrat den Hausflur. Die Thür knarrte — Matwojei sah sich um und dachte:

„Das ist nun alles...“

Lange saß er daun, bis es ganz hell ward, auf der Treppe und hielt den Brief in der Hand, ohne ihn zu lesen. Er war mit einer ganz kleinen Schrift bedeckt, die sich in schwarzen Reihen, im Dämmerlicht kaum unterscheidbar, auf dem weißen Briefbogen hinzog. Endlich, als der Himmel sich hellgrün färbte, und die Vögel im Garten erwachten, und die letzten Schatten vor dem siegreichen Morgen zurückwichen, begann er langsam, Zeile für Zeile, den langen Brief zu lesen. Und er las:

Lieber Matwojei Esawelitsch!

Ich habe Ihr Haus verlassen, um Sie nicht zu quälen, und ich werde wahrscheinlich bald ganz von Kururow wegziehen. Ich will von dem, was uns beide trennt, nicht reden, es ist mir sehr schmerzlich und peinlich, und ich glaube nicht, daß ich Ihnen etwas sagen könnte, was Sie davon überzeugen würde, daß ich recht habe. Seien Sie versichert: ich spreche aus ehrlichem Herzen, wenn ich Ihnen sage, daß ich keine Frau für Sie bin. Sie nur so aus Mitleid erhören — das vermag ich nicht, das habe ich einmal

einem Manne gegenüber getan, und ich mußte ihn dann vier Jahre lang belügen, ebenso wie mich selbst.

Doch genug davon. Ich wollte Ihnen noch für alle Freundlichkeiten danken, die Sie mir und meinem Sohn erwiesen haben, und auch dafür, daß Sie mir Gelegenheit gaben, so mancherlei Neues kennen und begreifen zu lernen. Furchtbar war das, was ich da vom Leben sah, und ich glaube, daß ich nun gelernt habe, einfacher von den Menschen zu denken und auf mein eignes Leben wie auf mich selbst mit ernstern Augen zu blicken. Geduld, Liebe und Arbeit — das scheint mir dasjenige zu sein, was überall not tut. Oh, wie sehr wünschte ich doch, daß auch Sie darüber nachdenken möchten, was eigentlich unser Rußland ist, und warum das Leben hier die Menschen so hart ankommt, warum sie so unglücklich und krampfhast aufgeregt sind, oder so unglücklich und schwerfällig, als seien sie versteinert. Es ist für Sie noch nicht zu spät zum Lernen, Ihre Seele ist noch jung, und es ist so schmerzlich zu sehen, wie nutzlos Ihr Leben dahingeht, wie Ihr gutes Herz verkümmert, dessen doch die Menschen so bedürfen, wie ja auch Sie des Guten so bedürftig sind. Solange ich lebe, werde ich an Sie denken als an einen Menschen, der einsam in dieser Kleinstadt lebt wie in einem großen Gefängnis, in dem alle Leute aus lauter Langweile die Gefängniswärter spielen und ihn beobachten. Mit Kummer nur kann ich an Sie denken. Seien Sie mir nicht böse, leben Sie wohl und vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen wehgetan habe.

Jewgenija Mansfurowa.

„Was für eine kleine Schrift sie hat!“ dachte Matwej und begann den Brief noch einmal von vorn zu lesen. „Ein gutes Herz soll ich haben — ja, warum wolltest Du mich dann nicht haben? Wenn ich für Dich nicht passe — für wen paß' ich dann sonst? Ja, wirklich lieb bist du zu mir gewesen — hast mich ein bißchen gestreichelt und bist weitergegangen. . .“

Von diesen kleine schwarzen Schriftzeichen jedoch, die anscheinend in aller Eile hingeschrieben waren, strahlte eine anheimelnde, wohlige Wärme aus, wie sie auch in ihrer Stimme und ihrem Blick gelegen. Er las den Brief noch einmal bis zu Ende durch, faltete ihn dann vorsichtig mit den Fingerspitzen zusammen und rief Schafir zu sich heran.

„Heiß' mir die Badestube,“ sagte er — „recht heiß. . .“

Schafir öffnete den Mund, als wenn er etwas sagen wollte.

„Laß mich allein, ich leg' mich jetzt schlafen“, sagte Roschemjakin. „Wach' mich, wenn das Bad fertig ist. . .“

Eine Woche wohl verbrachte er in heimlicher Erwartung, mit jedem Tage aber wurde diese Erwartung unstillter, ruhloser, und es war ihm, als stehe ein großer Schmerz ihm bevor. Sein Herz klopfte unruhig, als wollte es fragen:

„Was wird? Was wird?“

Er konnte es nicht glauben, daß nun alles für immer vorbei sein sollte. Es kam ihm so seltsam vor, daß Jewgenija nicht mehr im Hause war, und es schien ihm, daß er sich nie daran würde gewöhnen können. In Schafirs und Nataschas betrübnen Gesichtern wie in Merejs spöttischem Lächeln glaubte er eine Anklage gegen sich selbst zu lesen.

„Ob sie ihnen wohl gesagt hat, wie ich mich damals gegen sie benommen habe?“ dachte er, als er einsam im Garten dahinschritt.

Er hatte sich daran gewöhnt, am frühen Morgen die muntere Stimme des kleinen Boris zu vernehmen, die die Langweile aus dem Hause verschreckte, und er hatte den Knaben herzlich lieb gewonnen. Er hatte sich auch gewöhnt, mit Jewgenija über sich selbst und alle seine Angelegenheiten frei und ungezwungen zu sprechen, und er hörte so gern ihre zuversichtliche, überzeugte Rede. Immer deutlicher fühlte er, daß ihre Gespräche, ihre Urtheile, die ihm zwar oft so unverständlich und fremdartig vorkamen, aber doch stets in ihm gewisse besondere Gedanken und Gefühle weckten, ihm geradezu zum Bedürfnis geworden waren.

„Wie sie damals den Markuscha entlarvt hat!“ ging's ihm durch den Sinn.

Unwillkürlich verglich er diese wenigen kurzen Monate mit der ganzen langen, eintönig grauen Flucht von Jahren, die davor lagen, und es ward ihm klar, daß sie ihn aus seinem alten, gleichförmigen Leben im Winkel herausgerissen und an die Schwelle eines unbekannten neuen Lebens geführt hatte. Und nun, nachdem sie seine Seele ausgerüttelt und für immer mit Unruhe erfüllt hatte, war sie von ihm gegangen...

Mehr als einmal brauste er unwillig gegen sie auf.

„So sprich doch Deine Rede zu Ende,“ fuhr er sie im Geiste ärgerlich an — „sag' mir doch alles, damit ich klar sehe und mit Dir streiten kann! Gib mir Bücher zu lesen, versteh' sie nicht vor mir!... Vielleicht kann ich Dir beweisen, daß alles falsch ist, was Du sagst! Alles, auch das, was Du über das Volk redest, und auch das andere... alles ist vielleicht unwahr...“

Tagelang befaßte er sich damit, solche Reden gegen sie aufzusetzen, und er sparte dabei nicht mit Vorwürfen, Anklagen und selbst Spott — dann aber trat wieder ein Augenblick ein, in dem ihm seine Gedanken recht fade und überflüssig vorkamen und eine unstillbare Sehnsucht nach ihr sie in seiner Seele verdrängten.

Immer mehr und mehr ward es für ihn zur Gewißheit, daß er ohne diese Frau einfach nicht mehr leben konnte, daß er nun, nachdem seine Seele so in allen Tiefen aufgewühlt war, ohne sie zu Grunde gehen müsse. Nichts weiter würde ihm übrig bleiben, als im Rausche, in törichten Ausschweifungen, im Umgang mit käuflichen Weibern Vergessen zu suchen und mit allen Mitteln sich selbst zu täuschen, um sich nur irgendwie vor dieser schrecklichen Vereinsamung zu retten, die von neuem, kälter und trostloser denn je, auf ihn eindrang.

Starr und unbeweglich saß er bald da, bald dort im Garten, in dieses, gramvolles Gräbeln versunken.

„Ich will sie auffuchen und zu ihr sprechen: Tu mit mir, was Du willst, nur wende Dich nicht so von mir ab!...“ Was sie mir wohl antworten wird? Wenn sie auch da wieder sagt: „Nein, es geht nicht“?...“

Schrecklich ward ihm zumute bei diesem Gedanken. Und er nahm ihren Brief aus der Tasche, der schon ganz zerknüllt war und den er Wort für Wort auswendig konnte, und es gab ihm doch einen kleinen Trost, ihn zu lesen.



„Das Dokument hier... kann sie doch nicht ableugnen“, dachte er bei sich.

Eines Tages, als er nach dem Abendbrot in seinem Zimmer am offenen Fenster saß, hörte er Alexej's helle Stimme — er schien wieder einmal mit jemandem im Disput.

„Es gibt solche beruhigende Sprichwörter,“ sagte er, „die man wie einen heißen Umschlag den Leuten auf die wundte Stelle legt — zum Beispiel: Die Menschen sind einer wie der andere, alles Hofe wie Weinkleid, oder: Alles, was Mensch heißt, ist über einen Leisten geschlagen. Ich sage: das ist nicht wahr! Die Menschen sind alle verschieden, und sie sollen es auch sein. Nehmen wir zum Beispiel Jewgenija Petrowna — ist die vielleicht so wie wir andern? Oder unser Hauswirt — ist der etwa ein Kaufmann wie die andern hier in der Stadt? Alles andere ist er, nur kein Kaufmann! Eine Drehorgel sollte er sich um den Hals hängen und vor den Fenstern spielen!“

„Warum gerade eine Drehorgel?“ fragte sich Koschemjatin gutmütig lächelnd.

„Und ich — was bin ich eigentlich?“ fuhr Alexej in seinen Betrachtungen fort. „Nein, nein, die alten Stände gehen aus dem Leim, jeder will seinen eignen Spielraum haben. Wie ich in Wologda im Irrenhause angestellt war, da meinte der Doktor, der ein sehr gescheiter Mensch war, zu mir: mit jedem Jahr verlieren mehr Menschen den Verstand. Das kommt davon, daß sie zu denken angefangen haben, und weil sie eben nicht dran gewöhnt sind, kriegt die Seele einen Riß...“

„In der Stadt, heißt es, befassen sich jetzt viele mit Zauberel“, ließ sich Natascha vernehmen. „Nur Jewgenija Petrowna lacht darüber und sagt, das sei alles Unsinn...“

„Hör' mal, Alexej!“ rief Koschemjatin, den Kopf zum Fenster hinausstreckend.

Als der Hausknecht vor das Fenster hintrat, fragte Matwej ihn, ohne weiter böse zu sein:

„Was meinstest Du vorhin mit der Drehorgel?“

Der Hausknecht schielte nach seinen Ohren hin und antwortete, nicht eben allzu verlegen:

„Ach, das ist mir so entfahren... entschuldige nur, es war nicht böse gemeint!“

„Ich nehm's auch nicht weiter übel“, sagte Matwej lächelnd. „Du bist in Deinen Gedanken so frei wie ich in den meinen... Wovon war denn die Rede?“

„Von Frau Mansfurowa sprachen wir,“ versetzte Alexej, doch beeilte er sich, auf ein anderes Thema zu kommen: „Vom russischen Volke redeten wir auch, so im allgemeinen... Ich sagte nämlich, die meisten Menschen fühlten sich nicht wohl an ihrem Plaze, und dann verstanden sie sich auch gegenseitig nicht. Mein Onkel zum Beispiel hat ganz das Zeug zum Branntweinpächter, und dabei ist er Mönch geworden. Und in Penza war ich bei einem Richter als Diener, der machte unanständige Verse, was sich doch

für einen ernsten Richter nicht ziemt... Und so gibt's Beispiele in Hülle und Fülle. Sie zum Beispiel, dacht' ich so bei mir, sind ein Kaufmann, verstehen sich aber gar nicht aufs Auspressen der Leute... Und dann leben Sie so einsam, während doch ein Kaufmann Kinder haben müßte, zum Beispiel... entschuldigen Sie nur..."

"Ein jeder Bursche, hat gar keine Angst zu reden... scheint aber brav dabei", dachte Koschemjatin.

Zwei Tage darauf kam Alexej, als Koschemjatin über den Hof ging, mit ernster Miene auf ihn zu, nahm seine Mütze ab und bat um seine Entlassung.

"Warum denn?" fragte Koschemjatin ihn verwundert. "Noch keine zwei Monate bist Du da... was paßt Dir denn nicht bei mir?"

"Es paßt mir schon alles," versetzte Alexej, "aber es ist mal meinem Charakter zuwider..."

Er wandte sich zur Seite, lächelte für sich und erklärte dann mit einer gewissen Heftigkeit:

"Sehen Sie, ich hab's nämlich gern, wenn der Herr, dem ich diene, etwas bössartig ist und mich sozusagen in die Seele beißt, daß ich ihm dann wieder antworten kann... So bin ich nun mal — gar zu gern zank' und streit' ich mich, was soll ich dagegen machen?"

"Bist ein närrischer Kauz, mein Lieber!" meinte Koschemjatin, während er mit einer gewissen Neugier den unscheinbaren Burschen betrachtete. "Welchen Sinn hat es für Dich, von hier fortzugehen? Wohin willst Du denn gehen? Du bist doch wirklich kein Riese — wenn Du nun irgendwo zu schimpfen anfängst und sie Dir aus Versehen eins auf den Schädel geben..."

"Das ist nun mal so mein Charakter!" antwortete der Hausknecht, die Schultern hochziehend. "Es ist so langweilig hier in Ihrer Stadt, kein Mensch ist da, mit dem man ein bißchen disputieren könnte... Neulich sagte ich mal hier zu einem: 'Hast Du schon gehört, daß Zar Diokletian den Krähen vom Freitag an das Krächzen verboten hat?' Was hat er darauf erwidert? Die Augen riß er weit auf und fragte nur: 'Wirklich? Was haben sie ihm denn getan?' — Das ist doch zu trostlos, nicht wahr?"

"Ja, leicht ist es nicht, hier ein bißchen Trost zu finden", pflichtete Koschemjatin ihm leise bei. "Das hat mein Vater schon vor zwanzig Jahren herausgehabt..."

Der Hausknecht sah ihn scharf an, führte die Hand an den Mund und hustelte zum Zeichen der Höflichkeit leise, worauf er fortfuhr:

"Es ist übrigens nicht hier allein so langweilig... Ich habe in zehn verschiedenen Kreisen gelebt, im Gouvernement Penza wie in Kaluga — überall war's gleich öde! Überall wimmeln die Menschen wie die Würmer auf dem Friedhof herum: ist ein neuer Toter eingeliefert, dann machen sie sich über ihn her und fressen ihn auf, und ist keiner da, na, dann wimmeln sie eben so durcheinander."

Seine gelben Backen bliesen sich auf, und das überflüssige Bärtchen spräubte sich wie die Stacheln eines Igels.

„Gestern hab' ich mir den Selbstmörder angesehen...“ sagte er darauf.  
„Den Beamten aus dem Landschaftsbureau?“

„Ganz recht. Da liegt nun solch ein toter Mensch und sieht so zufrieden aus... als ob er zu mir sagen wollte: ‚Sieh, Bruder, ich bin tot — Du glaubst nicht, wie angenehm das ist!‘ Bei Gott... als ob er das Klügste getan hätte, was er nur irgend tun konnte...“

„Er hat stark getrunken...“

Der Hausknecht machte einen Schritt zur Seite, setzte seine Mütze auf und sagte trocken:

„Er hat's wohl nur aus Kummer getan...“

„Mag sein“, antwortete Koschemjatin gleichgültig und dachte bei sich:  
„Der Selbstmörder scheint ihm einen Schreck eingejagt zu haben...“

„Einmal will der Mensch doch auch lustig sein“, meinte Alexej — „man lebt doch eben nur einmal... Ich geh' also fort von hier, will mir fröhlicheren Aufenthalt suchen... Entschuldigen Sie nur!“

„Wie Du willst. Wohin gehst Du denn?“

Alexej dachte ein Weilchen nach und sagte dann:

„Ich wollte eigentlich nach Worgorod gehen und Schauspieler werden — aber ich habe einen Bruch und darf nicht laut schreien, und da meinte Jewgenija Petrowna, man würde mich nicht annehmen...“

„Wann sagte sie das?“

„Gestern.“

„Kommst Du denn noch mit ihr zusammen?“ fragte Koschemjatin leise.

„Gewiß! Sooft ich kann, geh' ich hin... Sie ist eine so großartig kluge Person, es ist ein Vergnügen, ihr zuzuhören...“

„Das ist's!“ sagte Matwej unwillkürlich. „Nun, so leb' denn wohl, Bruder!“

„Schönen Dank für alles!“ sagte Alexej und schüttelte die Hand des Hausherrn.

„Man lebt nur einmal...“ dachte Koschemjatin, während er im Garten auf und ab ging. „Und immer heißt es: Abschied nehmen!... Wie gleichgültig einem doch ein Mensch wird, wenn er von dannen zieht... Ach, diese unglückliche Stadt!...“

Er schloß für einen Augenblick die Augen und sah im Geiste mit aufdringlicher Deutlichkeit sein Haus und alles, was dazu gehörte, vor sich — er kannte alle Zaunlücken, alle Knorren im Gebälk, alle Sprünge und Spalten in den Wänden, er wußte, wie hoch jeder Baum im Garten war, und konnte alle Zweige nachweisen, die im letzten Jahre gewachsen waren. Selbst die Zahl der Haare in Schakirs Bart meinte er zu kennen, jedes Wort, das irgendeiner seiner Arbeiter nur sagen konnte, glaubte er schon im Voraus zu wissen.

Eine ganze Weile ging er, in Gedanken versunken, im Garten auf und ab. Und ein Entschluß reifte allmählich in ihm: „Ich will zu ihr hingehen“, sagte er sich, „und will zu ihr sprechen: ‚Du hast meine Seele ganz und gar verwirrt‘...“



Am Sonntagabend stand Koschemjakin vor dem sauberen Häuschen des Rentmeisters und wußte nicht, von welcher Seite er es betreten sollte: ob über die Bordertreppe, die nach den Wohnzimmern führte, oder über den Hof, von der Küche aus.

Er hatte Matuschkin häufig auf dem Rentamt gesehen: er war ein glattrasierter Herr von strengem Aussehen, mit einem bösen Zug um den Mund; er sprach kurz und barsch mit den Leuten und sah sie mit finstlerem, strafendem Blicke an.

„Er schreit mich womöglich an, wenn ich von vorn hineingehe“, dachte Koschemjakin unsicher.

Im Garten, hinter dem mit langen, spitzen Nägeln besetzten Zaune, ließ sich Boris helle Stimme vernehmen. Matwej fuhr zusammen — er wäre am liebsten über den Zaun geklettert, um den munteren kleinen Burschen um Schutz und Fürsprache zu bitten.

Er hockte sich auf die Hacken nieder, sah durch einen Spalt im Zaune und begann Boris leise zu rufen. Da bewegte sich plötzlich die Klinker am Torpförtchen, und Jewgenija Petrowna blickte selbst auf die Straße hinaus. Koschemjakin richtete sich auf, nahm die Mütze ab und verneigte sich.

„Seien Sie willkommen!“ ließ sich ihre freundliche Stimme vernehmen, und ihre Hand drückte warm und fest die seinige. „Warum sind Sie nicht schon längst gekommen?“

„Es ist doch nichts vorgefallen?“ wollte er sie fragen, schwieg jedoch und sah sie nur an.

„Ich sah Sie vom Fenster aus auf das Haus zukommen“, fuhr sie fort. „Kommen Sie mit in den Garten, ich will Sie mit der Frau des Rentmeisters bekannt machen. . . Sie wissen doch, daß sie ganz gelähmt ist. . .“

„Ich weiß nicht, ob ich hineingehen soll. . .“ versetzte Matwej zögernd. Das ihm wohlbekannte Lächeln glitt über ihr Gesicht.

„Sie fürchten sich wohl vor dem Rentmeister? Der ist auf Urlaub gefahren, für längere Zeit. . . Boris, sieh doch, wer gekommen ist!“

Borja kam aus den Büschen hervorgesprungen, stürzte sich mit lautem Freudengeschrei auf den Gast und hing an ihm wie eine Klette.

„Du hast mich wohl schon ganz vergessen?“ fragte Koschemjakin dumpf; er mußte an sich halten, um nicht in Tränen auszubrechen.

„Vergessen? Durchaus nicht, Dunkel Motja — mein Ehrenwort!“

„Bierzehn Tage ist's her, und Du. . .“

„Elf Tage sind es erst. . .“ verbesserte ihn Jewgenija Petrowna.

„Sie hat die Tage gezählt!“ dachte er freudig bewegt.

„Ich hab' keine Zeit gehabt“, rief Borja.

Banjuscha Chriapows weißblonder Kopf wurde sichtbar.

„Der Seiler ist gekommen!“ meldete Borja ihm laut.

„Guten Abend, guten Abend!“ rief die lockige Ljuba ihm entgegen und winkte mit den Händchen, die eben noch in der Erde gewühlt hatten und ganz schwarz waren.

„Da ist auch Warwara Dmitrijewna. . .“ sagte Jewgenija zu Koschemjakin.

In einem großen Korbsessel saß halb liegend eine auffallend kleine Frau, die ihm ihre Kinderhand reichte und ihn mit seltsamer, wie aus der Ferne klingender Stimme begrüßte:

„Ich bin sehr, sehr froh, Sie zu sehen...“

„Wart’ mal, Lante Warja!“ fiel Boris ihr laut ins Wort, „wir wollen ihm erst mal zeigen...“

„Verschwinde, Borja...“ rief seine Mutter ihm zu.

Jewgenija Petrowna ging selbst mit Boris tiefer in den Garten hinein, und es schien Matwej, daß sie sich absichtlich entfernte, um ihn ein Weilchen mit der Rentmeistersfrau allein zu lassen.

„Jewgenija Petrowna hat mir soviel Gutes von Ihnen erzählt...“ begann diese.

Koschemjakin fühlte sich bekümmert und blickte verlegen lächelnd in das durchscheinende kleine Gesicht der Frau, aus dem die Augen unheimlich groß hervortraten.

„Wie schrecklich sie aussieht!“ ging’s ihm durch den Kopf.

Langsam und leise, wie die Blätter an einem stillen Herbsttag, fielen die Worte von ihrem Munde, doch hatten sie einen angenehmen Klang. Koschemjakin gab ihr einsilbig Antwort und dachte dabei an alles das, was er von dieser Frau gehört hatte. Die Lästerzungen der Stadt hatten sich einstmals sehr eifrig mit ihr beschäftigt: es hieß, sie sei im ersten Jahre nach ihrer Ankunft in Durow sehr gefallsüchtig gewesen, und ihr Mann habe vor Eifersucht geraßt, sei später dem Trunke verfallen und habe sich eine Geliebte angeschafft, sie aber habe vor Scham darüber sich von aller Welt abgeschlossen und sei gleichsam gestorben — längst schon sprach man von ihr in der Stadt überhaupt nicht mehr.

Ein Lied leise vor sich hinsummend und sich mit einem Klettenblatt Luft zufächernd, kehrte Jewgenija zu den beiden zurück.

„Wissen Sie nicht, wieviel Wald abgebrannt ist?“ fragte sie Matwej.

„Ich habe nichts gehört... er brennt noch immer...“

„Es heißt, daß die Bauern ihn angezündet haben — ist das richtig?“ fragte sie, während sie sich der Hausfrau zu Füßen auf die Erde setzte.

„Es ist schon möglich“, antwortete Matwej. „Der Wald ist nicht gut gehalten, überall ist Windbruch und abgestorbenes Holz in Menge... Das Feuer fand viel Nahrung...“

„Die Bauern werden im Winter kein Holz zum Heizen haben...“

Sie sprachen von diesem und jenem, von den Menschen auf dem Dorfe und in der Stadt, und es bereitete Koschemjakin Freude, den beiden Frauen so zuzuhören, wie ihnen die Rede flug und glatt vom Munde floss. Auch er selbst machte zuweilen eine Bemerkung, und als er sah, wie die Rentmeistersfrau ihm aufmerksam zuhörte, schwand seine Bekümmtheit ganz und gar, und er fühlte sich leicht und frei wie in jenen kostbar schönen Stunden, da er im Zwiesgespräch mit Jewgenija die Frau in ihr ganz vergessen hatte. Sie saßen im Schatten zweier gewaltigen Linden, deren dichtes Gezweig fast den ganzen kleinen Garten wie ein grünes Dach überdeckte.

„Merej hat seinen Dienst verlassen“, erzählte Koschemjatin seiner ehemaligen Mieterin.

Sie hatte ihr Gesicht mit dem Klettenblatt bedeckt, daß nur die Augen sichtbar waren, die er gerade auf sich gerichtet sah.

„Ich habe ihm den Rat gegeben, von hier fortzugehen“, sagte sie. „Mag er sich in einer großen Stadt versuchen, dort ist das Leben doch vernünftiger. Auch Sie sollten dieses Nest hier verlassen...“

„Was soll aber werden, wenn alle von hier fortziehen?“ versetzte Matwjej lachend. „Es muß doch irgendjemand dableiben, wenn der Ort nicht verschwinden soll!“

„Müssen Sie es gerade sein?“

„Ich taue nicht für die große Stadt, ich bin zu schüchtern“, meinte Koschemjatin.

Und er erzählte von seiner ersten Reise nach Worgorod, wie er im Gasthause ein paar Leute kennengelernt habe, die ihn überredet hätten, mit ihm Karten zu spielen. Er habe nicht gewagt, ihren Vorschlag abzulehnen und sei bereits im Begriff gewesen, sich mit ihnen zum Spiel hinzusetzen — da habe der alte Büffettbedienter ihn auf den Korridor hinausgerufen und ihm gesagt, seine Partner seien Erzganner, die ihm unbedingt sein Geld abnehmen würden. Der Alte habe ihm vorgeschlagen, er solle sich solange in ein leeres Zimmer begeben — er wolle den Spielern sagen, daß man ihn in einer eiligen Angelegenheit abgerufen habe. Drei Stunden lang habe er in dem leeren Raum eingesperrt gesessen, und wie er endlich in sein Zimmer kam, habe er die Entdeckung gemacht, daß man ihm sein eignes, gutes Dauntenkissen gegen ein grobes Federtkissen vertauscht hatte. Auf der Straße habe er das Gefühl gehabt, als seien die Einwohner von Worgorod seine geschworenen Feinde — ein Malergeselle habe ihn von oben bis unten mit grüner Farbe bespritzt, und die Kaufleute, denen er seine Ware gebracht, hätten sich, weil er noch so jung war, einen üblen Scherz mit ihm erlaubt: sie hätten ihn betrunken gemacht, und dann... Was sie dann weiter mit mir machten, kann ich gar nicht erzählen!“ gestand er verlegen, ohne die Frauen anzusehen. „Als ob ich gar kein Russe gewesen wäre, sondern irgendein Wilder, den sie erst hätten taufen müssen... nur daß sie zu der Taufe kein Weihwasser nahmen...“

Ueber das durchsichtige Gesicht der Rentmeistersfrau huschte ein dunkler Schatten, und während sie mit den kleinen Händen ihr Haar zurückstrich, sagte sie:

„Woher kommt das nur, daß bei uns überall das Bestreben herrscht, in allen Dingen den Menschen Gewalt anzutun? Sobald jemand nur ein klein wenig anders ist als die andern, fallen gleich alle über ihn her und ruhen nicht eher, als bis sie ihn um sein bißchen Eigenart gebracht haben...“

„Sie meinen eben,“ versetzte Jewgenija lebhaft, und ihre Worte klangen Matwjej so bekannt und vertraut — „daß das Glück der Menschen im toten Gleichgewicht, in wechselloser Ruhe, in der Unveränderlichkeit besteht, und darum ist ihnen alles verhaßt, was diese Ruhe auch nur ein wenig stört...“



„Immer sagt sie dasselbe!“ dachte Koschemjakin. „Das ist bei ihr wie ein tägliches Gebet. . .“

„Es müßte mehr solche Menschen geben wie Sie, Schenja!“ sagte die Rentmeisterin mit einem Seufzer.

„Schenja — ich werde sie nie bei diesem Rosenamen nennen dürfen!“

Dieser betrübende Gedanke störte jedoch nicht den stillen Frieden in seiner Brust: ringsum war alles so anheimelnd und behaglich, hell klangen die munteren Stimmen der Kinder, und die Freundschaft der beiden Frauen berührte ihn so sympathisch, wenn er auch anderseits ein klein wenig Mitleid mit ihnen empfand. Sie kamen ihm so einsam vor in diesem Dnurow — ihre Art zu sprechen, ihre Bewegungen, ihre Gesichter, selbst ihre Kleider und Schuhe: alles war bei ihnen anders, als er es sonst zu sehen gewohnt war. Als wenn auf einem Schutthaufen aus zwei Samenzkörnern, die der Wind zufällig von fernher angetrieben, mitten zwischen dem Unkraut für kurze Zeit zwei fremde Blumen erblüht waren.

In allem, was sie sagten, klang etwas so Menschenfreundliches, sie verurteilten niemanden, sondern suchten für jedermann und für alles nach Rechtfertigungsgründen.

„Das ist sonst nicht hiesige Art“, dachte Matwej, von der Dentweise der beiden Frauen aufs angenehmste berührt. „Hier bei uns verurteilt man alles, selbst den Versuch, einen andern zu rechtfertigen. . .“

Spät am Abend erst verließ er das Haus, innerlich versöhnt mit Jewgenija, wenn auch nicht beruhigt.

„Sie ist keine Freundin der Ruhe“, dachte er schwermütig bei sich — „nun denn, die meinige hat sie gründlich gestört! Was soll ich nun beginnen?“

Er war fortan ein häufiger Gast im Hause des Rentmeisters, saß dort stundenlang, und wenn er Jewgenija nicht antraf, schüttete er der kranken Hausfrau sein Herz aus: sein Leben sei ins Schwanken geraten, sagte er, in früherer Weise könne er nicht weiterleben, und auf eine neue Lebensweise verstehe er sich nicht. Es bleibe ihm, meinte er, nichts weiter übrig, als sich dem Trunke zu ergeben.

„Oh, nicht doch, nicht doch!“ schrie sie förmlich auf und blinzelte ängstlich mit den sterbensmüden Augen. „Das kommt alles nur daher, daß Sie sehend geworden und an das Sonnenlicht nicht gewöhnt sind. . .“

„Sehend geworden — worin denn?“ fragte er mit ungeheuchelter Verwunderung.

Er verstand wirklich nicht, was sie meinen konnte, und ihre Worte erschienen ihm unangenehm süßlich, inhaltslos und überflüssig. Er wollte nur, daß sie seine Klagen Jewgenija übermitteln möchte, die seit einiger Zeit immer irgendwo zu tun hatte und sich vor ihm zu verstecken schien.

Er wagte es nicht mehr, ihr von seiner Liebe zu sprechen — einmal hätte er mit ihr noch unter vier Augen sich aussprechen und ein letztes Wort mit ihr austauschen mögen, doch gab sie ihm keine Gelegenheit dazu.

Eines Tages jedoch traf er sie unerwartet am Hofeingang, und da machte sie ihm eine Mitteilung, die ihn wie ein Blitz vom heitern Himmel traf:

„Nun,“ sagte sie laut, in herzhaftem Tone — „in drei Tagen reise ich ab von hier!“

Wie vernichtet stand er vor ihr und wußte kein Wort zu entgegnen.

„Gehen wir aufs Feld hinaus!“ schlug sie vor und nahm seinen Arm.

Und wie sie so dahinschritten, preßte sie seinen Ellbogen an ihre Seite und sprach leise:

„Nun, mein Lieber... mein großes Kind... Sie tun mir so leid — wie mein Bruder, ein Sohn...“

„Schenja!“ flüsterte er — „was soll aus mir werden?“

„Nun, ja — Schenja! So begreifen Sie doch: nicht aus Rücksicht auf mich welgere ich mich, sondern weil ich Sie nicht täuschen will!“

Er sah ihr ins Gesicht und erkannte sie fast nicht wieder: etwas so Herzliches, Trautes lag in ihren Zügen. Der Atem stockte ihm, als ob sein Herz verschmolze und in heißen Strömen seinen Körper durchflösse.

„O meine Teure, Geliebte!“ flüsterte er leidenschaftlich — „nun ist schon alles gleich! Ich denke ja nicht mehr an eine Heirat... Ich würde doch nur wie ein Hund hinter Dir herlaufen, und einen Hund magst Du eben nicht...“

„Nicht doch, reden Sie nicht so!“ sagte sie, um sich schauend.

„Um eins aber bitte ich Dich jedenfalls,“ fuhr er voll Nährung fort — „bleib mir wenigstens eine liebe Schwester! Vergiß mich nicht ganz... Schreib zuweilen, gib mir Nachricht von Dir...“

„Ja, unbedingt!“

„Schreibe auch von Borja...“

„Sie werden noch eine Frau finden, die besser ist als ich“, sagte sie, während sie an ihrem Kleide herumzupfte.

Er machte eine Handbewegung, die besagen sollte, daß alle seine Hoffnungen hin seien.

„Nein,“ sagte er, „auch ich will niemanden täuschen... Immer würde ich nur Dich in jeder andern sehen — wäre das nicht unrecht?“

Sie gingen bis nach dem Mordwinenfeld — einem mit Rasen bewachsenen Plage, auf dem die Leute von Nturow die Trunkenbolde und Selbstmörder zu begraben pflegten. An einer Stelle, an der offenbar erst kürzlich jemand verscharrt worden war, war das Gras noch nicht wieder gewachsen — es sah aus, als sei dort die Haut von der Erde abgezogen.

„Segen wir uns einen Augenblick“, sprach Jewgentja zu ihrem Begleiter.

Er ließ sich folgsam wie ein Kind neben ihr nieder. Dann nahm er ihre Hand, streichelte sie und sprach dabei leise:

„Leb' wohl, meine liebe Schenja, leb' wohl, Teure...“

„Hören Sie,“ sagte sie, ohne ihm ihre Hand zu entziehen, während sie seine Schulter mit der Ihrigen berührte — „geben Sie mir etwas Geld...“

„Nimm soviel Du brauchst...“

„Ich brauche nichts für mich!“ sprach sie, und es klang, als fühle sie sich ein wenig verletzt. „Ich werde dafür Bücher kaufen, die ich Ihnen hierher schicken will, verstehen Sie? Sie sollen diese Bücher lesen...“

„Ich habe Dich nicht tranken wollen, Jewgentija Petrowna — verzeih!“ sagte Roschemjatin und ließ unwillkürlich ihre Hand los.

„Sie haben mich nicht gekränkt, mein Lieber“, sprach sie. „Sie meinten es sicherlich gut... ich bin ja arm, wie Sie wissen...“

„Ja, sie ist arm“, fuhr es ihm durch den Sinn, und der Gedanke, sie durch sein Geld zu fesseln, sich ihrer Dankbarkeit zu versichern, tauchte plögl. sich in ihm auf.

„Nimm von mir, Jewgentija Petrowna,“ sagte er laut — „sowie Du willst! Ich bitte Dich darum...“

„Gut,“ versetzte sie zustimmend, „dann geben Sie mir... nun, sagen wir: zwanzig Rubel... Ich habe ja nicht einmal das Reisegeld...“

„Reisegeld! Zwanzig Rubel!“ entgegnete Matwej. „Was können die Dir nützen? Du brauchst doch auch für Borja Geld, und überhaupt zum Leben...“

„Nun, das sind spätere Sorgen,“ sagte sie unbestimmt — „wenn ich's einmal nötig haben sollte...“

„Und wieviel brauchst Du jetzt?“

„Jetzt?..“

Sie dachte ein Weilchen nach und sagte dann mit ernster Miene, als ob es sich um Tausende handelte:

„Jetzt würde ich fünfundzwanzig Rubel brauchen — nicht zwanzig, sondern fünfundzwanzig!“

„Wie dumm ich doch bin!“ schalt Roschemjatin sich selbst und schlug verwirrt die Augen nieder. „Wie konnte ich nur glauben, daß sie auf diese Weise zu gewinnen sei? Sie kennt ja nicht einmal den Wert des Geldes!“

Als sie nach der Stadt zurückgekehrt waren und Matwej sich von ihr verabschiedet hatte, gab es für ihn keinen Zweifel mehr:

„Sie wird abreisen — und mich vergessen... Und ich — ich werde hier verwildern wie ein Haustier, das in den Wald entläuft, und werde vergehen vor Gram...“

„Am festgesetzten Tage reiste sie in aller Morgenfrühe ab, vor Sonnenaufgang, als die Stadt noch im Schlafe lag.

Ihr Gesicht war rosig angehaucht, und ein lebhafter Ausdruck lag darauf, in den Augen aber schimmerte ein unruhiger, trockener Glanz. Wie sie so in dem grauen Segeltuchmantel, mit dem weißen Schleier um die Stirn, die weiten, lang herabhängenden Ärmel schwenkend, um den kleinen Wagen herumliefe, erinnerte sie ganz an einen Zugvogel, der sich mit seinem Herbstflug verspätet hatte.

Boris, der nicht ausgeschlafen hatte, blinzelte mit den müden Augen und war schlecht gelaunt.

„Warum hat man so kleine Pferde vorgespannt?“ fragte er mütterlich den Tataren Schatir.

„Unsere Pferde alle klein sind hier“, versetzte der Tatar.

„Die können den Wagen doch gar nicht so weit ziehen... das sind ja verkleidete Hunde!..“



Natascha ging im Hofe auf und ab und trocknete mit dem Schürzenzipfel ihre verschwollenen Augen.

„Jewgenjuscha Petrowna,“ sagte sie mit wehklagender Stimme, „die Pfannkuchen hab’ ich in ein Säckchen getan, unter dem Kutscherfisch liegen sie...“

Schafir, der den blauschimmernden, glattrasierten Kopf entblößt hatte, band den alten Lederkoffer der Abreisenden hinten am Wagen fest, und der junge Kutscher, dessen breites Gesicht ganz mit Sommersprossen bedeckt war, half ihm dabei ächzend und schnaubend.

Koschemjakin stand am Tore, streichelte Worjas buschigen Kopf und sagte zu ihm:

„Also, hörst Du: vergiß mich nicht! Du wirst doch schreiben, wie? Von Deiner Mutter, von Dir selbst... wie es Euch geht... nicht wahr?“

„Das ist doch selbstverständlich!“ antwortete ihm der kleine Bursche brummend.

Die Rentmeisterin steckte den zerzausten Kopf zum Fenster hinaus und rief, ihre tonlose Stimme anstrengend:

„Sie bleiben doch zum Tee, Matwej Sjawelitsch?“

„Herzlichen Dank... wenn’s erlaubt ist...“ erwiderte der Angesprochene, während seine Augen Jewgenija zugewandt blieben.

Diese sprach von ganz überflüssigen Dingen, ihr Auge irrte voll Unruhe und Zerstreuung bald dahin, bald dorthin, und die hastigen unsicheren Bewegungen gemahnten wieder an einen Vogel — man hat ihm den Käfig aufgetan, das Türchen steht vor ihm offen, und er hüpfst hin und her, blickt mit den runden Augen ins Freie und kann sich doch nicht zum Ausflug entschließen, als ob er im stillen befürchtete, daß die geöffnete Tür vielleicht eine neue Falle sein könnte.

Ein Gefühl des Mitleids regte sich in Koschemjakin.

„Nun fährt sie auf und davon,“ dachte er — „ganz allein reißt sie in die Welt hinaus — wohin nur? Ganz allein...“

„Fertig!“ sagte Schafir, der den Koffer glücklich befestigt hatte.

Jewgenija Petrowna trat, den Schleier emporchiebend, zu Matwej hin.

„Nun...“ begann sie, faßte ihn beim Armel und führte ihn in das Haus hinein, wobei sie hastig sagte: „Ich muß erst mal von Warwara Dmitrijewna Abschied nehmen... und von Ljuba... Die schläft noch ganz fest, ich möcht’ sie am liebsten gar nicht wecken...“

Matwej hatte das Gefühl, daß sie eigentlich etwas ganz anderes sagen wollte, doch schwieg er still.

Er blieb im Vorzimmer und hörte, wie drinnen, im Wohnzimmer, unter lautem Schluchzen Küsse getauscht wurden. Er blickte zum Fenster hinaus, auf die Hügel vor der Stadt, die sich wie Geschwülste auf der Erdoberfläche ausnahmen. Der Wald in der Ferne sträubte sich rauh und ungasflich empor, aus den dunklen Schluchten tauchten griesgrämig die Dörfer auf, von den Windungen des Flusses wehte es wie ein kühler Hauch, und durch alles dies zog sich endlos die staubige Landstraße hin.

„Nun, leben Sie wohl, mein Freund...“

Sie legte ihm die kräftigen Arme auf die Schultern, sah ihm mit den feucht schimmernden Augen ins Gesicht und sprach hastig irgendwelche tröstenden Worte, er aber umarmte sie, küßte sie auf Stirn und Wangen und sprach, ohne auf ihre Reden zu achten:

„Vergiß mich nicht, um Christi willen... ich bin doch immerhin auch — ein Mensch! Vergiß mich nicht, bitte...“

„Ich werde schreiben... recht oft werde ich schreiben... leben Sie wohl!“

Dann stand er auf der Vortreppe, blickte ihr mit den umflorten Augen nach und sah voll Eifersucht, daß sie auch Schatir ganz ebenso küßte wie ihn. Der Tatar stampfte dabei mit den Füßen wie ein Pferd, stieß sie mit dem blauen Schädel gegen die Schulter und rief schluchzend:

„Ach, Du Herrliche...“

Auch Natascha kam weinend hinzu, mit ausgebreiteten Armen, und so tanzten sie gleichsam zu dreien einen bitter-schmerzlichen, krampfhaften Abschiedstanz.

„Alle haben sie lieb gewonnen, nicht ich allein...“

„Ach, Gott!“ rief Borja, der bereits ungeduldig im Wagen hin und her sprang. „Komm doch schon her, Onkel Matwej!“

Er ging zu dem Knaben hin und sprach mit müder Stimme:

„Du schreibst also, wie? Ich bitte Dich darum...“

„Gewiß doch... ganz lange Briefe schreib' ich...“

Er klopfte Matwej auf die Backen und Ohren und schnaubte dabei mit der Nase, um die Tränen zurückzuhalten, die aber doch ihren Weg fanden und an seinem Kinn heruntertropften.

Auch dem Kutscher dauerte das Abschiednehmen zu lange, er suchte mit der Peitsche über der Kruppe des Deichselpferdes herum, wandte sich auf dem Bock nach Matwej um und sagte mürrisch:

„Wir sollten endlich fahren...“

Und sie fuhren endlich ab, von einer Staubwolke umgeben, unter Hufestampfen, Schellengeläut und lauten Zurufen. Jewgenijas weißer Schleier wehte lang über den Wagen hin, und ihre Hand winkte zurück, aus dem Fenster aber gab ihr die Rentmeisterin, ihr Taschentuch schwenkend, Antwort.

Zwei Hunde stürzten irgendwo hervor, streckten sich lang, als wenn sie von Gummi wären, und jagten hinter dem Wagen her.

„Run ist sie fort, unsere Liebe, Gute!“ sprach die Rentmeisterin, ihr Taschentuch an die Augen führend. „Kommen Sie, Matwej S Sawellisch, wir wollen Tee trinken und von ihr sprechen...“

„Gleich komm' ich...“ murmelte Koschemjakin leise, schritt dann jedoch plötzlich vorwärts und folgte wie unbewußt dem Wagen.

Er ging ganz leise, als wenn er sich an etwas heranschleichen wollte, das ihn unwidderstehlich vorwärtszog, und so gelangte er, ohne es selbst zu merken, immer nur auf den Weg schauend, aus der Stadt hinaus.

Dort eilte hüpfend, in einer grauen Wolke von Staub, ein dunkler Punkt davon, und wenn eine Bodenerhebung ihn verbarg, war's ihm, als ob ein Krampf sein Herz ergriffe. Jetzt fuhr der Wagen den letzten Hügel

hinauf, jetzt war er über ihn hinweg — und den Blicken für immer entschwunden.

Roschemjakin blieb stehen und zog die Mütze vom Kopfe:

„Leb' wohl, Zjemgentija Petrowna!“

Vor einer Stunde hatte er sich mit Schrecken vorzustellen versucht, was wohl mit ihm sein würde, wenn sie fort wäre, und nun war sie wirklich fort! Es war ihm ja auch recht traurig und schwer ums Herz, aber er hatte in seinem Leben schon schwerere, bitterere Stunden erlebt. Es beunruhigte ihn förmlich, daß sein Schmerz nicht so groß war, wie er erwartet hatte, und er begann wieder rasch und lebhaft vorwärtszuschreiten und horchte dabei auf das, was in seinem Innern sich regte.

„Recht müde bin ich in diesen letzten Tagen geworden!“ dachte er, sich gleichsam vor irgendjemand rechtfertigend. „Ich wartete und wartete immer... und nun ist's entschieden... und es ist mir fast leichter ums Herz! Wenn ein Toter im Hause ist, kommt's einen ja auch recht schwer an... Ruht er aber erst im Grabe — dann wird einem leichter zumute... das ist nun mal nicht anders...“

Die Birken am Wege, deren Laub der Herbst schon gelb gefärbt hatte, hoben sich klar und scharf in der kühlen, reinen Morgenluft ab. Auf den schmalen Ackerlandstreifen schritten langsam, die Köpfe hin und her bewegend, kleine Bauernpferde vor dem Pfluge daher: blau und rot gekleidete Bauern folgten ihnen schweigend, die Blicke zur Erde gerichtet, die rostbraun und trocken war. In den ausgetrockneten Straßengraben schimmerten gelbe und blaßblaue Blumen über dem verstaubten Rasen.

Er gelangte auf den Hügel, auf dem er zum letztenmal den Wagen erblickt hatte, blieb stehen und sah mit feuchten Augen nach den dunkelblauen Waldmassen, in denen die Landstraße sich verlor. Dann ließ er den Blick in die Runde schweifen: dort zog sich in zahlreichen Windungen der Fluß über das unebene Feld hin, als sei er unentschlossen, wohin er sich wenden solle. Die Fluren glichen einem alten, verwachsenen Schachbrett, dessen Felder ungleichmäßig eingeteilt und wirr durcheinander geraten waren. Die Wälder am Rande, die das Ganze umrahmten, schienen den leeren Himmel zu stützen, über den ein letzter Schwalbenzug schnell wie der Blick dahinschoß. Vereinzelte Heuschrecken zirpten kaum hörbar da und dort, und von den Aekern tönten wie leise Seufzer die düsteren Zurufe der Bauern herüber: „Na, Brauner, so mach' schon...“ — „Vorwärts, Alterchen, vorwärts...“

Es schien Matwej, als sei seine Brust hohl und leer wie das Innere einer Glocke und als hänge das Herz darin schwer und kalt und habe zu nichts Lust und Willen.

In der Ferne dehnte sich die Stadt, die Kreuze ihrer Kirchen hoch in die blaue Himmelsweite emporstreckend; kaum hörbar läuteten die Glocken, dumpf dröhnte das Hämmern der Böttcher, die nun viel Arbeit hatten, da die Zeit für das Einlegen des Sauerkohls und der Pilze gekommen war.

„Die Frauen haben doch viel mehr vom Leben!“ dachte Matwej unwillkürlich — „was haben sie nicht alles zu tun und zu schaffen...! Die



Wirtschaft... und die Kinder vor allem... Ja, die stehen ihnen viel näher!"

Ueber dem Walde ging die bleiche Herbstsonne auf, und aus der Stadt kamen, ihm entgegen, Menschen auf die Landstraße heraus, gleich Mäusen, die ihre Löcher verlassen hatten.

Er sah nach der Stadt hin und dachte:

„Alle verlassen Dich, Du altes Nest... Wer nur irgend von besserer Art ist, hält es in Dir nicht aus... Wie oft ist mir der Gedanke schon durch den Kopf gegangen!"

Er erinnerte sich, wie er auch einmal so dagestanden und auf die Stadt geschaut hatte und wie sie ihm damals als ein gefesselter Gefangener erschienen war, der sein Mitleid erregte. Dieses Mitleid erwachte nun wieder in seiner Brust.

Im hellen Schein der Morgensonne sah er Dturow daliegen. Er blickte auf die kleinen Häuschen, die aus den herbstlich gefärbten Gärten hervorlugten. Unbebaute, öde Plätze gähnten zwischen den einzelnen Anwesen, von denen jedes seine eigne, einsame Sonderexistenz führte. Immer heftiger regte sich in ihm das Mitleid mit dem alten, duckmäuserischen Neste dort unten; die Brust trampfte sich ihm schmerzhaft zusammen, und Tränen traten ihm in die Augen. Er hätte in die Stadt eilen, sich auf dem Marktplatz hinstellen und den Vorübergehenden zurufen mögen:

„Ach, Ihr lieben Leute, Ihr meine unglücklichen Mitbürger — wie unendlich leid tut Ihr mir doch! Alle kehren sich ab von Euch, alle werfen sich zum Richter über Euch auf, und niemand liebt Euch, niemand ist Euch Freund! Ach, wie tut Ihr mir leid, meine lieben, guten Leute!..."

Lange gab er sich diesem wehmütigen Gedankengange hin, dann aber reckte er sich empor, wischte sich mit der Faust die Tränen aus den Augen und tat mit Gewalt seinem Gefühlserguß Einhalt:

„Sie werden gar nicht auf mich hören... Und wenn sie es schon tun, dann werden sie mich auslachen... Das ist alles, was ich von ihnen zu erwarten habe..."

Und er ließ den Kopf auf die Brust sinken, sich selbst ein Fremder.

---











